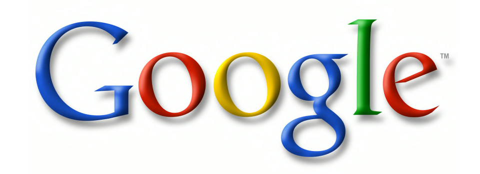





Digitized by Google

Adolf Stahr's

gesammelte

Kleine Schriften.

Zweiter Band.

Kleine Schriften

zur Litteratur und Kunst

von

Adolf Stahr.

Zweiter Band:

Biographisches und Kritisches.

Berlin.
Verlag von J. Guttentag.
(D. Collin.)
1872.

An Dr. Hermann Althof,

Arzt in New-York.

Mein geliebter Freund!

In dem Augenblicke wo ich mich anschickte, Dir diesen zweiten Theil meiner gesammelten „Kleinen Schriften" über den Ocean zu senden, trifft mich die frohe Kunde Deines Briefes: daß wir endlich, nach elfjähriger Trennung, Deinen Besuch und die Freude des Wiedersehens in den nächsten Tagen zu erwarten haben.

So möge denn dies kleine Buch Dich bei der Ankunft in Europa freundlich begrüßen und Dir ein Zeichen sein der unwandelbaren herzlichen Liebe

Deines Freundes

Adolf Stahr.

Berlin, den 8. April 1872.

Inhalt.

I. Biographische Skizzen und Nachrufe.

II. Zu unsern Klassikern.

1. Lessing.

2. Zu Goethe und Schiller.

Karl Immermann.

(1844.)

Karl Immermann.

(1844.)

I.

„Mit Kraft begannen, die mit Schönheit enden."
Immermann.

Als vor kaum drittehalb Jahren die Trauerkunde von Immermann's plötzlichem und unerwartetem Tode durch Deutschland erscholl, traf dieselbe wie ein Wetterschlag aus heiterem Himmel die Herzen der Menschen gerade in dem Augenblicke, in welchem sich die deutsche Nation dessen bewußt zu werden begann, was sie an diesem ihr völlig angehörenden Dichter besitze.

Die Trauer war tief und allgemein, und jedes Bruchstück, das nach seinem Tode aus dem Nachlasse des Dahingeschiedenen von Freundeshand zu Tage gefördert wurde, ließ die Größe des Verlustes nur um so tiefer ermessen, der hier unsere Literatur getroffen hatte.

Dies galt vornehmlich auch von den Memorabilien des eigenen Lebens, von denen kaum ein Drittheil beendet war, als ein grausames Geschick den Faden dieses Lebens selbst zerschnitt. Was seitdem als Ergänzung an einzelnen Bausteinen aus dem Nachlasse mitgetheilt worden, kann, so unschätzbar es jetzt sein muß,

doch für den Verlust nicht entschädigen, den die Litteratur und Geschichte unserer Zeit durch die verhinderte Vollendung des Ganzen erlitten hat. Die ganze Bildungsgeschichte des bedeutenden Mannes, sein akademisches Leben und Streben, die Einsicht in den Bildungsproceß des werdenden Dichters während der langen Entwickelungsjahre dieser schwer ringenden und in die Tiefe arbeitenden Natur, ist zum Theil an Lebensverhältnisse und Ereignisse geknüpft, zu denen uns jetzt der Zugang fehlt. Und doch bedarf gerade diese Periode seines Ringens und Strebens, um die dichterischen Erzeugnisse derselben völlig verstehen und würdigen zu können, jenes biographischen Schlüssels von Lebensmittheilungen und Selbstbekenntnissen, wie sie für Goethe's Jugend in so reicher Fülle vorliegen, und wie sie die Fortsetzung der Memorabilien ohne Zweifel gebracht haben würde, wenn wir aus dem im ersten Bande Gegebenen einen Schluß auf den Inhalt der folgenden Bände zu machen berechtigt sein dürfen. Bis hier die Hand eines näheren Freundes, wie Schnaase oder Uechtritz, ergänzend eingreift, müssen wir uns begnügen, aus den dichterischen Produktionen jener angedeuteten Periode selbst biographische Rückschlüsse auf die Lebensverhältnisse zu versuchen, unter denen sie entstanden*).

Für ein besonderes Glück haben wir es indessen zu achten, daß uns durch den Anfang jener Memorabilien der Boden und die Atmosphäre vollständig geschildert worden, unter deren Einflüssen eine so eigenartige Erscheinung und ein so vielfach mißverstandener Charakter wie Immermann ihre erste Gestaltung erhielten. An diese Darstellung werden wir uns daher vorzugsweise bei der Jugendgeschichte des Dichters anzuschließen haben.

*) Diese Ergänzung ist später gegeben in dem Buche: Karl Immermann. Sein Leben und seine Werke (herausgegeben v. G. zu Putlitz), Berlin 1870. Zwei Bände.

Karl Lebrecht Immermann, der älteste von sechs Geschwistern, ward am 24. April 1796 zu Magdeburg geboren. Sein Vater, Preußischer Kriegs- und Domainenrath, leitete seine Abstammung nicht ohne Stolz von einem schwedischen Offiziere, Peter Immermann, ab, der mit der Armee des großen Schwedenkönigs Gustav Adolf als der erste dieses Stammes nach Deutschland gekommen war, für „teutsche Gewissensfreiheit“ bei Lützen mitgefochten und sich zuletzt auf einer wüsten Hofstelle im Dorfe Etgersleben bei Magdeburg seßhaft gemacht hatte. Von diesem Stammvater der Familie hatte sich dieselbe durch Landleute, Handwerker, Schullehrer und Prediger verbreitet, bis sie in Immermann's Vater zu einem für jene bescheidenen Zeiten hochgeschätzten Ansehen gelangt war. Durch diese Familientradition knüpften sich die ersten historischen Eindrücke des Knaben an die lichte Heldengestalt des dreißigjährigen Krieges, den das grause Geschick der eigenen Vaterstadt noch näher an Gemüth und Phantasie des erwachenden Knaben brachte. Die zweite große Gestalt, um die sich gleichfalls eine Art von Heroenkultus der Familie bewegte, war Friedrich der Große, von dem Vater Immermann's stets nur „der König“ schlechtweg genannt, selbst als bereits der Enkel desselben den Thron bestiegen hatte. Immermann's Vater, im Jahre 1750 geboren, hatte sich erst als Fünfundvierziger verheiratet, und konnte so dem Sohne aus eigenem Gedächtnisse von dem siebenjährigen Kriege und den Thaten des preußischen Kriegshelden erzählen, in dessen Dienste er als Auditeur bei dem General Saldern seine frischesten männlichen Jahre verlebt hatte. Er gehörte, wie Schnaase ganz in Uebereinstimmung mit Immermann's eigener Darstellung sich ausdrückt*), zu jenen ächt preußischen

*) In dem kurzen Nekrologe Immermann's, in der Beilage zur Preußischen Staatszeitung von 1841, Nr. 268.

Beamtennaturen, bei denen die strenge Disciplin, welche die Regierung Friedrich Wilhelm's I. charakterisirt, mit der Begeisterung, die durch Friedrich den Großen erzeugt worden, sich zu einer festen Persönlichkeit verbunden hatte. Unumschränkte Herrschaft des Vaters in seinem Hause, wie des Monarchen in seinem Reiche, pünktlicher, schweigender, vertrauender, aber doch reglementsmäßiger Gehorsam der Seinigen gehörten zu seinem Systeme. Widerspruch wurde überhaupt nicht geduldet („nicht raisonnirt!“ war der altpreußische Grundsatz), ein überflüssiges Wort selten gestattet. Bei alledem war er ein höchst zärtlicher Vater, der neben der Last seiner Amtsgeschäfte den ersten Unterricht nicht bloß bei seinem Erstgebornen, sondern auch bei seinen folgenden fünf Kindern übernahm. Doch möchte ich Schnaase nicht beipflichten, wenn er hinzusetzt, daß die Liebe der Kinder ihrer Ehrfurcht zu dem Vater gleichgekommen sei. Es fühlt sich aus Immermann's Darstellung heraus, daß jener schweigende Gehorsam, jene scheue Ehrfurcht dem hingebenden Vertrauen schadete und in dem Kreise der Familie eine Insichgezogenheit und lautlose Scheu vor dem Familienoberhaupte erzeugte, die der geistigen Atmosphäre immer etwas Gedrücktes verleiht. Laute Aeußerung der Freude und kindischen Lust war nur an einzelnen Saturnalientagen verstattet, an denen die leitende Hand des Vaters die straffen Zügel der Disciplin absichtlich lockerer ließ. Ein Verhältniß gemüthlichen Vertrauens und offener Mittheilung dessen was das Innere des Knaben bewegte, existirte nicht, wohl aber geben die Memorabilien Züge des Gegentheils, welche über das bestehende Verhältniß und dessen Einfluß auf den sich bildenden Charakter keinen Zweifel lassen. Gewiß ist es, daß dieser Einfluß in vielem Betrachte dennoch ein heilsamer war. Von dem früh als höchstes Muster männlichen Wesens betrachteten Vater, dessen genaueste Bezeich-

nung die altrömische Virtus geben möchte, erhielt der Sohn das Gepräge einer fast schroffen Festigkeit und Regelrechtigkeit, verbunden mit unerschütterlicher Rechtschaffenheit und einem tiefen patriotischen Gefühle. Von ihm stammte auch die Neigung für persönliche Heroengestalten der Geschichte, so wie überhaupt Immermann's Ansicht von dem Verhältnisse der Persönlichkeit und ihrer Einwirkung auf das Weltganze und dessen Entwickelung, die ihn z. B. später einer mythischen Geschichtsauffassung, wie er sie in Niebuhr und Strauß erlebte, so feindselig machte. Aber wie die Eigenthümlichkeiten der Eltern auf begabte Kinder gewöhnlich eine Doppelwirkung ausüben, indem sie theilweise auf sie übergehen, theilweise durch den Widerspruch den Gegensatz hervorrufen, so war es auch hier der Fall. Die Forderung unbedingten, schweigenden, appellmäßigen Gehorsams, die in der norddeutschen Familie jener Tage aus der Ansicht von dem unbedingten Eigenthumsrechte der Eltern in Bezug auf die Kinder entsprang, die Strenge und Herbigkeit der Erziehung, der Mangel an freier Aeußerung, die Scheu vor vertrauender Hingebung ließen bleibende Spuren in Immermann's Wesen zurück. Daher schrieb sich z. B. wohl jene einsame Eigenartigkeit und schroffe Absonderung, jene zurückhaltende Scheu und Befangenheit, besonders fremden Persönlichkeiten gegenüber, so wie ein gewisser mit beiden zusammenhangender Zug der Unsicherheit und des Mißtrauens, wie sie spät noch an dem Manne hervortraten, und eigentlich erst in den letzten Jahren seines Lebens mehr und mehr bewältigt wurden. Dazu kommt noch ein zweites. Gutzkow hat einmal die innerste Eigenthümlichkeit Immermann's dahin ausgesprochen, daß in demselben als Hauptfactoren der Dualismus zweier selten, und noch seltener in solcher Vollendung vereinigten Elemente, Verstand und Phantasie, anzunehmen sei, denen als den beiden

Polen alle seine Produktionen zusteuerten. Hiermit sei, bekannte Immermann selbst mündlich gegen mich, zum erstenmale etwas ausgesprochen, was in der That den innersten Kern seines Wesens treffe.

Dieser Dualismus nun, an dessen Ueberwindung und Versöhnung der Dichter ein ganzes Leben lang zu ringen hatte, ward vorzugsweise durch Immermann's Jugenderziehung zu der ganzen Schärfe und Tiefe des Gegensatzes aufgeklüftet.

Die entschiedene dichterische Anlage des Sohnes begegnete einem Vater und Erzieher, nach dessen Ansichten die schöne Literatur in die Kategorie des Ueberflüssigen gehörte und daher, als dem Nützlichen schädlich, in seinem Hause streng verpönt war. Die bei Immermann, wie bei allen talentvollen Kindern früh entbrannte Lesewuth, mit der die Phantasie des Knaben namentlich in dem Genusse der Dichter schwelgte, erfuhr von dem Vater weniger eine Leitung als vielmehr eine strenge Unterdrückung, die denn nothwendig zur Heimlichkeit des Genusses führte. Daß der Vater dabei in „allerstrengster Weise" verfuhr, bezeugt wohl schon die harte Strafe, welche der unschuldigen Lectüre des Polyeuct von Corneille in einer alten Wiener Uebersetzungsschwarte zu Theil ward*). Dem unwiderstehlichen Drange des Knaben nach allem Dunklen, Geheimnißvollen, Umhüllten, dem Zuge einer Phantasie, die in dem Kleinsten und Unscheinbarsten das Größte und Bedeutendste ahnend zu erspüren trachtete, begegnete die kalte, trockne, scharfe und dabei doch imponirende Verstandesrichtung eines Vaters, der als ächter Sohn seiner Zeit die „Aufklärung" als das Höchste erachtete, und dem jene Seite seines Wesens in irgend einem Zuge zu vertrauen für den Knaben die unmög-

*) Memorabilien I. S. 171. ff.

lichste aller Unmöglichkeiten, ja nahezu ein Frevel erschien. „Der Athem der Friedericianischen Aufklärung," sagt Immermann selbst in den Memorabilien*), „umwehte uns von allen Seiten, und des Offenbarungsglaubens kam uns gar wenig zu." Aber wie tief er diesen Mangel in seiner Jugenderziehung empfand, hat er in dem Romane „die Papierfenster eines Eremiten" ausgesprochen, aus welchem besonders folgende Stelle aus den Briefen Friedrichs, in dessen Schicksal der Dichter gar Vieles von seinem eigenen Leben und Wesen verwebt hat, hierher gehört: „Du weißt wie ich auferzogen bin, die Eltern starben, ehe ich zum Bewußtsein kam. Der Oheim, der sich meiner annahm, ein rechtschaffener Mann, stammte aus den Zeiten der Aufklärung her, und haßte Alles, was sich nicht begreifen und demonstriren ließ. Er meinte es herzlich gut. Statt der Bibel bekam ich Götzens nützliches Allerlei, statt der Kindermärchen den entlarvten Aberglauben in die Hände. Eine Wärterin wurde fortgejagt, weil sie uns vom schwarzen Kater erzählt hatte. Der Oheim ging nie in die Kirche und hielt keinen dazu an. Ich erinnere mich, daß ich im zwölften Jahre über die Existenz Christi disputiren hörte. Der Oheim sagte, er sei deshalb davon überzeugt, weil auch Tacitus der Person erwähne. Ich werde bitter und will es doch wahrlich nicht sein. O ihr Erzieher, bedenkt ihr das Schicksal der euch Anvertrauten so wenig, daß ihr euch immer nur gehen laßt, und nie auf die zarte Pflanzung Acht habt, daß ihr mit wüster Hand in das schöne Gebiet kindlicher Ahnung greift? Die Natur lernte ich nur aus Büchern kennen, ich wußte alle Genera Plantarum nach Linné am Schnürchen herzuzählen, sah aber im Freien den Eichbaum für den Schlehenbusch an.

*) I. S. 49.

Wie spielt um andrer Menschen Jugend ein goldner mystischer Nebel, — wie lange haben sie in einer geheimnißvollen Zauberwelt gelebt! meine Geschichte ist arm und trocken."

„Dennoch ließen sich Phantasie und Herz ihre angestammten Rechte nicht rauben. Die Geister waren todtgeschlagen; nun ängstigte mich die wesenlose Stille bei Nacht und Tage, eine unbegreifliche, alberne Furchtsamkeit trieb mich aus der Einsamkeit in die Gesellschaft. Ich sah nichts und scheute das gespenstige Nichts. Meine Empfindung wollte einen Gegenstand, und ich wandte sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit auf einen dummen häßlichen Jungen, der sie spöttisch zurückwies. Fast wahnsinnig machte mich seine Kälte, ich wollte Liebe ertrotzen — ich trug ihm den Stuhl nach, entschuldigte ihn in der Schule, war sein ewiger Partisan im Kampfe, sparte mir vom Taschengelde ab, um seine Wünsche zu erfüllen, und weinte halbe Nächte durch, daß mir das Alles nichts von seiner Seite einbrachte als ein heiseres greinendes Lachen *)."

Man sieht, hier sind die Farben von dem vierundzwanzigjährigen Poeten stärker aufgetragen, als sie sich in dem Bilde finden, welches der vierundvierzigjährige Mann von den eigenen Jugendzuständen entwarf. Aber die Grundlage ist in beiden dieselbe, nur die leidenschaftliche Empfindung jener Ein- und Nachwirkung erscheint gemildert.

In die oben geschilderte Gestaltung des Familienlebens von Immermann's Jugend fuhr nun der Wetterstrahl eines ungeheuren Weltgeschicks, die Zertrümmerung des preußischen Staates im Jahre 1806. Preußen und das Friedericianische Preußenthum waren dasjenige, was der Knabe als das Erhabenste

*) Die Papierfenster eines Eremiten, herausgeg. v. K. Immermann. Hamm 1822. S. 9—10.



und Mächtigste anzuschauen und zu betrachten gewöhnt war. Dem Heroenkultus Friedrich des Großen hatte sich verehrende Neigung und begeisterte Liebe zu Friedrich Wilhelm III. und der schönen Königin Louise zugesellt. Beide Persönlichkeiten waren dem Knaben unmittelbar vor der furchtbaren Katastrophe nahe getreten, als sie unter dem Jubel der Magdeburger diese Stadt besuchten. Von einem gemeinsamen deutschen Vaterlande hatte eine Zeit keine Ahnung, in welcher Napoleons Siege über die Oesterreicher den Jubel der ächten Preußen erregten, deren stolzes Sicherheitsgefühl übrigens, einem möglichen Zusammentreffen mit dem soldatischen Vergewaltiger gegenüber, selbst auf den zehnjährigen Knaben übergegangen war. Da geschah das Entsetzliche, das Unerwartete: die Trümmer des bei Jena vernichteten Preußens — denn das damalige Preußen schien das Heer, — strömten in wilder Flucht nach Magdeburg, und die erste große Anschauung des für solche Eindrücke durch Anlage und Erziehung hinlänglich gereiften und empfänglichen Knaben war der grausenvollste Sturz und Ruin, der schmachvollste Feigheitsverrath in der eigenen Vaterstadt, die völlige Auflösung aller öffentlichen Verhältnisse, kurz das Erwachen einer ganzen Generation aus historischen Träumen, die für Wirklichkeit gegolten hatten, zu einer Wirklichkeit, die fast wie ein grauser Traum aussah.

In Folge dieser Ereignisse, durch welche Immermann's Vaterstadt nebst seinem eigenen Vater von Preußen abgetrennt wurden, nahm der strenge Ernst der Familie einen noch trüberen Charakter an. Immermann hat diese Umwandelung in seinen Memorabilien mit einer Meisterschaft geschildert, die mich hier nur auf seine Darstellung verweisen läßt. Iffland gilt ihm als der Quellenschriftsteller der ethischen Zustände jener Zeit, über deren

Familienbau das Dach damals zusammenstürzte. Die Isolirung der Familie trat besonders stark in den an den Feind abgetretenen Landestheilen hervor, mit ihr die Liebe und Sehnsucht nach dem verlorenen Vaterlande, als dessen Vertreter das Regentenhaus und sein Haupt erschien. Die in allem Wechsel der Zeit gleich gebliebene tiefe Anhänglichkeit und Verehrung Immermann's für beide wurzelte in den Erlebnissen jener Prüfungszeit.

Ueber seine Schulbildung spricht Immermann nirgends. Er erhielt sie auf dem Klostergymnasium u. l. Frauen in Magdeburg. Der Drang nach der goldnen akademischen Freiheit, der bei jenem Jugendgeschlechte leidenschaftlicher wie irgend jemals, aus den doppelten Motiven des allgemeinen Despotismus und dem verstärkten Drucke der Familienschranken hervorbrach, erfaßte auch ihn und führte ihn noch vor vollendetem siebzehnten Jahre zu Anfange des Frühlings 1813 zur Universität Halle, die er bezog, um nach der Bestimmung seines Vaters die Rechte zu studiren.

II.

Es war ein wunderbares Geschlecht, diese Jugend, welche sich damals auf den deutschen Universitäten befand. Die Einflüsse, unter denen sie herangewachsen, hat Immermann in den letzten Abschnitten seiner Memorabilien vortrefflich geschildert. Noch nicht durch Reflexion abgebraucht, durch die Eindrücke des früheren Lebens nicht eingenommen, empfing sie von dem Kriegs- und Weltsturme der modernen Völkerwanderung gewisse, für ihre ganze Zukunft bestimmende Eindrücke. „Während die Lehre ihr das Faßlichste bot, die Familie sie lyrisch stimmte, die Litteratur

sie an tugendhafter Hand in das Weite führte, riß das Größeste, das Unfaßlichste ihre Seele auseinander, brachte die schneidendste Skepsis die wunderlichste Curve hinein.“ So nannte Immermann den Despotismus das reinste Erziehungsmittel seiner Jugend. „Das Leben in einer seiner ungeheuersten Entfaltungen half die damalige Jugend mit erziehen. So war keine frühere, so ist die spätere Jugend nicht erzogen worden. Die damalige Jugend lebte mehr in starken Vorstellungen als in umfassenden, mehr in Gefühl und Entschluß als in Verstand und Betrachtung.“ Ihren Durchschnittszustand möchte er eine edle Barbarei nennen.

In den ersten blutigen Rosenmonaten der deutschen Erhebung genoß Immermann die Honigmonate seiner akademischen Freiheit. „Nach Giebichenstein und Cröllwitz wurde allabendlich gepilgert, die Saale in Kähnen, die nicht viel breiter und sicherer sind als die Canots der Wilden, bis zur Höltybank befahren. Zwischen den grünen Büschen des Giebichensteiner Gartens oder unter den Felsen von Cröllwitz lagerte sich die junge Horde, seelenvergnügt bei der schmalsten Kost, und dort ging uns Tieck's Gestirn auf, welches wir eben kennen gelernt hatten, und das uns mit unsäglicher Freude erfüllte. Wirklich stieg da die wundervolle Märchenwelt uns empor in der alten Pracht, und wie oft stürmten wir jauchzend über den Jäger im Runenberg, über den Kater, die Studenten Löwe und Tieger, das Rothkäppchen und den König Gottlieb in mondbeglänzter Zaubernacht, die den Sinn gefangen hielt, heim.“ Die Sonnenstrahlen des poetischen Eindrucks hatten sich damals noch nicht durch die schwere dumpfe Nebelschicht jener schwerschrötigen Deutschthümelei und ihrer Lyrik durchzuarbeiten, unter deren Einflusse wenige Jahre später Goethe und Tieck, wie überhaupt Litteratur und Poesie, Kunst und Bil-

dung der studirenden Jugend entfremdet zu werden begannen. Die herandräuende Nähe eines ungeheuren Weltentscheidungs-kampfes diente nur dazu den poetischen Genuß des Augenblicks für diejenigen zu erhöhen, die noch außerhalb seines Bereiches sich befanden. Fouqué's Zauberring, Arnim's Gräfin Dolores und Ahasver, Brentano's Ponce de Leon, kurz die ganze Romantik und Hyperromantik jener Zeit ward in allem Champagnerschaum sprudelnder Frische genossen. Daneben lief eine Begeisterung für Schiller, die an Andacht gränzte. Ueber jene poetischen Anregungen hinaus ragte noch eine andere Erscheinung der edelsten Schönheit. Die von Goethe gebildete Weimarsche Schauspielergesellschaft, damals in ihrer höchsten Blüte, spielte in Halle und Lauchstedt, und Immermann, der von frühster Jugend an einen unwiderstehlichen Hang zum Dramatischen gefühlt hatte, und doch durch seine strenge Erziehung so gut wie völlig vom Theater abgeschnitten gewesen war, erlebte hier das Glück, daß der offene und unentweihte Sinn des Jünglings gleich von einem Höchsten in seiner Art entzündet wurde. Noch im reifen Mannesalter gedachte er der dort empfangenen Eindrücke mit Entzücken. „Ich war bis zu meinem siebzehnten Jahre vielleicht drei- bis viermal im Theater gewesen, und nun wurde mir, der ich durch etwas Falsches noch nicht geirrt worden war, diese Offenbarung des Feinen, Würdigen, diese Musik des Vortrags, dieser Reigentanz des Ganges und der Geberden, dieser Aether der Poesie, wodurch der große Dichter seine Anstalt zum Abdruck der eignen harmonischen Brust gemacht hatte. Von Vergnügen war da nicht die Rede, sondern entzückt war ich und verzückt; die alte Kirche, worin man die Bühne aufgerichtet hatte (jetzt steht an ihrer Stelle das Hallische Universitätsgebäude), war mir eine geweihte Halle und die Andacht zum Gottesdienste

des Wortes, welcher darin seine Stätte fand, flammte vermuthlich brünstiger als die frühere des Orts." Diese Eindrücke wurden ihm formgebend für die ganze Zukunft. An sie knüpften sich seine späteren Bestrebungen für eine Regeneration der deutschen Bühne, Bestrebungen denen nicht der Erfolg fehlen sollte, wohl aber die Gunst des Glücks, die den Erfolgen allein Dauer verleihen konnte.

Mitten unter diese Kunst- und Lebensstudien, denen sich denn die „nach Gelegenheit besuchten" juristischen und philosophischen Collegien, sowie die mit Vorliebe gehörten Vorlesungen des alten Schütz über Horaz' Episteln und Aristophanes' Frösche nebst der beständigen Privatlectüre seines Lieblingsschriftstellers Tacitus angeschlossen, fiel die Aufhebung der Universität durch Dekret des über dieselbe schwer erzürnten Franzosenkaisers. Die Alma Friedericiana ward wüst und leer, und auch Immermann, der den Befehl des Vaters: vor Ablauf des ersten Universitätsjahres nicht nach Hause zu kommen, für solch' ein außerordentliches Ereigniß nicht gegeben ansah, pilgerte heim nach Magdeburg. Allein er hatte sich geirrt. Der römisch strenge Mann verwies ihm gemessen die Uebertretung seines Gebotes. Nur zwei Tage durfte er zur Erholung im Vaterhause rasten, dann mußte er nach Halle zurückkehren „um dort für sich zu studiren, bis der Vater anderweitig über ihn bestimmen werde". Gehorsam kehrte er zurück und verlebte in der gespenstischen Oede der verlassenen Stadt peinliche Tage und Wochen bis mit der großen Entscheidungsschlacht von Leipzig die allgemeine Bewegung auch ihn in die Wege fortriß, die so viele Andere gingen. Den Vater sollte er nicht wiedersehen: er starb in dem von Tauenzien belagerten Magdeburg.

Mit höchster Begeisterung schloß sich Immermann dem Kampfe

gegen den Unterdrücker des Vaterlandes an, ward aber bald von einem Nervenfieber befallen, das ihn an den Rand des Grabes brachte, und ihm erst dann gestattete zu seinem Detachement zu stoßen, als der Feldzug bereits beendet war. Für Immermann war dies ein harter Schlag, und er verfiel darüber, wie Schnaase erzählt, in einen Zustand von Schwermuth, der an Verzweiflung gränzte; die Besorgniß der Seinigen um ihn stieg in dem Grade, daß der Wiederbeginn des Krieges nach Napoleons Rückkehr ihnen fast als ein Glück für ihn erschien. Von diesem Kriege und seinen Abenteuern wissen wir nur, daß Immermann den blutigen Entscheidungskampf bei Belleallianee mitfocht, und mit den verbündeten Heeren in Paris einzog. Als Offizier verabschiedet kehrte er in die Heimath zurück, gestählt an Seele und Leib, bereichert mit einem Schatze von Erfahrungen, ein Mann im Jünglingsalter, denn der Krieg reift schnell. In Halle wurden die unterbrochenen Studien wieder begonnen, 'auch die Theilnahme am Weimarischen Theater ruhete nicht, und die originelle Gestalt eines wenige Meilen von Halle im Gebirge wohnenden, begüterten alten Oheims, zu dessen zahlreichen Steckenpferden auch das Theaterwesen gehörte, gab Gelegenheit, sich in eigenen phantastischen Scherzen zu versuchen. Diesem alten Oheime, dessen Theaterliebhaberei Immermann später in dem Lustspiele „die Verkleidungen“ mit so frischem Humor ausgebeutet hat, hat er in seinen Memorabilien ein Denkmal in einem eigenen Kapitel, errichtet, welches ich dem Schönsten derartiger Schilderung in unserer Litteratur beizähle, und aus dem die ganze Seligkeit frischer, ausgelassener Jugendlust wie Waldesduft und Quellengeriesel uns entgegenhaucht.

Die Festigkeit seines Charakters und sein unverzagter Muth des Entschlusses und der That sollten schon im Verlauf seiner

wiederbegonnenen Universitätsjahre auf eine entscheidende Probe gestellt werden. In Halle hatte sich noch vor dem Entstehen der Burschenschaft zu Jena eine Studentenverbindung, Teutonia genannt, gebildet, welche trotz allen Anflugs vaterländischer Gesinnung dennoch in Formen und Grundsätzen das alte landsmannschaftliche Princip festhielt, an dessen Zerstörung gerade damals die besten Köpfe und edelsten Herzen der Jugend arbeiteten. Trotzdem, daß die Grundlage jener Verbindung die Idee der Einheit des deutschen Volks sein sollte, fehlten ihr doch die Grundfesten derselben: Allgemeinheit, gleichmäßige Freiheit und Berechtigung der Einzelnen und Schützung der Rechte Aller, wie sie die spätere Burschenschaft erstrebte. Der Despotismus roher Gewalt, mit welcher sie die nicht ihrer Verbindung Angehörenden, die schlechtweg Sulphuristen (Schwefelbande) genannt wurden, verfolgte, grenzt an das Unglaubliche, und einzelne Züge, die mir davon durch ehemalige Teutonen selbst bekannt worden sind, tragen das Gepräge einer rohen Unmenschlichkeit, gegen die sich jedes Gefühl empören mußte. Immermann befand sich in diesem Falle. Jene Verbindung hatte einen armen Studenten, der ihren Vorschriften sich nicht fügen wollte, öffentlich und schmählich gemißhandelt. Man hatte ihn am hellen Tage auf öffentlichem Platze beim Austritt aus dem Knapp'schen Auditorium am großen Berlin zu Halle „gehetzpeitscht", ja selbst das Haus des Kanzlers Niemeyer, wohin sich das arme Opfer dieser Brutalität geflüchtet, war nicht als Asyl geachtet worden. Dieser Akt der Ungerechtigkeit veranlaßte Immermann, die Gleichgesinnten unter seinen Kommilitonen zu einer feierlich erklärten Mißbilligung des Vorgefallenen und zu entschiedener Protestation gegen verjährte Mißbräuche auf den deutschen Universitäten zu vereinigen. Die Folgen dieses Schrittes blieben nicht aus.

Immermann sah seine Person von jenen Machthabern in einer Weise bedroht, gegen welche die Maßregeln des ohnmächtigen akademischen Senats nicht ausreichend oder nicht kräftig genug schienen. Er war in seinen vier Wänden nicht mehr an Leib und Leben sicher. Da faßte der zweiundzwanzigjährige Jüngling den Entschluß, sich zur Aufrechthaltung des Gesetzes unmittelbar an das Oberhaupt des Staates zu wenden. Er eilte nach Berlin, überreichte eine von ihm und zwei Kommilitonen unterzeichnete Vorstellung dem Könige selbst, und erlangte dadurch eine Kabinetsordre, welche kräftigeres Einschreiten der Behörden zur Folge hatte. Leider habe ich die kleine Schrift, in welcher er diesen ganzen Vorfall der Oeffentlichkeit übergab, nirgends auftreiben können. Dagegen liegt mir eine zweite vor, (Letztes Wort 2c. Leipzig, Klein 1817), in welcher er die Anschuldigungen seiner Gegner siegreich und kräftig widerlegte, und die nicht weniger für Immermann selbst, als für jene Zeit und das Treiben der Jugend von damals bezeichnend ist. Wie sehr aber die öffentliche Meinung eines großen Theils seiner Alters- und Standesgenossen gegen jene Schrift eingenommen war, beweist wohl am besten der Umstand, daß Immermann's Schrift auf dem Wartburgsfeste mit verbrannt wurde. Immermann hat später diese Studentenwirren in seinem ersten Romane (die Papierfenster eines Eremiten S. 28—30) mit einigen Strichen angedeutet, sein Verhältniß zu denselben jedoch nicht klar genug dargestellt. Dahingegen finden wir in den dort niedergelegten Betrachtungen über die unselige That Sand's (S. 86—87) eine Reife des Urtheils, die Immermann's Verhältniß zu jenen Schwärmern charakterisirt, und die damals selbst älteren Männern, wie man am besten aus Solger's Briefwechsel sieht, fehlte.

Zu Ende des Jahres 1817 verließ Immermann die Univer-

sität und trat in den Staatsdienst. Hier arbeitete er bis 1819 als Auskultator und Referendar in Magdeburg und Groß-Aschersleben, in welchem Jahre er als Auditeur nach Münster versetzt wurde. In den vier Jahren, welche er hier verlebte, drängte sich die lange gehegte poetische Productionslust mit einer Fülle von Arbeiten hervor. Manches von lyrischen und dramatischen Gedichten, was schon auf der Universität begonnen war, ward hier vollendet. So erschienen in rascher Folge die Gedichte „Jung Osrik“ und „das Requiem“ (im Fouquéschen Frauentaschenbuche für 1820), das Lustspiel „die Prinzen von Syrakus*),“ drei Trauerspiele: „das Thal von Ronceval“, „Edwin“, und „Petrarca“**), der Roman „die Papierfenster eines Eremiten“***) und eine Sammlung von Gedichten†). — Die falschen Wanderjahre, welche damals von Quedlinburg „in die Welt hinaustrabten“ und einer kleinlichen Verketzerung unseres größten Dichters, die sich in gewissen Kreisen zu regen begann, das Wort liehen, veranlaßten Immermann, solcher Verkennung in Scherz und Ernst entgegenzutreten. So entstanden die beiden Schriften: „Ein ganz schön Trauerspiel von Pater Brey dem falschen Propheten in der zweiten Potenz gedruckt in diesem Jahr“, und der: „Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre††)“. Auch das Trauerspiel: „König Periander und sein Haus“ (1823), das vortreffliche Lustspiel „das Auge der Liebe“ (1824) und eine Novelle „der neue Pygmalion“ gehören in diese Münstersche Periode.

Von allen diesen Jugendarbeiten hat Immermann bekanntlich, mit Ausnahme eines vielfach umgeschmolzenen Theils der Gedichtsammlung, nichts in die spätere Sammlung seiner Schriften

*) Hamm 1821. **) Ebendas. 1822. ***) †) Ebendas. 1822. ††) Beides Münster 1823.

aufgenommen. Streng wie er war in seiner Selbstkritik, „legte er dabei selbst Manches zurück, was ihm aus ältern Zeiten her lieb war, weil ihm die Stimmung nicht erscheinen wollte, es noch einmal als frischen Stoff zu betrachten und in diesem Gefühl zu verjüngen". Wir aber werden bei diesen Jugendarbeiten um so eher etwas länger verweilen dürfen, weil sie für Immermann's Entwickelung eben so bedeutend, als im Ganzen wenig bekannt sind.

Unter ihnen ist der Roman: „die Papierfenster eines Eremiten" ganz aus der subjectiven Lage und Stimmung des Dichters hervorgegangen. Es ist die Krankheitsgeschichte eines durch doppelten Liebesirrthum zerstörten Herzens, welche der Dichter, dessen eigenstes Leben dabei auf's Tiefste betheiligt ist, zu schildern versucht. Der Stoff der in Briefform gekleideten Novelle ist einfach. Friedrich liebt Cölestinen. Die Gluth seiner Empfindung überrascht und überwältigt bei ihrem ersten Hervorbrechen den Gegenstand seiner Neigung. Sie läßt ihn einen Augenblick die volle Erwiederung seiner Gefühle hoffen, während sie schon im nächsten aus ihrer Ueberraschung erwachend fühlt, daß sie ihn nicht liebe, ihm nicht angehören könne. Fast um sich vor ihm zu retten, reicht sie einem andern ihre Hand. Friedrich lange verzweifelnd und ruhelos umhergetrieben, findet endlich in der ländlichen Einsamkeit engumfriedeter Zustände einer Pachterfamilie Beruhigung, ja Ersatz des Verlornen. Ein liebenswürdiges Landkind gewinnt sein krankes Herz, aber ihr und ihm zum Verderben. Wie früher Cölestine so täuscht sich hier Friedrich über den wahren Grundgehalt seiner Neigung. So schön der Traum dieser neuen Liebe aufblüht — und die Schilderung derselben ist ein Meisterstück, würdig den schönsten Partien von Immermanns letzter Dichtung an die Seite gesetzt zu werden, — so furchtbar ist das Erwachen.

Der Getäuschte kann den Selbstbetrug sich nicht lange verhehlen, Kultur und Natur bleiben unversöhnt. Das Feldblümchen, verpflanzt aus seiner unschuldigen Umgebung, für die es die Natur schuf, in den Ziergarten der Modekultur, verstreut seinen Duft vergebens selbst für den, der sonst an ihm so gern sich erquickte. Das Erscheinen des Gegenstandes der ersten Liebe zerreißt den letzten Faden der selbstgesponnenen Herzenstäuschung. Sowohl Geist als Herz bricht bei dem Anblick der Wahrheit, Friedrich nimmt Gift. Vom Tode gerettet, siecht er an Leib und Seele unheilbar krank noch traurige Tage hin, denen freiwilliger Hungertod ein Ziel setzt. Dieser letzte Theil des Romans ist nur aus Tagebuchsblättern, Reflexionen und dichterischen Bruchstücken zu entnehmen, die den zweiten Abschnitt des Ganzen bilden.

Man sieht: wir stehen auf Wertherischem Boden. So allgewaltig beherrschte Goethe's Romandichtung noch diese Generation, daß Immermann, ohne Zweifel der kräftigste Geist derselben, weder hier noch anderthalb Jahrzehnte später in den Epigonen sich ganz seinem Einflusse zu entziehen vermochte. Shakspeare und Goethe's Jugenddichtung wühlen hier in der jugendlichen Brust des Dichters, die von eignen schweren Liebesleiden erzitternd nach der Befreiung ringt: „zu sagen, was sie leide". Nun aber „tragen alle Schöpfungen des Menschen das Gepräge der Stimmung an sich, in welcher er schafft"*), und so sehen wir auch hier Immermann in der Hamletsstimmung gegenüber einer matten Zeit, deren Zwiespalt mit der nächsten thatkräftigen Vergangenheit drückend auf ihm wie auf so Vielen lastete. Dies ist ausgesprochen in der Bemerkung über Shakspeare's Hamlet (Papierf. eines E. S. 6). „Er ist das Bild

*) Immerm. Memorab. I. 124.

auch unsres Lebens. Studirt haben wir, edle Empfindungen sind uns nicht fremd, zu reden wird uns leicht. Wir bespötteln die Poloniusklugheit der ehrlichen Leute, verlachen die Osriksgecken, schmähen die Könige und Königinnen, wir spielen mit den Ophelien, und diese sind auch nichts Bessres werth, — da steigt, wie der alte Geist, die Geschichte kräftigerer Tage vor uns auf und mahnt uns zu kühnen Thaten! Zum ersten Male fühlen wir unsere Mattherzigkeit — im Aufruhr aller Gedanken retten wir uns in die Tollheit, die wahrhaftig keine verstellte ist, heimlich macht sich die gequälte Brust Luft und schreit:

„O what a rogue and peasant slave am I!"

Diese Worte am Eingange des Gedichts sind bedeutungsvoll für den Charakter und die Entstehung des Ganzen. Es ist die Zeit nach dem großen Weltkriege, in der sich der Einzelne, wie das ganze Deutschland im Gefühle seiner Mattherzigkeit der Grille der Gefühlsromantik in die Arme wirft, und von außen gelähmt, in seinen Hoffnungen und Erwartungen getäuscht, an der Verwirklichung seiner Ideale gehindert, um geschichtlich politische Lebensentfaltung betrogen, sich eigensinnig bis zur Tollheit in sein subjectives isolirtes Leben versenkt und sich in und mit demselben fast völlig auszuhöhlen und zu verzehren Gefahr läuft. In diesem Gefühle läßt der Dichter seinen Friedrich schon zu Anfange mit Hamlet ausrufen:

How weary, stale flat and unprofitable
Seems to me all the uses of this world!
Fie on't! etc. . . .

Diese Saite politischer Stimmung klingt überall mit ihrem schrillen Klange durch das Werk, am ergreifendsten in dem „Abendliede des alten Wächters an der Lützener Schlachtsäule"

(S. 129). Daß Immermann viel aus seinem eigenen Jugendleben in diesen Roman hineingedichtet, ist schon oben gezeigt worden. Ein gleichzeitiges, leidenschaftliches und leidvolles Liebesverhältniß mit der Gräfin von Ahlefeldt, der Gattin des gefeierten Generals von Lützow, wollen wir hier nur andeutend erwähnen. Wenn wir aber bei diesem Erstlingswerke des jugendlichen Dichters länger verweilen, so geschieht es, weil in demselben schon fast der ganze Umfang von Immermann's Talent und dessen späteren Leistungen vorgedeutet liegt. Hier haben wir die „Epigonen“ und „Münchhausen“, und zwar beide Richtungen des letzteren im Keime, wie denn überhaupt diese Befähigung zur prosaisch-poetischen Romandarstellung in seiner ersten Novelle überwiegend heraustritt. In den Aphorismen der zweiten Abtheilung findet sich eine Schärfe und Tiefe des Urtheils, die bei dieser frühen Produktion in Erstaunen setzt. Es sind Splitter eines zerbrochenen Spiegels jener Zeit und ihrer sozialen und litterarischen Zustände. Aus allen diesen Reflexionen und Beobachtungen spricht ein Gefühl tiefer Vereinsamung inmitten einer schlaffen, dürren, traurig-mattherzigen Zeit. „Nur ein großer Mann“, meint er, „könne diesem Jahrhundert helfen“ (S. 88). Solche Stimmung drängt naturgemäß zur Satire (Humorist war Immermann nie), und diese wendet sich dann zunächst mit allem Witze der Bitterkeit gegen den Spiegel des Lebens — gegen das Theater. Die „alphabetisch-dramaturgischen Bemerkungen“ sind noch heute nicht veraltet. Das geistlose Gesellschaftsleben, die philisterhafte Bierkannegießerei, die erbärmliche Personalsatire, (wobei der jetzt längst vergessene „Satiriker Friedrich“ verhöhnt wird,) die Weiberliteratur, die Kriecherei, die tolle Gesetzmacherei sind Gegenstände der nächsten satirischen Ausfälle. Aber diese Jagd auf die Thorheiten ist eine freudlose, träumerische Jagd.

Das Gute ist das allein Positive, Dauernde, und zu ihm sehnt sich sein Herz zurück, und so wandten sich denn auch schließlich die Aphorismen dem Inhaltsvollen und Ewigen des Wahren und Guten zu. Dieser Abschnitt ist voll reiner Goldkörner. Ein Volkslied aus dem Wunderhorn regt ihn auf, den Stoff zu dramatisiren. Es entsteht das Drama: „die Verschollene". Shakspeare's Sprache und Weise fühlt sich heraus aus den Figuren des Thürmers und des Knappen, während die Geißelung der hektischen Frömmelei jener Zeit eine fremdartige Zuthat ist.

III.

In den drei Trauerspielen dieser Periode tritt gleichfalls der Einfluß Shakspeare's entschieden hervor. Wahl der Stoffe, Art der Behandlung, Composition, Einmischung des Komischen in das Tragische, das Alles ist bis auf Einzelheiten der Sprache Reflex des britischen Dichters. Am Deutlichsten ist dies in dem ersten, dem „Thal von Ronceval". Die Sage tritt als Prolog auf. Ein großer Griff in die Urzeit christlich germanischen Heldenthums ist gethan, der Boden, auf dem wir stehen, ist durch und durch Shakspearisch. Riesige Gestalten werden herauf beschworen, Karl der Große und seine Paladine, Held Roland und sein treuer Olivier, der weise Turpin und der schlimme Ganelon, der Mohrenkönig Marsiliar und seine heldenhafte Tochter, die schöne Zoraide, der wilde Ferragus und der böse Baltid treten vor uns auf. Christus und Mahmud stehen sich entgegen, und nur die Liebe weiß im Tode die Kluft des Abgrundes auszufüllen, die zwischen beiden gähnt.

Der siegreiche Frankenkaiser lagert am Ebro unweit Saragossa. Die geschlagenen Mauren wagen den letzten Kampf; er endet mit ihrer Niederlage. In diesem Kampfe treffen Roland und Zoraide auf einander, und wir sehen den Paladin der Paladine in den Banden unheilvollster Liebesleidenschaft. Dem Siege des Christenheeres folgt der Friede, welchen anzunehmen Karl von seinen kampfesmüden Heeresfürsten gezwungen wird. Er belohnt Roland mit der Krone der eroberten spanischen Mark, die er früher Ganelon versprochen hat. Zwar mahnt ihn der weise Erzbischof Turpin, sein Wort nicht zu brechen, aber Ganelons offenkundige, unkriegerische Feigheit, und die Ueberzeugung, daß es eines Helden wie Roland zum Schutz des Landes bedürfe, lassen zwischen dem Unwürdigsten und dem Würdigsten keine Wahl. Da wird der so gekränkte Ganelon zum Verräther. Er macht gemeinsame Sache mit den Feinden, zu denen ihn Karl auf Kundschaft gesendet. Vergebens klagt Turpin ihn auf Verrath an, Roland vertheidigt den Bruder. Der Heimzug des Kaiserheeres beginnt. Roland giebt ihm mit den Seinen das Geleit. Im Felsenthal von Ronceval überfallen die Mauren ihn, der die Nachhut deckt. Die treue Zoraide hat nur eben so viel Vorsprung gewonnen, um als sie den Verrath entdeckt, Roland zu warnen. Er fällt mit den Seinen, doch nicht ungerächt. Sein Hornruf ist zu des Kaisers Zelt gedrungen. Er kehrt um, schlägt die Mohren, nimmt Ferragus gefangen, und ernennt Roland's Wittwe (die Turpin indessen getauft und dem sterbenden Roland vermählt hat) zur Königin des spanischen Christenlandes. Ganelon der Verräther soll zu Aachen gerichtet werden.

Das Erste was uns hier auffällt ist die Schwäche der tragischen Collision. Ein nicht gehaltenes Versprechen führt dieselbe herbei. Aber der Dichter hat diesen Ganelon in den ersten

Akten zu einer so erbärmlichen Erscheinung gemacht, daß wir nicht begreifen, wie König Karl diesem feigen Hallunken, den der letzte Troßbub im Heer verachtet, je einen Thron versprechen konnte, noch weniger aber, wie Turpin seinem Zöglinge es verübeln kann, daß er sich eines solchen Versprechens der Wirklichkeit gegenüber, die einen Helden zum Herrscher fordert, entbunden achtet. Das Zweite ist der Widerspruch in Ganelon's Erscheinung. Feig, verächtlich und verachtet zu Anfang des Stücks, zeigt er zuletzt einen Muth, eine Energie, Consequenz und Entschlossenheit im Bösen, wodurch er alle Gestalten überragt. Dies alles und das Bewußtsein, daß er der Verrathene, daß sein Verrath nur nothwendige Folge des an ihm begangenen ist, erscheint mir als ein Resultat der Einsicht des Dichters in jenen ersten Fehlgriff, den er gut machen wollte; und hier haben wir eine Probe von jener Willkür und Gewaltsamkeit, die Uechtritz bei Immermann in der Behandlung des Dramas findet. Was Immermann auf diesem Wege schafft, ist oft vortrefflich; das Fehlerhafte liegt nur in der mangelnden Harmonie.

Eine andere Hauptschwäche der Composition ist der Mangel einer durchgehenden Einheit dramatischer Handlung, und des dramatischen Interesses. Karl und Ganelon stehen für sich, Roland und Zoraide, Ferragus und seine Liebe zu der letztern sind Episoden ohne nothwendigen Zusammenhang mit der Haupthandlung, an der sie nichts motiviren, nichts herbeiführen, nichts ändern. Roland's Trübsinn und Liebesleiden, sein Aufsuchen der Geliebten im Schlosse zu Saragossa, das Alles, so schön es geschildert ist, so wenig nothwendig und dramatisch bestimmend greift es in das Ganze ein. Der epische Charakter des Ganzen ist nicht dramatisch gewältigt, wie das auch der bunte Scenenwechsel zeigt, der an die gleiche dramatische Unbehülflichkeit in

Goethe's Götz erinnert. Der zuchtlose Zustand des Heers zu Anfange des ersten Akts, ist, abgesehen von der puppenspielhaften Behandlung der Figuren der einzelnen Kriegsknechte, in welcher sich der Einfluß Tieck'scher Dichtung vernehmbar macht, schon darum zu tadeln, weil dadurch nichts motivirt, und das Ganze zu nichts benutzt wird. Karl selbst, der Hauptheld des Ganzen nach des Dichters Anlage, ist eine verschwommene, marklose, nebelhafte, idealistische und doch auch wieder prosaisch reflectirende Gestalt, welcher der verächtliche Ganelon wie ein Heros gegenüber steht. Seine Selbstgesprächsreflexionen sind matt und wirkungslos, und Turpin spricht zu ihm oft wie der fromme Beichtvater eines schwachen Königs. Seine großen Worte werden dadurch zu Rodomontaden. In der Schlacht, wo er dem durch Zauberkünste unverwundbaren Ferragus das Schwert aus der Hand schlägt, antwortet er, statt den Entwaffneten gefangen zu nehmen, als Ferragus ausruft: „Pest und Tod! das Schwert zurück!“ bloß: „Mit meinem Leben will ich es vertheidigen!“ Nicht weniger komisch klingt es, wenn er den fliehenden Mohren zuruft:

— — „Fort, ihr Heiden!
Mit Karl ist Gott! Da hilft kein Widerstreben!“

Die Abhängigkeit des jugendlichen Dichters von Shakspearscher Weise zeigt sich nicht nur in der Behandlung der Kriegsknechte, unter denen z. B. Gumprecht als ein karikirter Falstaff erscheint, sondern auch in einzelnen wörtlichen Reminiscenzen, wie z. B. die Macbethschen:

„O öffne dich, du festgefügter Boden.“

oder:

„Ich bin so tief in Eurer Treu verschuldet,
Daß ich mich nur mit Dank zu lösen weiß.“

und die Worte in Karl's Selbstgespräch:

„An alle Thaten hängen sich Gewichte,
Entschlüsse schrumpfen ein, die weit und groß,
Und selbst des freien Muthes rascher Schritt
Sinkt unter in dem Sumpfe der Bedenken".

können ihren Vater Hamlet so wenig verleugnen, wie das Liebespathos Roland's seinen Ursprung aus den Zuständen des Dichters, der hier und im „Petrarca" sein eignes Geschick und dessen Leiden abgebildet hat.

Merkwürdig und für Immermann charakteristisch ist in dieser Jugendtragödie endlich das harte Nebeneinander der trockensten Prosa (wie z. B. in der Scene II, 7 zwischen Karl und Ganelon) und der vollsten reinsten Poesie, wie sie in der Unterredung Roland's und Olivier's, in dem darauf folgenden Selbstgespräche des erstern (I, 7 und 8), in der Mohrengesandtschaft, in der Begegnung Roland's und Zoraiden's aufblüht. Dazwischen schlingt sich der tolle Spuk eines wüsten Magierwesens. Kurz, wir haben hier jenen Dualismus des romantisch Poetischen und des praktisch Verständigen in Immermann's Natur, der sich durch alle seine Dichtungen hindurch zieht, und der hier in diesem Jugendwerke um so schärfer heraustritt, je weniger er noch die romantische Anregung Tieck's, Arnim's und Brentano's und die Schwärmerei für Shakspeare überwunden hatte, aus denen heraus er zur Dichtung kam. Der romantische Zauber uralter Heldensage und die modernste Ironie kreuzen sich im wunderlichsten Durcheinander. Ueberall aber zeigt sich die gährende Jugendkraft eines großen Talents und eines bedeutenden Charakters, der mitten in verworrener, dumpfer, verletzender Gegenwart „sich flüchtet aus dem peinlichen Gewirr zum stillen Borne der Vergangenheit", eine Jugendkraft, von welcher der Dichter selbst so bezeichnend für sein eignes Werk den greisen Turpin sagen läßt:

„Seltsames liebt die Jugend, und vermeint,
Es sei das Große und Gewaltige."

Das zweite Trauerspiel „Edwin" erscheint gegen das „Thal von Ronceval" gehalten als ein bedeutender Fortschritt.

Adalfried, König von Northumberland, hat seinen Neffen und Mündel Edwin, Erbprinzen von Deiri, aus dem Wege räumen lassen und dessen Reich an sich gerissen. Der Verrath trägt seine Frucht. Adalfried ist gealtert, Grausamkeit und Mißtrauen, die Begleiter der Usurpation, rufen Empörung in dem unterworfenen Lande hervor. Der Häuptling Redwald, einst sein Bundesgenosse, erhebt in Deiri die Fahne der Empörung, unter dem Vorwande, Edwin, der rechtmäßige Thronerbe, sei noch am Leben. Adalfried's Feldherr Kerdrick wird geschlagen und getödtet, sein Heer vereint sich mit den Rebellen. Da fordert Oswy, der einzige Sohn Adalfried's, daß der Vater ihn gegen die Rebellen ziehen lasse. Nach langem Sträuben läßt er es geschehen, denn ihm selbst ist aller alte Muth verloren, seit er an Edwin's Tode zweifeln lernte. Als er den Sohn von sich ziehen sieht, da bricht die harte Rinde, die seine Frevel um sein Herz gelegt, und er ahnet blutigen Ausgang. Edwin aber lebt wirklich, wenn auch nicht im Lager der Rebellen. Des Königs Mordgehülfe, Offa, hat ihn heimlich gerettet und in tiefster Waldeinsamkeit als seinen Pflegesohn erzogen. Hier hauset er als freier Jäger mit seinem Weibe, Offa's Tochter, und einem Knaben. Als Adalfried allem Volke Auslieferung der Waffen anbefiehlt, wird er mit seinem Geschoß von Spähern ergriffen, nach wilder Gegenwehr übermannt und nach Kendal abgeführt, wo ihn das Gericht des Königs zum Tode verurtheilt. Der König bestätigt den Spruch. Im Kerker in der Todesnacht erscheint dem Gefangenen sein Vater Aella und entdeckt ihm seine Abstammung. Schon ist den Bürgern Kendals

seine Aehnlichkeit mit ihrem alten Könige aufgefallen. Da naht sich Rettung. Prinz Oswy's Heer ist geschlagen, er selbst getödtet. In dem Augenblicke, wo Redwald, der Rebellen Führer, den Seinen trügerisch erklärt, Prinz Edwin sei auf's neue in Adalfried's Hände gefallen und getödtet, bringen Elym und William, Offa's Söhne, die Nachricht, der ächte Edwin lebe, und sitze zu Kendal auf den Tod gefangen. Das Heer, welches längst seines Führers falsches Spiel geahnet, bricht ohne diesen auf nach Kendal, und befreit seinen König Edwin in dem Augenblicke, wo er das Schaffott besteigen soll. Edwin, jetzt König seines Erbes, stellt sich an die Spitze des Heeres, und rückt an die Gränze Northumberlands ohne sie zu überschreiten. Denn erst will er in Güte versuchen, Adalfried zur Herausgabe seines Raubes zu bewegen. Hier verschwören sich Redwald und Ugly die Feldherrn zum Tode des so gegen ihre Plane wirklich auferstandenen Königs, der nur durch die Treue eines Mitwissers um jenen Mordplan gerettet wird. Dafür aber entführt ein Abgesandter Adalfried's Edwin's Söhnchen Osfried, und Edwin findet, als er mit seinem Heere gen Carlisle zu Adalfried's Schlosse eilt, dort nur die Leiche des von dem alten halb wahnsinnigen Könige ermordeten Kindes. Er erschlägt diesen im Zweikampfe, und nimmt nun selbst einsam (denn sein Weib die Köhlerstochter hat sich von „dem Könige" geschieden) und verwaiset von den Thronen Northumberland's und Deiri's Besitz. Sein Trost ist in den Schlußworten des Ganzen:

— Und ich! — —
Allein wer sagt dir, eigennützig Herz,
Daß dieser Erde Bau in Trümmer falle,
Weil dir dein kleines Glück zu Trümmern ward?

Schon diese Skizze kann beweisen, daß Immermann in diesem

Trauerspiele der poetischen Wirklichkeit der Historie einen Schritt näher gerückt ist. Die Exposition giebt einen klaren Einblick. Die Figur des in der Wildniß auferzogenen Königssohnes ist vortrefflich. Der Uebergang aus der unbändigen Wildheit strotzender Naturkraft zu dem ruhig festen Ernst des Herrschers durch den Anblick der Kultur und das Bewußtsein königlicher Abstammung ist, trotz aller Gewaltsamkeit, doch dramatisch von großer Wirkung. Die Rebellenführer Redwald, Ugly, Sharp, Prinz Oswy und die treue Rosalinde sind nicht ohne individuelles Leben. Aber der Schluß des Ganzen, die tragische Katastrophe ist unbefriedigend. König Adalfried erscheint zu hohl und schattenhaft, und seine letzte Handlung, der Mord von Edwin's Knaben, ist unnütz und untragisch. Das Interesse endlich erscheint auch hier wieder gespalten. Daneben spielt die romantische Ironie dem Stücke übel mit. „Junker Dunst“, in welchem Fouqué und seine lichtbraune Pferdepoesie persiflirt, „Pandemchen“ die wohl das Publikum bedeuten soll, mit dem der alte Romanteske Don Quixote sein Minnespiel treibt, sind mit Allem was darum und daran hängt geistreich und witzig, aber ohne alles Verhältniß zu dem wesentlichen des Gedichts. Es ist eine förmliche Mißhandlung seines Werks, die sich der Dichter mit diesen Figuren erlaubt. Man kann das Alles wegstreichen ohne daß das Geringste vermißt wird. Eben so erkältend und alle Einheit, alle Illusion zerstörend wirkt der Spott über die formentolle Juristerei, über die burschenschaftliche Ueberschwänglichkeit und die feige Philisterhaftigkeit seiner Zeit, den wir in den Personen Tribexinus, des Richters, der Bürger Dull und Dumb ausgegossen sehen, lauter Figuren von denen des Dichters eigne Worte gelten:

— — Bild der Lumpen dieser Zeit,
Die marklos ist und altklug. —

Wenn man diese geflissentliche Zerstörung aller poetischen Einheit und Illusion, diese modernsten Tagesbeziehungen der Satire und Ironie mitten unter die Vorgänge uralter sagenhafter britischer Heldenzeit gemischt sieht, so erinnert man sich der Worte, welche Immermann im „Petrarka" der Laura über einen tollen Brief in den Mund legt:

So Zierliches und Närrisches auf einem
Demselben Blatt ist, wie wenn Gold und Spreu
Sich in dem nämlichen Gefäße fänden.

Zugleich begreift man aber auch, warum der alte Goethe, dem Immermann dies Trauerspiel mit wunderschönen Stanzen zueignete, von einem Werke keine Notiz nehmen mochte, in welchem er die Irrthümer seiner Jugendumgebung wieder aufleben sah. In der That sind beide Dichter auch später nie in persönliche Berührung gekommen. Als Immermann ein Jahr vor Goethe's Tode den alten Dichterpatriarchen aufzusuchen gedachte, verhinderte ein Zufall die Ausführung dieses Vorhabens. Es war eine Einbuße, die Immermann damals keinen Schmerz verursachte. „An eine erquickende Begegnung war nicht zu denken. Wer ein halbes Jahrhundert voraus hat, dem kann der Jüngere, wenn er selbstständig ist, nichts mehr sein, und dieser steht immer in Gefahr bei dem Andern anzustoßen oder sich gegen denselben heuchlerisch verstellen zu müssen*).

Das dritte Trauerspiel der Sammlung, „Petrarca", ist vielleicht nach Styl, Composition und Behandlung das reinste von allen. Das Feuer der Liebesleidenschaft erglüht aber nur in dem Herzen der unschuldigen Jeanneton zur verzehrenden Flamme. Die Liebe Petrarca's zu Laura ist einseitig, ein kalter Schlag,

*) Immermann's Reisejournal S. 425.

er zündet nicht. Das Pathologische, der Nerv des Ganzen, ist zu keiner vollen Wirkung durchgeführt, und der Schluß wird erkältend durch den versteinerten Humor in der Person des Wirths. Dennoch rückt das Stück dem Theatralischen, Bühnengerechten um Vieles näher. Die Figur Luigi's ist meisterhaft, die beiden alten Edelleute sind die leiblichen Brüder der ergötzlichen Figuren jener alten Junker in den „Opfern des Schweigens".

Will man sich aber einen Begriff davon machen, welche widerstreitende Elemente in des jugendlichen Dichters Brust gährten, wie alle Anregung antiker und moderner Poesie in ihm nach Gestaltung rang, so muß man die ein Jahr darauf gedichtete Tragödie „König Periander und sein Haus" lesen. Eine kurze Skizze wird genügen die Fülle von Motiven, die herbe Gewaltsamkeit der Behandlung und den Reichthum der Erfindung darzulegen, durch welche sich diese wildeste von Immermann's dramatischen Jugendarbeiten (wenn man „Cardenio und Celinde" ausnimmt) auszeichnet.

König Periander von Korinth hat in eifersüchtigem Zorne seine Gattin erschlagen. Dafür überzieht ihn sein Schwiegervater Prokles, König von Epidauros, mit Krieg, läßt sich aber durch Perianders Reue zum Frieden bewegen unter der Bedingung, daß ihm der letztere seine beiden Knaben Thrasyll und Lykophron bis sie herangewachsen überlasse. Sechszehn Jahre erträgt Periander die Verödung seines Hauses. Da fordert er die Söhne zurück. Prokles kann sie nicht vorenthalten. Er sendet sie zurück, doch der Schmerz über das freudige Entzücken des jüngeren, Lykophron's, seinen Vater endlich kennen zu lernen, ein Entzücken, das dem Großvater Undankbarkeit gegen die eigene den Jünglingen bewiesene Liebe dünkt, verleitet ihn, beiden vor der Abreise das blutige Geheimniß des Todes der Mutter zu enthüllen. Der

leichtsinnige Thrasyll ist bald beruhigt, als er des Vaters Reue und die Sühnung des Mordes vernimmt. Nicht so Lykophron. Ihm wird der eben zuvor noch vergötterte Vater jetzt ein Gegenstand tiefen Abscheus. So naht er ihm, so stößt er ihn von sich. Der Vater will des Sohnes Starrsinn brechen, indem er ihn seine Macht fühlen läßt. Er verbietet allen Bürgern ihn in's Haus aufzunehmen und ihm Speis und Trank zu reichen. Die eigenen Sklaven des Hauses verstoßen den so Geächteten. Aber selbst der verzehrende Hunger und das tiefste Elend beugen den Starren nicht, ändern nicht seines Herzens Gesinnung. Da verbannt der zum zweitenmal zurückgestoßene Vater den Sohn nach Corcyra, und beschließt, den argen Prokles, der ihm dies Unheil im Hause gestiftet, mit Krieg zu züchtigen. Prokles wird besiegt und gefangen nach Korinth geführt. Indessen ist dort Aufruhr ausgebrochen, und Periander muß die eigne Stadt erstürmen, um seinen Siegeseinzug zu halten. Die Rebellen straft er mit dem Beil des Henkers; Prokles, zu ewigem Gefängniß bestimmt, verwünscht den Schwiegersohn und seine eigene frühere Milde, und verkündet ihm prophetisch sein eigenes grauses Geschick: nimmer werde der verstoßene Sohn ihm wiederkehren, einsam und verlassen werde er sterben! Periander wird durch diesen Fluch auf's Tiefste erschüttert. Schon der nächste Augenblick bringt einen Theil der Erfüllung. Sein Bote, den er nach Corcyra gesendet, kehrt ohne Lykophron, der ihn keiner Antwort gewürdigt, zurück. Er bringt zugleich die Kunde, daß die Corcyräer schwierig und in Waffen seien, des Sohnes Verbannung für eine List Perianders halten, ihre Blößen auszuspähen und sie zu unterjochen. Der König sendet jetzt zu seiner Tochter Melissa; sie das einzige ihm gebliebene Kind (denn Thrasyll ist kindisch und stumpfsinnig) soll ihn durch ihre Liebe trösten, sie will er ab-

senden, den zürnenden Sohn zur Rückkehr zu bewegen. Aber vergebens fordert er jetzt Liebe von der Tochter, die in ihm nur den Herrn, in sich nur die willenlose Sklavin zu sehen gewohnt ist. Sie versteht die im Unglück erwachende Sprache seines Herzens nicht, und was schlimmer, sie ist verhärtet dagegen. Der Boden, der die Liebe keimen und sprossen läßt, ist ungepflegt verdorrt. Melissa geht nach Corcyra. Dort findet sie den kranken Bruder, der mit seinem Aufseher, dem alten Rhadamist, den ihm Periander mitgegeben, einsam dahinlebt. Der Anblick der kräftigen Schwester öffnet alle Schleusen seines kranken Herzens. An ihrem Busen könnte er gesunden, aber auch für ihn empfindet sie keine Schwesterliebe, sie hat nur verständige Theilnahme. Nicht Liebe zum Bruder, wie dieser wähnt, hat sie hergeführt, sondern der Befehl Periander's, dessen Botschaft sie jetzt ausrichtet. Des Bruders Seelenleid versteht sie nicht, seine Schwäche ist ihr widerwärtig. Da auch in der letzten Hoffnung getäuscht, ergreift ihn Wahnsinn. Das Schwert in der Faust, zwingt er die stolz sich über ihn erhebende, seiner und seines Geschlechts spottende Schwester, durch Todesfurcht, ein falsch Bekenntniß ihrer befleckten jungfräulichen Ehre ab, und höhnt die so gedemüthigte; den alten Rhadamist, der zur Hülfe herbeieilt, erschlägt er (Hamlet und Polonius!). Der Wahnsinn steigt noch höher. Die Unnatur, die ihn so schwer getroffen, will er jetzt überbieten. Sein Vater soll dem Throne entsagen, vor ihm sich beugen und seine, des Verbannten Stelle in Corcyra einnehmen. (Calderon's Leben ein Traum!) Ein an wilder Großartigkeit in diesem Gemälde kaum seines Gleichen findender Zug ist die Scene, wo Lykophron den Leichnam des erschlagenen Rhadamist beim Gelage auf das Polster setzen läßt und ihm sein Leben abwürfelt. Er will zu Schiffe nach Corinth und droht den Corcyräern, deren König er in seinem

Wahnsinn zu sein vermeint, grimme Rache für den ihm bewiesenen Trotz durch Periander ihren neuen Herrn. Da erschlagen ihn die Corcyräer. Periander hat indessen sich angeschickt seines Sohnes Befehlen zu gehorchen. Er will dem Throne entsagen und rüstet sich zur Abfahrt nach Corcyra. Da meldet ihm Melissa des Sohnes Tod. Jetzt ist sein Schicksal erfüllt. Auch für der Tochter jetzt erwachte Liebe hat er kein Herz mehr. Er gedenkt nur seiner Verbrechen, und eilt, sie durch freiwilligen Tod zu sühnen.

Hier sehen wir die entgegengesetztesten Elemente in wildem Gemisch durcheinander brodeln. Antiker Dialog und Shakspearische Bedientenscenen, Hamletisch=Faustische grübelnde Gedankenvertiefung mitten in hellenischer Weltanschauung, Christliches und Heidnisches — Korinthisches Erz zu einer Kirchenglocke geformt. Shakspeare, Calderon und die antike Schicksalstragödie haben hier mitgewirkt in dem Versuche des jungen Dichters sich von diesen Einflüssen durch Gestaltung zu befreien. Der Fehler des getheilten Interesses tritt auch hier wie in den früheren dramatischen Versuchen schneidend hervor. Er steigert sich zu seinem Gipfel in dem drei Jahre später verfaßten Trauerspiel „Cardenio und Celinde", dessen Exposition und Beurtheilung wir uns sparen können, weil sie Börne in seinen dramaturgischen Blättern meisterhaft gegeben hat. Börne muß als der Einzige genannt werden, der in dem wild aufstrebenden jungen Dichter den gehaltvollen Kern durch die rauhe Schaale des Irrthums hindurch erkannte. Daß diese Erkenntniß ihm grade an der wildesten und verzerrtesten Produktion des Dichter einleuchtete, gereicht seinem kritischen Tiefblicke nur zu um so größerer Ehre. Man sei so ungewohnt, sagte er, bei den dramatischen Dichtern der Gegenwart Fülle der Gesundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über diese schönen Gaben uns überrasche und zur Nachsicht stimme,

daß man der Fülle die Ungemessenheit, dem Muthe den Uebermuth, der Kraft ihre Rauhheit gern verzeihe. Immermann erscheint ihm in Cardenio und Celinde (und das gilt für alle bisher von uns betrachteten Dramen) als ein Dichter, dem wenig mangle, der aber Vieles zu viel habe. Das sei, meint er, ein erträglicher Fehler, da man hoffen dürfe, daß die Erfahrung, die leichter nehme als gebe, ihn verbessern werde. „Besonnenheit giebt die Zeit, Begeisterung der Herr der Zeit; die eine ist Lohn, die andere Geschenk. Wem aber der Himmel sich gnädig zeigte, dem soll auch der Mensch gewogen sein, und er soll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte." Börne will die Mängel des Stücks nur rügen, um zu zeigen, wie groß die Nachsicht sei, die dem Dichter gebühre, und wie viele Schulden seine gütige Natur für ihn bezahle. Und so schließt er denn auch seine strenge Analyse des Stücks mit einer Prophezeiung, die zu beider Ehre in Erfüllung gegangen ist. Der Dichter kränkle zwar, aber nicht ohne Ende und Hoffnung. Er habe eines von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der Kranke, wenn er genese, nur kräftiger hervorgehe. „Die Sprache ist frisch, die Bilder quellen hervor, sie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffs, können wir auch nicht seine Gestaltung loben. Wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und schalen Alabasters sind wir satt und übersatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, — wohl nicht auf immer, denn sie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich die Götter alle, wenn sie ihm gnädig sind, versammeln, die Grazien aber kommen erst spät zum süßen Nachtische. Ehe sie erscheinen, vernehmen wir ungemessene Reden, hören wir Männerspäße erschallen, die, ob sie zwar den Wein loben, sich nicht geziemen. Doch die Anmuth erscheint und der Uebermuth verschwindet."

Schöner, wahrer, treffender ist nie über Immermann und seine Jugendproduktionen geurtheilt worden.

Sahen wir bisher Immermann in der Tragödie sich innerhalb der Shakspeare'schen Schulformen bewegen und mitten in einer Periode der Verweichlichung unserer poetischen Litteratur einen neuen Aufschwung zum Kräftigen, Großen und Erhabenen mit allen Mitteln eines energievollen Talents versuchen, so finden wir ihn auch in der Komödie ganz auf demselben Wege. Die beiden Lustspiele „die Prinzen von Syrakus" (1821) und „das Auge der Liebe" gehören unstreitig zu dem Schönsten, was die romantische Richtung, für deren Magnetnadel Shakspeare der Pol war, bei uns in dieser Gattung hervorgebracht hat. Hier geht dem derbsten Humor, der wunderlichsten, nur selten an das Possenhafte streifenden Ausgelassenheit, eine Tiefe und Innigkeit der Empfindung zur Seite, wie sie im Lustspiel Immermann später nicht wieder gelungen ist. Die ferne, bunte Welt des mittelalterlich märchenhaften Südens, in der beide Dichtungen sich bewegen, die Freiheit und Kühnheit der Behandlung, die nur in dem ersten Stücke zuweilen über die Grenzen des poetisch Erlaubten streift, der bunte Wechsel der Prosa und Poesie in der Sprache, die plastische Rundheit der Figuren, das Alles ist echt Shakspearisch. Dabei ist zugleich überall auf die Aufführbarkeit Bedacht genommen. Endlich haben diese Lustspiele vor Immermann's gleichzeitigen tragischen Produktionen das voraus, daß sie von allem Tendenzmäßigen und Subjectiven, dem Kerne der Dichtung selbst Fremdartigen, durchaus rein gehalten sind. Soll man hier von Nachahmung Shakspeare's sprechen, so wird man wenigstens gestehen müssen, daß nirgends in unserer Litteratur die Nachahmung ihrem Muster näher gekommen ist. Immermann selbst hat zugegeben, daß jener, bis zum Ueberdrusse gegen ihn

erhobene Vorwurf seine frühesten Versuche nicht ohne Grund getroffen, obschon ihn selbst damals nie ein äffischer Trieb kitzelte, sondern stets ein innerer Drang bewegte*)

IV.

Alle diese Werke entstanden nun im Laufe weniger Jahre in den engbeschränkten Verhältnissen einer norddeutschen Provinzialstadt, deren abgelegene Lage, die Einsamkeit und einsiedlerische Stimmung des Dichters noch erhöhte. In dieser Enge kleinstädtischer Spießbürgerlichkeit und bornirter Philisterei war es schon eine Aufgabe: „nicht im Amte zu verbauern", wie das denn auch der Dichter in dem ersten Gedichte seiner damals erschienenen lyrischen Sammlung ausspricht. Diese lyrischen Gedichte geben jenem Gefühle der Einsamkeit, der Verlassenheit, das doch wieder in dem festen Kerne einer tüchtigen Persönlichkeit seinen Halt findet, in einer Menge von Ergüssen Sprache. Der Münster'sche ascetische Katholizismus, das Heiligen- und Legendenwesen regen gleichfalls zu poetischer Gestaltung an. (Sanct Antonius.) Durch die Ausbrüche der verzehrendsten Leidenschaft schlingt sich jene tiefblickende, liebevolle Naturbetrachtung, wie sie in gar vielen Gedichten der dritten Abtheilung vorherrscht. Verlorne Klänge der Sturm- und Drangzeit der Befreiungskriegsjahre tönen noch herüber. Am schwächsten ist das Element der Romanze vertreten. Das Requiem goethisirt zu auffallend auch in der, der Braut von Korinth entlehnten Form. Goethische Reminiscenzen sind oft mit einem gewissen Trotze beibehalten, wie Seite 87:

*) Brief an Tieck vor dem letzten Bande des Münchhausen, S. IV.

Immer zu, immer zu,
Ohne Rast und Ruh
Ihr entgegen u. s. w.

Was Immermann später von diesen lyrischen Erstlingen in die Sammlung seiner Werke aufgenommen hat, das hat er in einer Weise umgearbeitet, die für seine Entwickelung und für die Strenge seiner Selbstkritik gleich bezeichnend ist. Ich werde darauf noch später zurückkommen.

Die Münster'schen Verhältnisse waren ihm nach und nach unerträglich geworden. Doch erst im Jahre 1824 erlangte er die Versetzung in seine Vaterstadt, anfangs als Kriminalrichter beim Inquisitoriate, später auch als Assessor beim Oberlandesgericht. Wie lebendig ihn sein neues Amt, besonders die psychologische Seite des Kriminalrechts, interessirte und beschäftigte, bezeugt die Mittheilung eines Kriminalfalles in Hitzig's Annalen. Daneben ward die Uebersetzung von Walter Scott's Ivanhoe vollendet, und der alte Stoff des Gryphius „Cardenio und Celinde" zu einem Trauerspiele verarbeitet, mit dem er von jener wilden Jugendrichtung, wie sie sich in „König Periander und sein Haus" gezeigt hatte, für immer Abschied nahm. In dieser Periode war es denn auch, wo er sich dem Studium der griechischen Tragiker zuwendete. Eine Frucht dieser Beschäftigung war die vortreffliche Abhandlung über den rasenden Ajax des Sophokles. Durch eine scharfe Analyse jenes antiken Meisterwerks suchte er darzulegen, daß, wie jede Kunst, so auch die tragische Poesie eine historische Erscheinung und ihr Entwickelungsgang in Form und Wesen durch den Charakter des Volks so wie durch die individuellen Umstände ihrer Entstehung bedingt sei. Zu einer Zeit, wo der deutsche Tragiker, zwischen Sophokles und die Anforderungen der Gegenwart gestellt, sich selbst und

sein Ziel aus den Augen und den Boden unter den Füßen verlor, wo die Müllner und Grillparzer als Nachahmer der Antike galten, war dieser Nachweis keine unnöthige Arbeit. Er entwickelte Fabel, Stoff und Behandlung, Wahl und Stellung des Chors, zeigte das bei den Alten waltende „tragische Gesetz" und die „tragische Ironie" und beantwortete zum Schlusse die Frage: ob eine Nachahmung der alten Tragödie möglich? dahin, daß es das gerathenste scheine, „wenn wir den ehrwürdigen Nachlaß verschwundener Zeiten, ohne die Anmaßung, ihn vermehren zu wollen, betrachten und unsere Kraft daran stärken, um desto frischer die uns gesetzten Preise zu erkämpfen".

Diese Abhandlung, deren Werth von der zünftigen Philologie jener Zeit nur zum geringsten Theile erkannt, von den jüngeren Strebenden jedoch tiefer empfunden wurde, und gar Manchem über die Buchstabenklauberei hinaus weitere Aussichten in das Wesen alter Kunstlitteratur eröffnete, war in ihrem Resultate zugleich bedeutungsvoll für Immermann's eigene Entwickelung. Was hier von der Nachahmung der antiken Muster ausgesprochen war, mußte er selbst folgerichtig auf alle Nachahmungen anwenden, mochten sie nun Sophokles und Aeschylos oder Shakspeare und die Spanier sich zum Ziele setzen. Es war dies die Epoche, in welcher Immermann die wichtige Einsicht gewann, daß die Kunst nichts Absolutes, daß sie eine historische Erscheinung sei, daß man dem Geheimnisse ihrer Erzeugung nur auf historischem Wege, die Kunst aus der Geschichte und diese aus jener deutend, beikommen, daß man ein Kunsterzeugniß überhaupt nur dann richtig würdigen könne, wenn man die Lebensbedingungen sich vergegenwärtige, unter denen es entstand und allein

entstehen konnte oder mußte. Auf demselben Wege ging ihm auch später in den „Düsseldorfer Anfängen" das Verständniß des Aristophanes und der Attischen Komödie auf.

Die nächste Frucht dieser neu gewonnenen Ueberzeugung des Dichters war das Trauerspiel Hofer (in der ersten, später von Immermann selbst verworfenen Gestalt das „Trauerspiel in Tyrol" genannt), in welchem er zuerst den kühnen Griff in die Geschichte der nächsten Vergangenheit zu thun wagte. Die unmittelbare Veranlassung war eine rein zufällige. Der Gesang der Gebrüder Rainer war es, der die Stimmung dazu hervorrief. Ein „unwiderstehlicher Trieb" drängte ihn zu diesem Helden der jüngsten Vergangenheit, und die Begeisterung, mit welcher er den Stoff erfaßte, war so groß, daß das Werk in der ersten Gestalt in kaum vier Wochen vollendet ward. Dennoch ward ihm bange, als der Wurf gefallen war. Er meinte sich völlig vergriffen zu haben. Durch Holtei's Vermittelung, der sich, als es ihm der Dichter mittheilte, hoch erfreut darüber zeigte, ward es zuerst in Berlin durch Vorlesung vor mehreren hundert Personen bekannt. Als es erschien, erhielt es Beifall und eine Kritik (Börne's), die der spätern Bearbeitung in den wesentlichsten Punkten zu Gute kam. Immermann's Name ward allgemeiner genannt, und er selbst „fühlte sich anders, als zuvor".

Zu diesem Gefühle trug noch ein anderer, äußerlicher Umstand das Seinige bei, der in der Lebens- und Entwickelungsgeschichte des Dichters von den wichtigsten Folgen war, — seine Versetzung an den Rhein. Im Jahre 1827 wurde er als Landgerichtsrath nach Düsseldorf in die Stelle versetzt, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Die Magdeburger Verhältnisse hatten ihn vielfach eingeengt. Aus „dumpfer Arbeitsschwüle" trat er

jetzt in einen heitern Kreis, dessen Arbeit auf die Schönheit ging, und an dessen Bestrebungen Theil zu nehmen ihm freiere Muße verstattete; „aus formlosen Umgebungen unter solche, denen unter den Händen Alles zur Form wurde, nicht allein ihr geistiges Leben und Weben, sondern auch des Alltags Ernst, Scherz, der geringste Einfall". Die „Düsseldorfer Anfänge", deren unübertreffliche Darstellung uns den klarsten Einblick in diese Lebensperiode des Dichters gewährt, dürfen uns hier als Leitstern für unsern biographischen Versuch dienen. Mitten in den ersten Beginn eines neuen künstlerischen und litterarischen Lebens, dessen Mittelpunkt jene Stadt bildete, trat Immermann hinein, voll Werdelust in vollster Kraft und Frische einer energievollen, das Höchste anstrebenden Natur, und half hier jene Zustände und Anfänge schaffen, erweitern und ausgestalten, die er mit so unnachahmlichen Farben geschildert hat. Bisher von der klemmenden Enge oder der ordonnanzmäßigen Knappheit eines kleinbürgerlichen Lebens und altpreußischer Beamtenatmosphäre umgeben, umspielte ihn hier der Weltverkehr des Rheins mit dem Wellenschlage eines großartigen Welt- und Reiselebens, in welchem der Zufluß bedeutender Persönlichkeiten aus allen Ländern, eine mächtige, begüterte Aristokratie, der soziale Mittelpunkt eines Hofes, des zu Düsseldorf residirenden Prinzen Friedrich von Preußen, eine aufstrebende Künstlergenossenschaft, und als breite Basis von dem Allen ein frisches, reges, heiteres, leichtblütiges Volksleben die wesentlichsten Elemente bildeten. Was er selbst später von dem anfrischenden und aufmunternden Einflusse dieses rheinisch-deutschen Lebens eines rührigen, anstelligen, gewitzigten, „aller patriarchalischen und nebenbei vigilanten Behandlung abholden" Volkes auf die uniformere, knappere östliche Bevölkerung des Preußenstaates gesagt hat, das hatte er hier

zunächst an sich selbst zu erfahren; und auch die Wirkung von der andern Seite auf die erstere konnte er dabei wenigstens theilweise repräsentiren.

In den Vordergrund trat zunächst für Immermann sein Verhältniß zu Wilhelm Schadow und der durch ihn gestifteten Düsseldorfer Malerschule. Dies Verhältniß war namentlich im Betreff Schadow's am innigsten in der Zeit von 1827—1830, in welche Immermann selbst die Düsseldorfer Anfänge setzt. Schadow hatte sich und seine Kolonie von jungen Künstlern dem Hofe und den Vornehmen angeschlossen und die Repräsentation hatte nicht ungern die Kunst unter ihre Flügel genommen. In diesen Kreis nun, dessen geselligen Mittelpunkt das Schadow'sche Haus bildete, trat Immermann ein, und half das phantasievolle Treiben ausgestalten, welches den Reiz des Lebens in den Spielen der Imagination, der Laune, des Witzes, ja selbst der Grille fast systematisch zur Hauptsache zu machen beflissen war. Mit Schadow hatte er ein eigenes Verhältniß. „Wir waren polarisch entgegengesetzte Naturen, aber ein Zug tiefer Innigkeit wachte dennoch schnell auf, und ließ die Sorge nicht emporkommen, wenn sie unter der Hand von der Mißlichkeit eines solchen Bündnisses schon damals flüsterte. Freilich fühlte ich bald, daß ich in seinem Idiom mit ihm reden müsse, um ihm verständlich zu sein, und das that ich denn auch, weil ich ihn liebte, nicht aus Verstellung." Es war dieser nicht genug erkannte und gewürdigte Zug tiefer Innigkeit und antiken Freundschaftsbedürfnisses in Immermann's Natur, der ihn dabei leitete und ihn auf Fegefeuer und Heiligentheorie gern in warmen Gesprächen eingehen ließ, um dem geliebten Freunde und Künstler zu willfahren. Schadow führte ihm einige seiner Lieblingsschüler zu, die ihm später Freunde wurden. Das schönste Wechselleben

begann. „Mit Entzücken belauschte ich die Sprossen der werdenden Kunst in den weiten Ateliers der Akademie, sie hörten was bei mir entstand, von Kritik war gegenseitig nicht die Rede, uns erquickte ein naives Empfangen und Genießen. Wenn die Mitternacht bei Schwank und Gedicht, das oft aus dem Stegreif entstand, herangekommen war, und die Gläser zum letzten Male an einander klangen, dann zerstreute sich die muntere Horde, aus dem Garten heimgehend unter den Bäumen mit muthwilligem Liede. Oder das Gestein wurde befahren, und in seinen buschichten Klippen, deren Fuß das Bächlein drunten so heimlich wäscht, stieg gehalten fröhlicher vierstimmiger Gesang auf. Nun erst die Geburtstage, die feierlichen Gelegenheiten, die Feste! Wer zählt die Maskenspiele, die Attrappen, die Pantomimen jener ersten fröhlichen Jahre? Alles wurde dramatisirt; Eigenheiten, Anekdoten, Spitznamen verarbeitete die Erfindung des Augenblicks, und wenn auch nicht alles Brillant vom reinsten Wasser wurde, so konnte man doch mit dem Vikar sagen: What the conversation wanted in wit, was made up in laughter. Zu allen diesen feierlichen, lustigen, kuriosen Dingen hatten wir ein Publikum empfänglicher Männer und Frauen, nicht selten nahm die halbe Stadt an unsern Schönbartspielen Theil."

Bei dieser und ähnlicher Schilderung jenes Lebens und Treibens darf man nun freilich nicht vergessen, daß, als Immermann sie entwarf, die Vergangenheit schon zur freundlichen Sage geworden und in eine historische Ferne getreten war, die der Zauberhauch liebevoller poetischer Erinnerung umwitterte. So hat man denn auch neben den Erzählungen des schwarzen Dominos in seinen vortrefflichen „Maskengesprächen"*) die Reden

*) Zuerst gedruckt in der Pandora, Band III, 1840, später im Nachlasse: Memorabilien, Band III.

und Einreden des blauen, rothen und papageigrünen Dominos wohl zu beachten, um das Bild jener Tage zu vervollständigen. Denn auch die Kehrseite fehlt nicht, das Schiefe, Täuschende, Unwahre jener Anfänge, in welchem der Keim ihrer Auflösung lag. Das vornehme Publikum, das den „goldnen Rahmen“ zu jenem Leben bildete, die hohen und höchsten Kreise, auf deren glänzenden Parquets die Musen sich in Vorlesungen, lebenden Bildern, Kunstgesprächen bewegten, sah oft gar seltsam in ein Treiben, dem es im Ganzen nicht gewachsen, und das ihm selbst so zu sagen über den Kopf gewachsen war. Es gab die lächerlichsten Irrungen und Mißgriffe, die wunderlichsten Anekdoten, als man es wagte Shakspeare's Falstaff in die „gute“ Gesellschaft einzuführen. Die Sparsamkeit und Knauserei, die durch die glänzenden „Kunstfeste“ hindurchschimmerte, störte oft auf das Aergerlichste die Illusionen. Und endlich, es gab Tage und Stunden, wo ein ernster, tiefer Geist wie Immermann sich in der „kleinen Rheinstadt“ sehr einsam und verlassen fühlte. Dies war namentlich der Fall in den Jahren jener Anfänge von 1827—1830, ehe sich ein tieferes Zusammenleben mit Uechtritz und Schnaase gestaltete. Die freilich immer etwas hypochondre Klage über seine Einsamkeit „in der Prosa einer kleinen Rheinstadt“, wo er nichts sehe und höre, was ihn geistig errege und auffrische, „wo er alle Riemen seines Daseins aus dem eignen Felle schneiden“, ohne alle Kommunikation mit freien, selbstständigen, gesunden Naturen leben müsse, die Klage über Mangel an Austausch, Berührung im Geiste, in der Wahrheit, in den ewigen, allein eines Mannes würdigen Interessen, die ihn verdamme, „Alles aus den eigenen Pfoten zu saugen“ — diese Klage erneuert sich häufig in den Briefen an seinen Freund Michael Beer. (Siehe M. Beer's Briefwechsel, herausgegeben

von Ed. v. Schenk 1837. S. 35, 55, 73, 102, 202.) Meist jedoch ist es die Winterzeit, die ihm solches Klagen erpreßte, und es ist sehr bezeichnend, daß er einmal selbst hinzusetzt, im Sommer werde er vielleicht über diese seine Stimmung wie über vieles Andere lachen. Wir werden auf diesen hypochondrischen Zug in Immermann's Wesen noch später zurückkommen.

In jenen Boccazisch heitern Tagen ward indessen auch ernst gearbeitet. Der Düsseldorfer Kunstverein ward gegründet, Immermann, Kortüm und Fallenstein machten das Statut. Der Gedanke, daß dieser Verein auch öffentliche Werke ins Leben rufen solle, ward bei demselben zuerst in Deutschland ausgesprochen. Daneben schuf Immermann rüstig eine poetische Produktion nach der andern. Es war die vorwaltend dramatische Periode seines Lebens, wie sich denn auch seine praktische Thätigkeit zur Neugestaltung der deutschen Bühne und Schauspielkunst unmittelbar daran anschloß. Das „Trauerspiel in Tyrol“, die Tragödie „Kaiser Friedrich II.“, die Lustspiele: „Die Verkleidungen“, „Die schelmische Gräfin“, „Die Schule der Frommen“, das liebenswürdige komische Epos „Tulifäntchen“, eine zweite Sammlung Gedichte, die Novelle „Der Carneval und die Somnambule“, der Kampf mit Platen, der tiefsinnige „Merlin“ und die Trilogie „Alexis“, die Anfänge der „Epigonen“, sowie einzelne kritische Arbeiten, fallen alle in den kurzen Zeitraum von kaum viertehalb Jahren!

Den besten Einblick in die Werkstatt des Dichters zu dieser Zeit eines rastlosen Schaffens neben einem Staatsamte, das keineswegs eine Sinecure war, und unter Zerstreuungen, Hemmnissen, Anfechtungen und Abhaltungen aller Art, wie sie das Düsseldorfer Leben und die deutsche Kritik einer praktisch-thatlustigen, nervös-sensitiven Natur wie Immermann bereiteten,

gewinnt man durch den Briefwechsel Immermann's mit seinem Freunde Michael Beer, vom Winter 1827 bis zum Frühlinge 1831.

Ueber sein Verhältniß zu diesem ihm zu früh entrissenen und nie wieder ersetzten Freunde will ich ihn selbst reden lassen. „Mit Michael Beer hatte ich das wohlthuendste Zusammen- und Ineinanderleben, ruhend auf gemeinsamem Streben, Drang, vorwärts zu kommen, und Bedürfniß, Alles, was den Einen beschäftigte und förderte, auch zum Eigenthum des Andern zu machen. Keine Schmeichelei entwürdigte diesen Bund, Wahrheit hieß unser Wahlspruch. Er war viel in Düsseldorf und auf längere Zeiten. Ich erinnere mich dieser Wochen und Monate mit einer frommen Bewegung. Die Pläne und Vorsätze waren unendlich, kein Gespräch versiegte vor tiefer Mitternacht. Alles was Litteratur, Zeit, Welt uns darreichte, wurde betrachtet. Wenn ich erwäge, wie leicht ich mich damals mittheilen konnte, und wie schwerfällig ich seitdem geworden bin (1839), komme ich mir wie ein anderer Mensch vor. Er hatte unendlich viel gesehen und gehört, denn er war fast in allen Hauptstädten von Europa gewesen; sein Reichthum, sein geselliges Talent öffneten ihm den Zugang überall. So konnte er mich denn mit einer Fülle von Anschauungen in seiner stillen Klause erquicken. Mit Recht sagt sein Biograph von ihm, daß ihm Freundschaft Lebensbedürfniß und Lebensluft gewesen sei. Es war in der That so. Einen Theil unsres Lebens faßt der Briefwechsel in sich, den die Erben herausgegeben haben. Freilich ist oft das Beste und Bezeichnendste daraus weggelassen worden, manch kleines Lebens- und Genrebild ist getilgt." Einer so weichen, liebevollen, hingebenden, an den Starken sich anlehnenden Natur bedurfte Immermann, um alle Schönheit und Liebenswürdigkeit seines Wesens

frei zu entfalten. Der Briefwechsel zwischen Beiden ist vielleicht das Einzige, was zu dem Goethe-Schiller'schen in moderner Zeit ein Analogon bietet. Auf diesen und auf das Verhältniß jener beiden Heroen in ihrer weltabgeschiedenen Selbstgenugsamkeit kommen denn auch beide Freunde häufig zu sprechen. Ein solches Verhältniß, solche Weltzustände, die dasselbe möglich machten, sind oft Gegenstand ihrer Sehnsucht*). Für Immermann kam dieser neue geistige Zusammenhang, diese gegenseitige Mittheilung, Anregung, Förderung sehr gelegen. Ein solches Element entbehrte er eben damals schmerzlich in Düsseldorf. Das bunte Faschingstreiben, die Karnevalatmosphäre des Künstler- und Gesellschaftslebens war denn doch seiner vorwiegend ernsten, auf das Gründliche, Gehaltvolle, Dauernde gerichteten märkischen Natur nicht ganz und nicht immer zusagend. Selbst der „Beischmack einer gewissen honnetten Philisterei", der, wie er selbst einmal gestand**), in seiner Individualität stecke, mochte sich gegen so manches in jenem Treiben auflehnen.

Den Hauptinhalt jenes Gedankenaustausches zwischen beiden Freunden bildete die Poesie, die dramatischen Produktionen beider und deren Verhältniß zur deutschen Bühne. Hier konnte ihm denn Beer gleich Anfangs aus München berichten, daß sein Hofer einen Augenzeugen und Mitkämpfer dieses tyrolischen Trauerspiels, Joseph von Hormayr, durch die Wahrheit der Gestalten des Gedichts in Erstaunen und Bewunderung gesetzt und ihn zu einer höchst anerkennenden Kritik in seinem Archive für Geschichte und Kunst veranlaßt habe***). Die mehrmalig Aufführung des Stücks auf der Düsseldorfer Bühne (Anfang

---

*) Briefwechsel zwischen Immermann und Beer, S. 53, 59, 100, 132 u. a. O.

**) Briefw. mit B., S. 191.

***) A. a. O. S. 23.

1829), so ungenügend sie war, gab denn auch dem Dichter die Ueberzeugung, daß ihm ein wirklich dramatisches Gedicht gelungen sei*). „Lesen Sie (schreibt er) aus diesen Zeilen keinen Hochmuth heraus; bei der Insolenz der deutschen Bühne gegen mich ist ja das Bewußtsein das Einzige, woran ich mich aufrichten kann". Diese Insolenz hatte er denn freilich in reichem Maße zu erfahren. Zwar meldet ihm der Freund, um ihn zu trösten, daß das „Auge der Liebe" zu München mit dem glücklichsten Erfolge gegeben worden sei, aber das konnte ihn nur wenig dafür trösten, daß sein Friedrich II. selbst durch des Freundes Vermittlung wegen des Ultramontanismus, der sich hinter theatralische Quängeleien zu stecken wußte, nicht zur Aufführung gelangen konnte, und seine „Schule der Frommen" in Hamburg und anderwärts durch protestantischen und katholischen Gözianismus von der Bühne ausgeschlossen ward, „weil sich Spott über Mißbrauch der Frömmigkeit nicht zu öffentlicher Darstellung gezieme"! Giebt es irgend geplagte, gehetzte, gemarterte Menschen, so sind es in Deutschland die dramatischen Dichter; die diesen Namen verdienen, versteht sich, denn der Schund hat im lieben Vaterlande von jeher auf den Brettern florirt. Während Beer in Paris zu Molière's Geburtstag dessen „Tartüffe" zujauchzen hörte, und des Dichters Büste mit zahllosen Lorbeerkränzen umschlingen sah, mußte ein deutscher Dichter im Lande der Denker seinen Tartüffe anderthalb Jahrhunderte später von diesem Volke von Denkern geächtet sehn, — natürlich blos weil es ein deutsches Produkt war. Immermann hatte gar nicht übel Lust, das Stück einem französischen Bühnendichter zu überlassen, um den Triumph zu haben, es von Theodor Hell und den

*) A. a. O. S. 72.

Seinen revertirt und so deutsches Original als französische Uebersetzung auf die deutschen Bühnen gebracht zu sehen.

Noch schlimmer ging es ihm mit seiner Hohenstaufentragödie. Ist dieser Friedrich II. auch eins der schwächeren dramatischen Werke des Dichters, so ragte er doch um mehr als eines Hauptes Länge über demjenigen hervor, was damals von Raupach, Müllner, Houwald u. s. f. auf den Brettern tragirte. Es hat etwas Herzzerreißendes, in Beer's Briefen nachzulesen, was man z. B. in München von dem Dichter forderte, um das Stück aufführbar zu finden. Das Drama war seinem Baue nach darauf angelegt, den Sieg des reinen großen Katholizismus über den Freigeist, selbst den gewaltigsten, darzustellen. Und dennoch: was verlangte man im Isar-Athen? Nichts weniger als die Streichung aller den Katholizismus irgend angreifenden Reden des Kaisers in dem Drama! Eßlair habe ihm versichert, schreibt Beer, daß bei dem Münchener Publikum, das Alles eher vertragen könne, als Angriffe auf religiöse Grundsätze und Dogmen, sich gewiß das lauteste Murren erheben werde, wenn Friedrich z. B. über die Messe spreche und sich etwa so ausdrücke: „es höre sie, wer Lust hat!“ Auf alle Stellen der Art und gewiß nicht die wenigst poetischen müsse in der Darstellung Verzicht geleistet werden. Nebenbei verlangte man auch noch Kürzung um „ein Drittheil“. Vergebens wendet nun Immermann ein, daß ja eben, um den Sieg der Kirche über den Freigeist hervorzuheben, dieser sich doch zuvörderst möglichst kraftvoll und kühn aussprechen müsse, daß er wohl alle Stellen, welche direkt gegen das Dogma gingen, streichen wolle, daß aber alles Uebrige und namentlich die Angriffe gegen die weltliche Hierarchie bleiben müsse, wenn die Dichtung nicht in ihrem Grunde geschwächt und zerstört werden solle. So war es damals, so ist es heute noch in Deutschland.

Daß in Oestreich nicht einmal ein Novellchen gedruckt werden darf, in welchem auf Gustav Adolph's Siegeszug nur vorübergehend hingewiesen wird, hat uns noch in diesen Tagen Heinrich Laube in der Augsburger Allgemeinen Zeitung erzählt. Indessen Oestreich ist — Oestreich. Aber das übrige Deutschland und sein Drama, seine Bühne! Ist es nicht Thatsache, daß kein Hof es duldet, daß ein Vorfahr seines Fürsten auf der Haupt- und Hofbühne irgend eine historische und poetische Bedeutung erhält? daß Tell verboten werden konnte in der Stadt der Intelligenz? Ist es nicht Thatsache, daß der Alp der Unfreiheit auf allen dreißig deutschen Hofbühnen noch jede dramatisch bedeutende Produktion, die das Gebiet der Historie berührt, fortwährend belastet, und den Poeten ihr Leben und Streben verkümmert und verbittert? daß Dramen, die Schweden oder gar Rußlands Historie berühren, sich's gefallen lassen müssen, daß man sie nach Portugal oder sonst in irgend ein Land verpflanzt, und daß man aus Katharina II. etwa eine portugiesische Königin, aus ihrem Potemkin einen Marquis Pombal macht? Ja, man begreift nicht, warum nicht lieber irgend ein außereuropäischer Staat mit seinem Dei, Chan, Vezir u. s. w. zum Sündenbock der deutschen Bühne gemacht wird.

Dieser Jammer kam denn auch zwischen den beiden Freunden zur Sprache. Beer hatte nicht übel Lust, den historischen Boden für das Drama ganz aufzugeben und sich nach Indien zu den Parias oder in die Regionen der „freien Phantasiegebilde zu flüchten“. Immermann widerspricht durchaus. Er zeigt, wie nothwendig der historische Boden dem Dramatiker, namentlich für das Trauerspiel, sei. Er weist die Anforderungen historischer Treue, die gerade damals von Raumer und Andern stark geltend gemacht wurden, siegreich zurück. Er vindicirt dem Dichter

hier die volle Freiheit des schaffenden und umschaffenden Gestaltens, durch welche allein planvolle Kunstwerke erzeugt werden können, die den Zuschauer mit einer harmonischen Empfindung entlassen. Dramatisirte Geschichte sei keine Tragödie, selbst wenn ein Shakspeare „die Chronik dialogisire". Dagegen nimmt er Goethe's Egmont eifrig in Schutz. Dieser ganze Brief (der 14te) sowie ein früherer, in welchem er die Aufgabe der Dramatiker der Versunkenheit der deutschen Bühne und ihres Schauspielwesens gegenüber aufstellt (Brief 8), sind vortrefflich und voll der feinsten und tiefsten Blicke in das Wesen und Gesetz dramatischer Dichtung. Den Kern der Sache aber trifft Immermann im 31sten Briefe, wo er das Verhältniß der Deutschen zum ernsten historischen Drama behandelt. Er nennt die mythische Helden- und die Staats- und Volkstragödie den Pfeiler und die Osteologie alles Dramatischen bei den nordischen Völkern. „Diese aber kann deshalb nie ein im Ganzen und Großen nachhaltiges Interesse bei uns gewinnen, weil uns das Gefühl des Heldenthums, das Bewußtsein eines Staats und Volks mangelt." Man sieht, diese Erkenntniß ist doppelt wichtig im Munde des loyalsten preußischen Beamten vom Jahre 1829, der auch, vermöge des wunderbaren Zwiespalts seiner innersten Natur, nie dazu kam, die Konsequenzen, die er auf dem Felde der Poesie wohl zu machen wußte, auch auf dem prosaischen Gebiete der Politik zu ziehen. „Wie sollen die Menschen die Wichtigkeit des Streits um eine Krone begreifen, sie, denen es ja im Grunde ganz gleichgültig ist, wer bei ihnen die Krone trägt, wenn sie nur zu Hause brav Kinder zeugen und ihre Kost essen dürfen? Die höchsten tragischen Motive sind also für uns schon verloren, wenigstens nicht von der Bedeutung, wenn es zur Oeffentlichkeit der Dichtung kommt, die sie doch haben müssen, sollen sie die

eigentlich regulirenden sein. Das Häusliche, Sentimentale ist unser Lebenselement, darin sind wir heimisch; deshalb ist die Familientragödie diejenige, welche bei uns allein zur vollkommenen Anschauung gebracht werden kann.“ Daß damit auf die eigentliche ideale Größe verzichtet werden müsse, leuchtet von selbst ein. So sind denn auch „nicht die Schauspieler, nicht die Dichter, nicht das Theaterpublikum, jedes für sich an dem Verfalle schuld, sondern alle zusammen können kein Theater hervorbringen, wo der Boden für das Gerüste fehlt. Selbst unsre größten Geister mußten an das gute Herz der lieben Landsleute klopfen, damit Herein! gerufen wurde. Sie, und mich, und vielleicht noch ein paar Hundert in Deutschland entzückt Wallenstein und das bewegte Leben um ihn, — die übrigen Millionen sähen am liebsten Max und Thekla allein. Was wäre Egmont ohne Klärchen! und wie schlecht stände es um Maria Stuart, wäre sie nichts als die zu Boden getretene Majestät, wäre sie nicht die liebenswürdige, galante Sünderin! Hiermit ist auch das Einmischen sentimentaler Motive, welches sich Goethe und Schiller bei großen Staatsactionen erlaubten, gerechtfertigt, wenigstens vollkommen entschuldigt. Sie wären ohne diese Zuthat ganz unverständlich geblieben, und der Tadel, den man deshalb gegen sie ausgeschüttet hat, beweist nur eine andere liebenswürdige Eigenschaft der Deutschen, nämlich die: von den Dichtern immer das Unmögliche zu fordern, während man ihnen weder Stützpunkt noch Vorschub gewährt“.

Diese und andere Mittheilungen können auf den Gehalt der Dinge schließen lassen, welche in diesem geistigen Zusammenleben Immermann's mit seinem Freunde verhandelt wurden. Bewundernswürdig erscheint dabei die Rastlosigkeit des Dichters, mit welcher er ungenirt durch alle diese äußern und innern Hemmun-

nisse immer vorwärts drang. Dichterisches Schaffen war bei ihm innerer Zwang, organische Nothwendigkeit. Sein Streben war dem Kriegszuge eines Feldherrn vergleichbar. Das deutsche Publikum, d. h. die deutsche Kritik — denn jeder Deutsche ist ein geborner Kritiker — verlangt bei einem Dichter immer direkten Fortschritt in grad aufsteigender Linie. Diesen Gang kann aber Künstlerleben und Streben, zumal in unserer Zeit, nicht gehen. Der Hauptschlachten sind wenige; dann wird auch wohl in leichten Scharmützeln hier und dort geplänkelt, hier und da geht ein Gefecht verloren, eine Position muß aufgegeben werden, das Heer zertheilt seine Kraft zu Seiten- und Querzügen; aber der Feldherr behält sein Ziel im Auge, und unversehens rücken die Massen wieder zusammen, und ein neuer entscheidender Sieg krönt des Führers Anstrengungen. So war es bei Immermann. Daß er von dieser Eigenthümlichkeit seiner Natur ein Bewußtsein hatte, spricht er selbst einmal gegen Beer aus (Brief 18). Er hat eben ein Werk vollendet: „Nun wollen wir nicht rasten (schreibt er), sondern gleich wieder vorwärts. Man muß in der dichterischen wie in der kriegerischen Laufbahn die Niederlagen nicht scheuen. Sieg und Schlappe führen am Ende, wenn der Kern nur etwas taugt, doch an's Ziel, wie der alte Blücher, oft geschlagen, endlich doch nach Paris kam. Ich kann wenigstens nach meinem Naturell nichts ersinnen, sondern muß Alles mir erleben und erdichten.“ Und doch verhehlt er sich nicht, daß seine realistisch-politische Zeit, wo der Dichter immerfort in den praktischen, von dem Poetischen ganz hinwegführenden Strudel gerissen werde, keinen Dichter im höchsten Sinne des Worts (er denkt an Goethe und Schiller) hervorbringen könne. „Die Wirklichkeit hat sich eine große, ungeheure Geltung erworben, die nur der Thor leugnen oder bestreiten kann, und ihre Last liegt auf

unsrer Aller Brust. Indessen, man thut, was seines Amtes ist, und bildet sich, soweit es die Umstände gestatten".

In diese Zeit fällt auch Immermann's Streit mit Platen, dessen ebenso unerwarteter als hämischer Angriff ihn um so tiefer schmerzte, als er grade damals im Begriff stand, das Interesse, mit welchem er die Leistungen Platen's verfolgte, und die Achtung, welche er seinem Talente zollte, in einer Zuschrift an denselben, mit der ihm eigenthümlichen, ehrlichen und hingegebenen Offenheit auszusprechen. Erst volle zwölf Jahre nach dem Erscheinen des „im Irrgarten der Metrik umhertaumelnden Kavaliers", mit welchem er auf Platen's romantischen Oedipus antwortete (1829), hat sich Immermann über sein wahres Verhältniß zu seinem Gegner ausgesprochen; denn der Cavalier, sowie die Vorrede dazu, entstanden unter dem Einflusse des Moments, der den schwer verletzenden, boshaften Angriff gebracht hatte. Der Odem des Friedens und der Versöhnung weht in jener späteren Schilderung und Charakteristik Platen's, wie sie die Düsseldorfer Anfänge*) enthalten. Stärke und Schwäche des so unverhofften und unerwünschten Gegners sind dort mit den schärfsten Zügen der Wahrheit ausgesprochen, und die Litteraturgeschichte wird diese Kritik wohl unverändert zu Buche nehmen können. Alte Liebe rostet nicht, und Liebe hat hier den Griffel geführt, die Liebe zu dem, was Platen besaß und was Immermann nach dem schönen Worte des Platonischen Sokrates eben darum an ihm liebte, weil es ihm selbst fehlte, weil er darin seine Ergänzung empfand.

*) Pandora III, S. 47—50 und S. 57—58.

Damals galt es nun freilich, den ihm werth gewesenen Dichter und unerwarteten Freund in anderer Weise zu begrüßen. Allein so stark auch gegen die spätere Milde die Keulenschläge jener geharnischten Sonette abstachen, mit denen er dem vorwitzigen Angreifer Hohn und Spott vergalt, — die Gerechtigkeit, ein Grundzug in Immermann's Natur, fehlte auch hier nicht. Er ließ dem Feinde das ihm eigenthümliche Verdienst, er sprach es unverholen als ein solches aus, aber er vernichtete schonungslos den Nimbus, innerhalb dessen Platen seine Formengewalt als selbstständig zu hypostasiren und seinen Stuhl zu den höchsten Ehrensitzen des Parnasses aller Zeiten hinaufzurücken strebte. Und die Form der Streitgedichte selbst führte den Beweis — der Platen vielleicht am härtesten traf — daß seine metrischen Künste denn doch nicht so ganz außer dem Bereich der Begabung seines Gegners lagen. Was aber die Hauptsache war: Immermann's Prophezeiung bewährte sich als eine wahre. Es war die Ausforderung, die er ihm im zwanzigsten Sonette zuschleuderte:

Hierher! mich angeschaut, Fechtbodenspringer!
Jetzt gilt's! ein Lied nur! eins voll Herz, Gehalt,
Eins, hörst Du? eine einzige Gestalt! u. s. w.

Platen hat den Handschuh nimmer aufgenommen, und die Liga von Cambray, die der Versuch dazu sein sollte, ist eben nur ein Versuch geblieben.

Auch ohne die Art, wie Heine gleichzeitig Platen's Angriff gegen ihn erwiderte, zu vergleichen, stellt sich unsers Dichters edle Natur in ihr hellstes Licht. Er selbst antwortete dem Angreifer nur, weil er ihn achtete, und weil denn auch gute Freunde und Feinde an ihm herumhetzten. Bezeichnend aber für seinen Charakter war es, daß er den Angriff seines Gegners nie ge-

lesen hat. Er wollte sich die Laune zu seinem Geplänkel nicht verderben, er meinte, es könne ihm denn doch etwas Menschliches begegnen, wenn er sich so seltsam abkonterfeit sähe. Darum ließ er sich blos von einem Freunde über das Bild berichten und schrieb so den Cavalier. Zufällig mußte er daneben auch den buchhändlerischen Spediteur seiner Polemik machen, und als nun der geschnürte Ballen mit den tausend Cavalieren in seinem Zimmer lag, „war es ihm komisch schauerlich, den poetischen Hohn in so materieller Wucht vor sich zu sehen", und er war froh, als ihm der Fuhrmann „das Zeug vom Halse schaffte".

Wäre nur auch der Eindruck des Angriffs selbst auf Immermann's Gemüth so leicht zu beseitigen gewesen! Aber die Wunde, die ihm dadurch geschlagen war, (äußert sich ein Freund aus jener Zeit) heilte nicht so bald. Oft hörte man damals von ihm die Klagen über die Gleichgültigkeit des Publikums und der Großen gegen die Dichtkunst, die Willkür und Grundlosigkeit parteiischer Kritik, die materielle oder scholastische Richtung der Zeit — in denen sich Wahres mit phantastischer Uebertreibung mischte, und aus denen sich eine Bitterkeit erzeugte, über die er erst in den letzten Jahren seines Lebens wieder Herr werden konnte. Nur dann empfand er sie nicht, wenn der Gedanke einer neuen Produktion ihn begeisterte, was niemals lange ausblieb. Eine gute Folge jenes kränkenden Angriffs war indessen die, daß er durch denselben mehr auf das ihm eigenthümliche Gebiet des Gedankens und der Beobachtung zurückgedrängt wurde, und es mochte fast etwas wie Dankbarkeitsgefühl mit im Spiele sein, wenn er zehn Jahre später im Münchhausen Platen seinen Ehrenplatz in der Wallhalla vindizirte.

VI.

Wenden wir uns von dieser Episode zu den Düsseldorfer Verhältnissen des Dichters und seinem Leben und Streben bis 1830 zurück. Zu seinem nächsten persönlichen Verkehre mit Schadow und den Künstlern traten noch Wilhelm von Norrmann, ein junges vielversprechendes Dichtertalent und Friedrich von Uechtritz, der Dichter des „Darius“ und der „Rosamunde“, der dem Freunde in seinen „Düsseldorfer Künstlern“ und in einigen Aufsätzen in den Blättern für literarische Unterhaltung späterhin ein wenigstens vorläufiges Denkmal setzte. Auch Heine hatte sich an Immermann angeschlossen und ein Briefwechsel entstand zwischen beiden, der wohl noch seiner Veröffentlichung harrt. Mit Uechtritz, der dauernd örtlich in Düsseldorf blieb, ergab sich ein noch näheres, bedeutenderes Verhältniß. Das Vorwiegen der Reflexion in Uechtritz gab jenen phantastisch-bunten Düsseldorfer Anfängen einen heilsamen Gegensatz. Sein Wissen, sein ganzes Wesen mahnte zum Nachdenken, zur Sammlung, Immermann gestand selbst, daß er durch ihn über ganze Strecken der Erkenntniß aufgeklärt worden. Mehreres, was in den Epigonen seinen Platz fand, deren Anfänge schon in diese Periode des Dichters reichen, war wörtlich zwischen beiden früher so abgesprochen worden. Noch tiefer und inniger war der Zusammenhang mit Schnaase, dem Verfasser der „Niederländischen Briefe“ und der „Geschichte der Kunst“. Mit wahrhafter Begeisterung gedenkt Immermann dieses Zusammenlebens in seinen Düsseldorfer Maskengesprächen. „Wie groß war der Drang der Mittheilung, wie rege die Lust des Empfangens! Die Dichter werden nicht müde, den Frühling zu preisen und die Liebe. Aber was die Liebe und der Frühling

der Jugend ist, das sind die Stunden, in denen Zwei mit einander Gedanken erzeugen und ausschaffen, dem Mannesalter.“ Dies ist ächt antike Ansicht von Freundschaft, für die der alte Aristoteles den Ausdruck des „Zusammenlebens im Zusammenschaffen“ fand. So war auch für Immermann Freundschaft zwischen Männern nicht auf den „schönen Schein“ eines persönlichen Wohlgefallens, sondern auf ein beiden gemeinsames Objective gegründet, und wie nach Platon, Zeugen die That der Liebe sei, so müßten, meinte er, auch Männer im Wahren, im Gegenständlichen diese That mit einander vollbringen, solle ihr Bund eine Wirklichkeit bleiben.

Solcher Theilnahme der nächsten Umgebung, der Freunde, bedurfte aber unser Dichter um so mehr in einer Zeit, in welcher die Kritik, wie sie an ihm irre wurde, weil sie das Ganze einer starken, nach Entwickelung ringenden Individualität nicht in's Auge faßte, ihn selbst irre zu machen oder doch seine Thätigkeit und Begeisterung zu hemmen und zu trüben drohte. Zwischen den beiden Polen des reflectirenden, satirisch-empfindsamen Romans und des romantischen Drama's, wie sie in seinen Erstlingswerken hervorgetreten waren, hatte sich bisher seine Production mannigfach hin und her bewegt. Ehe sie den vollen Ausdruck beider Richtungen gegen das Ende seiner Laufbahn in Münchhausen und den Epigonen und in dem umgearbeiteten Hofer und den Opfern des Schweigens fand, hatte sich die kraftvolle, aber herbe und gewaltsame Natur des Dichters in einer Reihe von Produktionen durch ihre Entwickelungsperiode hindurch zu arbeiten. Eine solche Entwickelungsperiode läßt aber grade bei tieferen Geistern alles Uebermäßige, Herbe und Gewaltsame um so mehr hervortreten, je mehr es ihnen darauf ankommt, nicht sowohl leichte Erfolge zu erringen, als vielmehr nur einen Ausdruck

ihrer innersten Empfindung zu gewinnen*). So ward auch Immermann, anfangs mit Aufsehen empfangen, nur zu bald Gegenstand einer feindseligen, oft unbilligen Kritik. Des Platenschen Angriff's ist schon oben gedacht worden, so wie auch des tiefen und nachhaltigen Eindrucks der Bitterkeit, den er in der Seele des Dichters zurückließ. Und doch war Immermann der unpartheilichste Selbstkritiker seiner eignen Werke, sobald sie sich von ihm abgelöst hatten, und die spätere Sammlung seiner Werke ließ ihn eben deshalb mit einer Strenge verfahren, die wir jetzt zu bewundern, aber auch zu beklagen haben, da durch sie es äußerst schwer hält über die verzettelten und verstreuten früheren Arbeiten des Dichters einen Ueberblick zu gewinnen.

Indessen der belebende Verkehr mit jenen Freunden, die innere Lust am Schaffen, die hier und da sich einfindende Anerkennung — die selbst in Frankreich, wie wir aus Beer's Briefen sehen, einen Ausdruck fand, — ließen ihn bald sich selbst wieder gewinnen. Dieser edlen Natur mußte Alles zur Schule und Läuterung werden. Der Schiller-Goethesche Briefwechsel, von dem sich Beer zu Boden gedrückt fühlte, wirkte anfangs auch auf ihn in dieser Weise. „Der Anblick eines idealen Strebens (schreibt er) läßt immer im Anfange einen Stachel in der Seele zurück. Indessen — setzt er hinzu — kann dergleichen, wie alles Vollkommene, in letzter Instanz doch nur heilsam wirken.“ In dieser encyclopädischen, Alles fördernden und Alles verbrauchenden Zeit sei die Zerstreuung die größte Feindin. Vor ihr sich hüten, heiße schon unglaublich viel gewonnen. Im Angesichte jenes Zusammenstrebens der beiden Heroen unserer Litteratur ging ihm die Erkenntniß auf, welcher unendlichen Steigerung das Talent fähig sei, „wenn

*) Schnaase a. a. O.

man so glücklich war, den rechten Kreis zu finden, und wenn es immerfort durch die homogensten Elemente genährt wird". Als Hausmittel dazu empfahl er: immer wieder zur Lesung der Alten zurückzukehren, deren geschlossene Welt wohl am sichersten vom leeren Brüten und vom Verlieren in Lappalien zurückziehe. In derselben Zeit war es, wo er mit der Idee der Epigonen selbst sich jenem „rechten Kreise" zuwendete, ein Umstand, durch welchen jene Aeußerung eine noch höhere Bedeutung gewinnt. — Seine Lust zu schaffen muthete sich das Schwerste zu. In ein und derselben Zeit, wo ihn jene Romananfänge beschäftigten, arbeitete er an Merlin und Alexis, vollendete das reizende komische Epos „Tulifäntchen", welches Heine den epischen Kolibri nannte, entwarf das Liebesepos „der Schwanenritter" und den Plan zur freien Umarbeitung des „Tristan" von Gottfried von Straßburg, worauf ihn die durch Merlin angeregte Beschäftigung mit altdeutscher Poesie führte. Zugleich trug er sich mit dem Plane, Schwarzenberg, einen Stoff aus der preußischen Geschichte, als Tragödie zu behandeln. Doch gab er denselben bald wieder auf.

In dieser Zeit fielen die Donnerschläge der französischen Julirevolution. Immermann, durch Beer's Pariser Briefe mitten in das Gewoge der Dinge versetzt, ward von derselben im Tiefsten ergriffen. Eine Reise nach Paris, zu der ihn sein Freund dringend aufforderte, mußte sich der preußische Beamte leider versagen. Es ist hier der passendste Ort, Immermann's Verhältniß zur Politik und zu der politischen Bewegung seiner Zeit etwas ausführlicher zu betrachten, da er grade in dieser Hinsicht die entschiedenste Mißkennung erfahren hat. Der Briefwechsel mit Beer bietet uns auch hier die Anknüpfungspunkte.

Nie hatte ein Ereigniß so gewaltig und erschütternd auf ihn gewirkt als die Julirevolution. Sie berührte ihn „wie ein

Wunder", und ließ ihn in den ersten Wochen vor Aufregung zu keiner Arbeit kommen. Daß sich nach all dem Sturm und Blut von vierzig Jahren die Revolution wiederholte, nur noch imposanter als das erste Mal, sei ohne Beispiel in der Geschichte, und zeige die nicht zu berechnende Kraft des Jahrhunderts und der Nation. Einzig dürften die Franzosen mit Recht diese Katastrophe nennen, weil sie nicht, wie gewöhnlich, aus physischer Noth, sondern aus einem geistigen Drange, aus dem Drange, sich in seinem Rechte zu behaupten, hervorgegangen sei. In dieser Begeisterung für etwas Uebersinnliches habe das Ereigniß für ihn Aehnlichkeit mit der religiösen Bewegung des Mittelalters, „und vielleicht", setzt er hinzu, „ist auch das Agens unserer Zeit das Politische, wie der Glaube damals". So tiefen und richtigen Blickes faßte er damals, als der Donner der Kanonen kaum noch verhallt war, das Ereigniß und seine Bedeutung auf. Er zollte dem Tacte und dem Scharfblicke, womit bis dahin die Kammer und die übrigen Machthaber sich benommen, Achtung und Ehrfurcht. Daß sie sich selbst die Vollmacht schrieben, in einem Augenblicke, wo alle früheren Vollmachten erloschen waren, und noch keine Gewalt existirte, welche neue hätte ausstellen können, werde ihnen in der Geschichte zum ewigen Ruhme gereichen. Freilich sagten ihm die nächsten Folgen wenig zu. Das Gewöhnliche und Gemeine, zu welchem es gar bald wieder an der Seine gekommen ist (schreibt er am 29. Septbr. 1830), der unkönigliche König, die nüchterne Phraseologie der Stimmführer, die Stellenjagd, das gänzlich unbestimmte Wesen, in welchem sich die Regierung herumtreibt, der große Fehltritt, im Kampfe für die Charte diese selbst zu verletzen, bestätigten ihm, so natürlich er sie fand, doch nur die alte Ueberzeugung, daß man bei Einzelnen wie bei Massen immer nur auf Momente der Erhebung und

Begeisterung, nie aber auf eine gewisse Folge und Consequenz im Sublimen (hier hören wir den Dichter) rechnen könne. Aber diese Betrachtung änderte sein Urtheil über die große Begebenheit selbst nicht, die immer in der Geschichte als eine wesentliche Krisis, wodurch die Welt ihre Wiedergeburt bezweckte, dastehn werde. An dem Bleibenden in der Form des Neuhervorgerufenen zweifelte er freilich, und hatte Recht zu zweifeln. Er hielt diese Reaction nur für eins der Fermente, welche durch Gährung in der Zukunft die neue Gestalt erzeugen werden! Daß ein Kampf der beiden Systeme „ein Kampf auf Leben und Tod" hinausgeschoben werden würde, hielt er für wahrscheinlich, daß er aber in nicht allzu ferner Zeit ausbrechen müsse, war ihm gewiß.

Allein nur zu bald wendet er sich von dem Felde der Politik zurück. Nicht bloß weil seiner ächt künstlerischen, immer auf das Ganze gerichteten Natur der matte, verworrene Ausgang widerstrebte. Der Grund lag tiefer. Er that es, „weil ihm" als Preußen, als Deutschen „ein thätiger oder auch nur ein allgemein nationeller Antheil versagt sei". Das Gefühl dieser Kette ward für ihn entscheidend, und jenes kurze Wort (Briefw. S. 217) enthält den Schlüssel zu Immermann's späteren Aeußerungen über die in Folge der Julirevolution auch nach Deutschland übergreifende politische Bewegung, Aeußerungen, die in dem Reisejournal (1833) ihren Ausdruck fanden, und den Dichter bei sehr Vielen in ein schiefes Licht zu rücken geeignet waren. Dem Ganzen und Vollen, dem Großen und Gewaltigen zugänglich, konnte er sich mit dem Halben und Kleinlichen nicht befreunden, das in den deutschen Bewegungen jener Zeit zum Vorschein kam, und dieselben namentlich in ihren Anfängen mehr nur als Nachahmungen und Nachäffungen der Dinge jenseit des Rheins erscheinen ließ. Der Mangel des Nationalen, das Einheitlose, Provinzielle,

das Kleinliche und Machtlose, der Mangel einer männlichen, grad und einfach aufs Ziel losgehenden Offenheit: das Alles stieß ihn ab; das Mißtrauen, die Erbitterung der süddeutschen Liberalen gegen sein Preußen, beleidigte seine theuersten Sympathien um so mehr, als er in jener Zeit wohl sagen durfte, daß das Organische, um dessen Erlangung man sich dort abquäle, in Norddeutschland längst als ruhiger Besitz genossen werde. Das demagogisch Verworrene, die Petulanz der Angriffe von Seiten der Excentrischen tasteten in ihm die Pietät für den reinen Monarchismus an, eine Pietät, in der er auferzogen, für die er in den Jahren des Kampfes gefochten, die mit seinem ganzen Wesen verwachsen war. Es war auch hier ein merkwürdiger Widerspruch in dem Manne. Er verheimlichte sich auch später keineswegs die bedenkliche Stellung Preußens dem Freiheitsprincip des süddeutschen Constitutionalismus gegenüber; die Ueberwucht einer, allem organisch freien Staats- und Bürgerleben feindlichen Büreaukratie blieb von ihm nicht unbemerkt, er hat sie, er hat das ritterbürtige Ritterthum und seine feudalen Bestrebungen scharf durchschaut und bitter gegeißelt. Noch mehr: Er war in allem Geistigen, Literarischen dem Umschwunge einer Neuerung unbedingt zugethan, deren Nothwendigkeit er anerkannte. Aber während er auf dem Felde der geistigen Interessen sich revolutionär erwies, stemmte er sich auf's Aeußerste dagegen, die Consequenzen, welche er hier zugab, auch auf dem politischen Gebiete gelten zu lassen. Hier war er, wie Gutzkow richtig von ihm gesagt hat, „preußischer Beamter und ehemaliger Freiwilliger“, und als solcher steckte er die schwarz und weiße Cocarde auf, und proklamirte sich als „Franzosenfeind“ und absoluten Monarchisten. Er konnte sich, wie er selbst gestand, von den Begriffen nicht trennen, mit denen er groß geworden war. So war er, so ist er geblieben. Viel-

leicht hat sein früher Tod ihm das harte Schicksal erspart, einen Theil seiner selbst nothgedrungen aufgeben zu müssen.

VII.

Wir kehren jetzt zu Immermann's dichterischer Thätigkeit zurück. Zunächst zum Lustspiel. Es ist merkwürdig, daß Immermann diese Seite seiner dramatischen Produktivität nicht über das Jahr 1830 hinaus fortsetzte. Auch im Lustspiel hatte er nach und nach alle Töne anzuschlagen versucht: den romantisch Shakspeareschen in dem „Prinzen von Syrakus“ und in dem „Auge der Liebe“, von denen ich das letztere unbedenklich für das Beste halte, was Immermann überhaupt in dieser Gattung gedichtet hat; den leicht französirenden, an die Grenze der Frivolität hinstreifenden, in dem „Morgenscherz“, in der „schelmischen Gräfin“ und in der „Schule der Frommen“, in denen er auch den Alexandriner mit Glück anwendete; und endlich den des typisch deutschen Charakterlustspiels in der kleinen heitren dramatischen Idylle „die Nachbarn“ (1824) und in den „Verkleidungen“. Zu dem letzteren Stücke hatte ihm, wie vorhin erwähnt, die Gestalt seines alten „Oheims“ den Stoff gegeben. Mit keinem dieser Stücke erreichte er indessen eine durchgreifende Wirkung, wenn gleich einzelne auf den Repertoiren Eingang fanden. Woher kam das? Mich dünkt daher, weil dieselben, so große Vorzüge sie auch im Einzelnen hatten, doch wesentlich nichts Neues boten, sondern Gattungen zusteuerten, in denen vollendete Musterwerke bereits vorhanden waren und zur Vergleichung aufforderten. Dies gilt namentlich von den beiden ersten der drei bezeichneten Genre's, in denen sich Immermann's komische Muse bewegte. In dem dritten kam

noch ein anderes Etwas hinzu. Das Lustspiel „die Verkleidungen“ nimmt einen frischen Ansatz zu etwas Neuem, Kräftigem, es streift schon leise an diejenige Gattung heran, welche der deutschen Komödie neuesten Datums vielleicht allein noch sichere Erfolge bieten dürfte, — an das historische Lustspiel. Aber es verläßt sogleich dies Terrain wieder und verliert sich in das Groteske und Bizarre einer Charakterzeichnung aus dem bürgerlichen Leben, deren starker Farbenauftrag die Karikatur an die Stelle des Charakteristischen setzt und so das Ganze verdirbt. Immermann selbst verhehlte sich dies nicht. Wir sehen dies aus der Art, wie er sich deswegen gegen seinen Freund Beer zu rechtfertigen sucht. Er gestand ein, daß der Mangel an scharf ausgeprägten Charakteren in der Gegenwart für den Lustspieldichter ein Kreuz sei, namentlich wenn er seine Figuren aus der sogenannten guten Gesellschaft nehme. Eben dieser Umstand habe ihn bewogen, in seinen Lustspielen, auf die Gefahr ein Karikaturenzeichner genannt zu werden, „die Farben entschieden aufzutragen“. Er tröstete sich dabei mit der Hoffnung, daß wenn auch jetzt die Originale fehlten, ihre Zeit wohl einmal wieder kommen, und er alsdann mit seinen Sachen noch in die Reihe der naturwahren Gemälde treten werde! Ein wunderlicher Trost! Als wenn der Dramatiker, der wahre Dichter der Gegenwart, es machen dürfe wie jener Sonderling, der sich aus Sparsamkeit seine Kleider, um in der Mode zu bleiben, nach dem Zuschnitt einer älteren Periode anfertigen ließ, weil er bemerkt hatte, daß alte Moden wiederkehrten. Doch gab er auch seine Zeit in komischer Hinsicht nicht ganz auf. Die Affektation, jede eigenthümliche Denk- und Empfindungsweise untergehen zu lassen, sei es in allgemeinen politischen Grundsätzen wie in Frankreich, oder in einer gewissen allgemeinen humanen Bildung und Eleganz wie in Deutschland, sei schon etwas ganz Un-

natürliches und Widersinniges und könne als ein komisches Grundverhältniß unserer Zeit betrachtet werden, aus welchem sich für den feinen Beobachter gewiß tausend Fälle ergeben würden, wo das Individuum mit dem generellen Costüm, das es zu tragen, freiwillig oder gezwungen, übernommen habe, in komischen Conflict gerathe.

Mit ganz besonderem Eifer aber ergriff er den von Beer zufällig hingeworfenen Gedanken des historischen Lustspiels. Man kann sagen, daß er mit zwei Worten alle die Vortheile heraushebt, welche der Anbau dieses Genre's dem modernen deutschen Drama gewähren könne. Vor allem habe man hier gleich festen Boden unter den Füßen, Farben und Charaktere. Wegen der Bedeutung der Figuren könnte auch die Sache nie in's Kleinliche und Alberne fallen. Die fruchtbarste Anschauung für dieses Genre — setzt er hinzu — werde freilich die Meinung der Memoiristen sein, daß die großen Dinge in der Welt durch sehr kleine Motive herbeigeführt werden. Am schwierigsten dürfte die Behandlung der Könige sein; denn wie der König der Gipfel in der ernsten Darstellung sei, so müsse er auch bei diesen komischen die Spitze bilden, wobei denn freilich die Gefahr nahe liege, ihn in's Marionettenhafte zu zeichnen*). Immermann ist nie dazu gekommen, die Ausführung dieser Idee zu versuchen. Einen Stoff, den er als ihm von Beer zu diesem Zwecke mitgetheilt erwähnt, habe ich in den Briefen des letztern nicht aufgefunden.

Wir haben jetzt noch zwei Werke Immermann's zu betrachten, welche aus der neuen Richtung ihren Ursprung datiren, die in dem Dichter durch das Zusammentreffen bedeutender innerer Revolutionen mit der großen Volksbewegung des Jahres 1830

*) Briefw. mit Beer, S. 143 ff.

hervorgerufen wurden. Es sind: die Mythe „Merlin“ und die Czaarentragödie „Alexis“, eine Trilogie.

Ueber den Merlin ist nicht mit zwei Worten abzuurtheilen, wie das wohl hier und da geschehen. Thatsache ist, daß dieses tiefsinnige, gedankenschwere Gedicht, welches der Dichter selbst wohl das liebste Kind seiner Muse nannte, fast spurlos an der Mitwelt vorüberging, und bis auf diesen Augenblick sich nur eine kleine Gemeinde von Verehrern gewonnen hat. Es nützt nichts, auf die Nation zu schelten, daß sie, die Goethe's Faust zu ihrem Eigenthum machte, die sich den Hamlet anzueignen wußte, diesem Immermann'schen Faust die Aufnahme versagte. Für den Dichter ist der Ausspruch der Mitwelt souverain, und man weiß von keinem, der von ihrem Urtheil auf die ferne Nachwelt mit Erfolg appellirt hätte. Auch that Immermann dies letztere nicht. Aber er that etwas Schlimmeres: er verachtete seine Mitwelt. Er schrieb den Merlin (wie er später in den Epigonen gestand) in dem Bewußtsein, „daß Niemand seiner achten werde!“ *) Die Mitwelt nahm ihn beim Worte, und dies Gedicht, in welchem er sein tiefstes Wesen ausgesprochen zu haben meinte, blieb der Nation fremd. Man könnte sagen: fremd darum, weil er eben nur sein tiefstes Wesen, dieses letzte, unaussprechbare, subjective auszusprechen gerungen, und würde damit nicht weit dem Ziele vorbeischießen. Denn eben dieser Umstand erklärt es zugleich, warum seine persönlichen Freunde und Verehrer sich immer und immer wieder zu diesem Werke hingezogen fühlen, ohne doch den Bann lösen zu können, der es von der Nation im Ganzen scheidet. Man lese nur die Expositionen, welche von Uechtritz**), Kinkel***), Schüking †) u. A. versucht worden sind, und vergleiche

*) Epigonen III, S. 217. **) Blätter f. lit. Unterhalt. 1841. No. 228—229. ***) In Freiligrath's Erinnerungsbl. 1842. S. 5—18. †) Ebendas., S. 21—55.

damit das scharfabschneidende Urtheil Gutzkow's*), um sogleich diesen Gegensatz zu empfinden. Dazu gesellt sich noch ein Zweites. Man kann die Vergleichung mit dem Goethe'schen Faust hier nicht vermeiden, wo die Verehrer des Immermann'schen Merlin selbst von einem „zweiten Faust" reden. An Nachahmung ist dabei freilich nicht zu denken, ebensowenig als an Ueberbietung. Immermann konnte auf so alberne Vorwürfe mit Recht erwidern, daß er gar nicht in das Gebiet des Faust eingetreten sei. „Nicht die Sünde schwebte mir als Unglück der Welt vor, sondern der Widerspruch. Merlin sollte die Tragödie des Widerspruchs werden. Die göttlichen Dinge, wenn sie in die Erscheinung treten, zerbrechen, decomponiren sich an der Erscheinung. Selbst das religiöse Gefühl unterliegt diesem Gesetze. Nur binnen gewisser Schranken wird es nicht zur Karikatur, bleibt aber dann freilich jenseits der vollen Erscheinung stehen. Will es in diese übergehen, so macht es Fanatiker, Bigotte. Ich zweifle, daß irgend ein Heiliger sich vom Lächerlichen ganz frei gehalten hat. Diese Betrachtungen (setzt Immermann hinzu) faßte ich im Merlin sublimirt, vergeistigt. Der Sohn Satans und der Jungfrau, andachttrunken, fällt auf dem Wege zu Gott in den jämmerlichen Wahnwitz." Als Immermann ein Jahrzehend später das Gedicht wieder in die Hand nahm, erregte es ihm „eine eigne schmerzliche Empfindung", nun zu sehen, woran es demselben gebreche. Er erkannte als die beiden Hauptfehler, die ihn „um den Gewinn gebracht" (denn jetzt, nachdem die glücklichen Erfolge seiner letzten Werke den starren Trotz und die einsiedlerische Erbitterung gegen das Publikum besiegt hatten, konnte er von „verlornem Gewinne" reden!): die Entlegenheit der wenig bekannten Sage und ihrer fernen unpopulären Träger, dieser Klingsor, Artus, Merlin, Lanzelot, Ginevra, Hüter

*) Götter, Helden, Don Quixote. S. 155. 162.

des Grals, Namen bei denen sich Niemand etwas denke; und zweitens: die Belastung der Durchsichtigkeit und Grazie eines poetischen Kunstwerks durch intellektuelle Anschauungen der sonderbarsten Art, unter deren metaphysischer Rüstung die Gestalten erliegen. Ein dritter Fehler ist in dem Geständniß angedeutet: „je dunkler, feiner, geistiger ein Stoff, desto kräftigere Träger sind ihm vonnöthen." Hier liegt der Kernpunkt, und hier knüpfen wir wieder an Goethe's Faust an, in dem das Große, Zwingende, Hinreißende, Welterobernde der Wirkung eben nur durch das unbewußte Walten einer künstlerischen Einsicht gelungen ist, zu welcher Immermann erst nach Vollendung seines Werks zu spät gelangte, während Goethe sie im zweiten Theile des Faust verlor. Wir haben keine Anknüpfungspunkte in unserer innersten Natur für die völlig aus dem Kreise alles Menschlichen, aus Zeit und Geschichte, aus aller Begränzung heraustretenden Hauptgestalten Satan's und Merlin's; die Frostigkeit der allegorischen Typen, der leib- und blutlosen Abstractionen, die hier unter den Namen Placidus, Candida, Klingsor und Niniana, Lanzelot und Ginevra u. s. w. auftreten, wird nicht besiegt weder durch die Gedankentiefe und Erhabenheit, noch durch die formelle, poetische Schönheit und theilweise Vollendung des Gedichts. Hier kann von Liebe und Haß ebensowenig als von „naturwahren Charakteren" die Rede sein, mit denen Kinkel jene Gestalten vergleicht, die er selbst doch kurz zuvor als rein abstracte „Typen" richtig bezeichnet hat. Denn hier ist weder Natur, noch Wahrheit, noch Charakter möglich, weil eben die Begränzung gebricht. Und es fehlt nicht an Stellen, wo dieser Mangel zur wahrhaften Verzerrung und Mißhandlung aller Form, Kunst und Schönheit wird*).

*) Etwas der Art hat Kühne in seiner Entwicklung des Merlin: Portraits und Silhouetten, Bd. II., S. 55 ff., angedeutet.

Einer der nächsten Freunde und täglichen Beobachter Immermann's beichtet, daß sich Immermann damals, als er den Merlin dichtete, und in demselben seine tiefinnerste Persönlichkeit, sein Verhältniß zu Gott und Welt, zu Religion und Philosophie, zu Goethe's Dichten und Hegel's Denken auszusprechen strebte, in einem sozusagen träumerisch-prophetischen Zustande befunden habe. Er rang umsonst darnach, seine Freunde über den Plan und Sinn des Gedichts aufzuklären, und wohl geschah es, daß er in scharfluftiger Märznacht nach solchen Versuchen das „eigentlich Unaussprechliche" der Geheimnisse jener Fabel darzulegen, den Freund auf Lüfte, Mond, Wolken und Himmel als Dolmetscher wies. Man sah, erzählt Uechtritz, daß eine Macht in ihm arbeitete und dichtete, zu der er sich gewissermaßen als dienendes Organ verhielt, deren pythische Aussprüche er ohne sie deuten zu können verkündete. Die Doppelnatur Merlins, der zugleich ein Kind des Satans (oder gnostischen Demiurgos) und einer reinen christlichen Jungfrau ist, giebt nur ein Abbild der damaligen religiösen Zerspaltenheit des Dichters selbst. In ihm kämpfte zu jener Zeit die tief mit seiner Natur verwachsene christlich religiöse, bis zu ascetisch puritanischer Färbung gesteigerte Ansicht von Gott, als einem außerweltlichen, der Welt feindlichen, mit der lebensvollen „Herrlichkeit, Fülle und Schönheit des Irdischen und Weltlichen"; es kämpften Christenthum und Heidenthum den schweren Entscheidungskampf. Aeußere Verhältnisse, die hier nur von fern anzudeuten sind, mochten den Bruch noch klaffender machen. Versöhnung auf philosophisch dialektischem Wege blieb ihm fremd, ja seiner dichterisch realen, auf das Volle, Ungetheilte, Ganze gehenden Natur feindlich. Der Merlin ist daher voll bitterer Anspielungen und scharfer Ausfälle gegen die Philosophie der Zeit und ihren Egoismus sowie gegen die rein heidnische „Selbstsucht"

der Goethe'schen Poesie. Hier bleibt kein Ausweg, als der am Schluß des Merlin gewählte, des unwandelbaren, durch Elend, Marter und Tod nicht zu erschütternden Festhaltens an der Gewißheit von Gott und an dem Bewußtsein einer unzerstörbaren Gemeinschaft des Individuums mit ihm; und dieser Schluß ist allerdings — das Motiv einmal zugegeben — von einer ächt religiösen Erhabenheit.

Die Trilogie „Alexis“ entstand zu derselben Zeit, welcher der „Merlin“ seine Entstehung verdankt. Die beiden ersten Theile derselben, „die Bojaren“ und „das Gericht von St. Petersburg“, halte ich mit Schnaase und Uechtritz für das Vollendetste und zugleich Bühnenmäßigste, was Immermann von historischen Dramen überhaupt gedichtet hat. Der dritte Theil, „Eudoxia“, ist in der That eine kaum erklärliche Verirrung des Dichters. Diese Nachbildung antiker Maße und Rhythmen hat etwas eisig Starres, tödtlich Erkältendes, welches mit dem frischen Leben der beiden ersten Theile in schroffem Kontraste steht. Diesem Ausgange fehlt ferner jede tragische Versöhnung. Es ist ein großes Leichentuch von Eis und Schnee, das sich über ein Schlachtfeld breitet. Dagegen ist in den beiden ersten Theilen das Charakteristische des russischen Volks, der Gegensatz des asiatischen Altrussenthums zu des Czaaren europäisirenden Bestrebungen, das Bojarenthum und sein lackirter Barbarismus, das wüste Gewirr wilder Leidenschaften, das verschlungene Gewebe von Falschheit, Arglist, Egoismus, Bigotterie, Nationalstolz, Muth und Feigheit mit Meisterhand gezeichnet. Ueberall umweht uns der Odem einer allem Germanischen durchaus fremden Luft. Diese russischen Verschwörungen und ihre Stifter,

diese Gleboff, Dolgorucki, Tolstoi und Menzikoff haben nirgends bei uns ihres Gleichen. Man fühlt den seherischen Zug heraus mit dem der Dichter diesem Volke eine von den Intentionen seines Reformators weit abliegende Zukunft angewiesen hat.

Die Trilogie selbst gliedert sich folgendermaßen. Der erste Theil (die Bojaren) giebt die Exposition der dem Czaar und seiner Schöpfung feindlichen Elemente. Die Hauptpersonen des ganzen Werks, Peter, Alexis, Katharine, treten hier noch hinter die Nebenfiguren der Bojaren zurück. Aber sie sind mit kühnen und großen Strichen gezeichnet. Es ist das letzte krampfige Aufbäumen der altrussischen Nationalität, des asiatischen Barbarismus gegen eine ihm gewaltsam aufgedrungene formale, seinem innersten Wesen widerstrebende Kultur, und der blutige Sieg der letztern über die erste, der aber schon über sich hinaus und auf die ihm folgende Niederlage hinweiset. Der zweite Theil, das Gericht von St. Petersburg, enthält die Katastrophe des Alexis. „Die künstliche und unnatürliche Schöpfung Peter's tritt immer schärfer hervor, er selbst wird in den Gang lebloser Formen hineingerissen, gewinnt die Einsicht in die Nichtigkeit seiner Welt, und muß sich zuletzt schmerzlich überzeugen, daß er den, der eigentlich der Beste ist (Alexis), diesem schlechten Machwerke zu opfern gezwungen ist." Mit diesen Worten giebt Immermann selbst den Inhalt des zweiten Theils (Briefwechsel mit Beer, S. 254—255), und darin liegt meines Bedünkens zugleich das Untragisch-Grausame und Versöhnungslose des Schlusses dieser Tragödie. Alexis' Ende, der Mord des Sohnes durch den Vater, um einem als schlecht erkannten Werke Dauer zu schaffen, ist herzzerreißend und empörend. Die äußere Fabel des dritten Theils, den der Dichter als einen „tragischen Nachgesang" bezeichnet, der alle Elemente der frühern Theile auf einem hö-

hern Punkte wieder versammle und die Töne in zusammengefaßter Harmonie auf einmal ausklingen lasse, ist: die völlige Verfinsterung der letzten Lebenstage Peter's und sein verzweiflungsvolles Sterben. Die „innere Idee“ soll die sein: „daß der Dämon des Verstandes und der Aufklärung, wie er Peter'n so mächtig trieb, am Ende besiegt wird, wenn er die Natur in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgt, weil sich dort die auf's Aeußerste Gebrachte in mythischer Riesengestalt aufrichtet und den verwegenen Feind niederschlägt“. Man sieht, wie hiermit schon das Verlassen des festen Bodens der Wirklichkeit und Geschichte und das Hinüberspielen der Dichtung in das Allegorisch-Symbolisch-Mythische gegeben ist. Zugleich aber erkennt man auch, wie diese Auffassungsweise den Dichter zu jenen metrischen Neuerungen führen konnte, die den fremdartigen Charakter dieses Schlusses noch verstärken.

VIII.

Schon während Immermann noch mit dieser dramatischen Produktion beschäftigt war, hatte er bei seinem liebsten Freunde Michael Beer die Erfahrung zu machen, daß in unserer kritischen Zeit selbst unter den sich am nächsten Stehenden an ein reines Aufnehmen nicht zu denken ist. Beer, dem er den ersten Theil übersendet hatte, erwiderte mit einer so in das Leben des Ganzen schneidenden Kritik, daß sie Immermann ernstlich erzürnte und ihn ein halbes Jahr den Briefwechsel unterbrechen ließ. Doch so hart und theilweise unbegründet ihm auch seines Freundes Urtheil erschien, seine edle Natur ward doch bald Meister über jene Aufwallung der Empfindlichkeit, ja, er machte

sich gar manche Ausstellungen zum Besten des Werkes selbst zu Nutze, und vergaß das Uebrige bald, als ihn der Freund über den inzwischen vollendeten zweiten Theil mit liebevollster Anerkennung überhäufte. Auch Grabbe stimmte später in seinen fragmentarischen Blättern über das Düsseldorfer Theater, auf dem die beiden ersten Theile später zur Aufführung gelangten, jener Anerkennung bei. Desto schmerzlicher aber mußte es dem Dichter selbst sein, daß er auch mit diesen Dramen weder in der Litteratur, noch auch hauptsächlich auf den deutschen Bühnen durchzudringen vermochte. Je tiefer in der letztern Beziehung bei ihm die Erkenntniß Wurzel faßte, daß es die traurige Verwahrlosung der deutschen Bühnen, der gänzliche Verfall der Schauspielkunst, der Mangel jedes leitenden Prinzips bei den Bühnenvorständen sei, was wie ein Alp auf aller ächten dramatischen Poesie laste, ihre lebendige und verkörperte Erscheinung erschwere, ja unmöglich mache, und so Sinn und Urtheil, Geschmack und Verständniß für dramatische Poesie bei dem Publikum mehr und mehr austilge, — um so mehr gewann bei ihm der Gedanke Raum, hier in einer andern, als in der Weise poetischer Produktion, reformirend einzugreifen, und selbst den Versuch zu wagen: ob nicht auch in der Gegenwart mit den rechten Mitteln auch die rechten Erfolge gewonnen werden könnten. Es war nichts Geringeres als eine gänzliche Reform des deutschen Theaters und der Schauspielkunst, welche seinem Geiste hierbei vorschwebte, eine Umgestaltung des Schlendrians der planlosesten Routine und des zufälligsten empirischen Umhertappens in bewußte Kunst und absichtsvolles, durch ein Prinzip geregeltes Streben. Es galt, den Beweis zu führen, daß und wie eine solche Umgestaltung möglich sei, und daß und wie durch sie das bisher unmöglich Erachtete ausgeführt werden könne, dem Flügel=

schlage des Genius ächter Poesie auf der deutschen Bühne Raum, Achtung und Anerkennung zu verschaffen.

Immermann hat diesen Beweis geführt, geführt trotz tausend Hindernissen, in der kürzesten Zeit, ohne alle Hülfe der Großen und Mächtigen, er, ein einzelner Mann, in einer kleinen Stadt, mit den beschränktesten Mitteln. Er hat eine Bühne geschaffen, wie Deutschland keine besaß, vielleicht keine besessen hat — und dennoch — doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen.

Schon lange vorher, ehe er Hand an die Ausführung seines Planes legte, hatte Immermann sich den Boden seiner Wirksamkeit zubereitet. Der freundschaftliche Verkehr mit den Düsseldorfer Künstlern hatte ihm Gelegenheit gegeben, dramatische Aufführungen von Dilettanten zu leiten. Das mimische Talent der Künstler, ihr feines, leicht erregtes Gefühl für poetische Schönheiten, ihre Lust an heitern, farbenreichen Darstellungen kamen ihm hiebei zu Statten, obschon er sich das Mißliche und Mangelhafte dieses Dilettantenwesens, wie wir aus seiner Schilderung einer solchen Aufführung (von Wallensteins Lager) in den „Düsseldorfer Anfängen" sehen, keineswegs verhehlte. Jedenfalls halfen diese bei Schadow angestellten, oder durch ihn herbeigeführten dilettantischen Versuche, wie Immermann selbst in den Düsseldorfer Anfängen bemerkt, den Sinn für das Dramatische in dem exklusiven Kreise erregen, der sich nun nur um so ekler von den Komödianten abwendete, da die Liebhaber dem Bedürfniß, wenn auch keine künstlerisch zubereitete Speise, doch etwas Natürlich-Geistreiches boten.

Eine andere Vorbereitung für die Umgestaltung und Erneuerung der Bühne lieferten die Vorlesungen ausgezeichneter dramatischer Werke aus allen Litteraturperioden, welche Immermann mehrere Winter hindurch vor größeren Versammlungen

hielt. Zwar war er weit entfernt, diese zuerst von Tieck mit großer Meisterschaft geübte und von Holtei u. A. fortgesetzte Kunst der dramatischen Rezitation zu überschätzen. Sie blieb ihm eine „Zwitterkunst", an der nur ein Zeitalter Geschmack finden könne, „dem die Partitur entkommen sei". Er verglich eine solche Vorlesung, gegenüber der vollen Instrumentalmusik der wirklichen theatralischen Aufführung, im glücklichsten Falle dem guten Spiele auf dem Flügel, einem Falle der nur dann eintrete, wenn Organ und Individualität des Vorlesers gerade besonders zum Gedichte paßten. Immermann war durch die Kraft und Biegsamkeit seines Organs, wie durch lebendige Phantasie und mimisches Talent zu dieser Kunst sehr wohl geeignet. Doch konnte es ihm begegnen, daß ein fades oder versteinertes Gesicht unter seinen Zuhörern ihm gegenüber ihn ganz aus dem Konzepte brachte, weshalb ihm denn dergleichen Vorlesungen immer am besten gelangen, wenn er in engster Häuslichkeit, beim Scheine der traulichen Lampe, den Eindruck der Dichtwerke von einem empfänglichen Antlitz wiederglänzen sah. So habe ich selbst ihn (im Sommer 1838) Hamlet, Rothkäppchen und einige seiner eigenen Sachen an mehreren in seinem Hause verlebten unvergeßlichen Abenden vortragen hören, und stehe nicht an, ihm selbst vor Tieck in manchen Stücken den Preis zuzuerkennen.

Indessen konnte doch eine bedeutende Wirkung jener halböffentlichen Vorlesungen nicht ausbleiben, und dieselbe mußte Immermann's Theaterprojekt in hohem Grade förderlich werden. In einem, ihm zu jenem Zwecke von den Malern eingeräumten Atelier, dessen graue Wände mit allerhand Zeichnungen, Cartons und Farbenskizzen bedeckt waren, führte er zwei Winter hindurch eine ganze Reihe der ausgezeichnetsten dramatischen

Kunstwerke: Iphigenie, Blaubart, Wallenstein, König Johann, Romeo, Leben ein Traum, standhafter Prinz, Däumchen, Hamlet, Prinz von Homburg, gestiefelter Kater, König Oedipus, Oedipus in Kolonos, nach und nach an einigen Hundert Menschen in lebhaftester Hörbarkeit vorüber, und bildete so ein Publikum, das sich gewöhnte, einen ästhetischen Hauptgenuß in der konzentrirten Einheit eines dramatischen Kunstwerks zu finden. Dabei ward denn von selbst der Wunsch in dem Zuhörer rege, das so Gehörte auch als ein Gesehenes in leiblicher Anschaubarkeit zu genießen. Aber auch ihn drängte es, das Ideal seiner Jugend, das ihm in Goethe's Schöpfung bei den Halleschen Vorstellungen der Weimarischen Gesellschaft aufgegangen war, jetzt unter seiner Hand ins Leben treten zu sehen.

Das Düsseldorfer Theater war, wie eben fast alle deutschen Theater, in einem erbärmlichen Zustande. Es gehörte zum guten Tone der gebildeten Gesellschaft, sich aller Theilnahme an demselben zu enthalten, es gänzlich zu ignoriren. Immermann setzte sich mit dem Direktor der Truppe in Verbindung, und begann damit, den Schauspielern einzelne Stücke sorgfältig einzustudiren; so seinen Hofer und Goethe's Clavigo, der zur Todtenfeier Goethe's in Verbindung mit einem von Immermann gedichteten Epiloge*) gegeben wurde. Mittlerweile war statt des alten, wirklich düstern, ein neues geschmackvolles Schauspielhaus in Düsseldorf erbaut worden. Der Anblick desselben reifte in einer stillen Stunde den begeisterten Entschluß in Immermann's Seele: es koste was es wolle, diese neuen Räume mit einem edleren Inhalte als bisher zu beleben. Ohne auf die zahlreichen, jedem Andern vielleicht unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten zu achten, schritt er noch an demselben Tage (Oktober 1832) zur

*) Immermann's Memorabilien, II, S. 353 ff.

Ausführung. Ein Theaterverein ward gestiftet, der das Organ der Gebildeten sein und den Direktor und seine Truppe in Schule und Regel nehmen sollte. Wir lassen hier Immermann selbst erzählen: „Als die Sache angefangen war, da zeigten sich erst die Schwierigkeiten. Die ehrsamen Väter der Stadt, mit denen denn doch die Sache als eine städtische verhandelt werden mußte, machten die erstauntesten Gesichter über diese von einem Tage zum andern hervorgetretene Oligarchie von ganz zum Theil einflußlosen Leuten. Im Demos erhob sich eine Opposition unter den Freunden des Alten. Wir selbst begingen in diesem Geschäfte Fehler, ich nicht die kleinsten. Alles das war aber nichts gegen die Hemmnisse, die sich aufstauten, als der Impresar mit seiner Truppe anlangte. Zwar in Worten mußte er sich willfährig bezeigen, denn wir bezweckten ja das Heil der Kunst, welches er auch im Munde zu führen hatte. Aber im Herzen hegte er den innigsten Abscheu gegen so aufdringliche Veredlungsversuche, und selten sind wohl die Musen Jemandem so durchaus fatal geworden, als wie wir sie unserm ergrauten Schüler machten."

„Wir ließen uns indessen durch Nichts abschrecken. Gelder wurden gesammelt, um Prämien an die Willfährigen ertheilen zu können, und ich setzte mich mit den Schauspielern in Verbindung. Mein Gedanke war: ein Experiment anzustellen. Die Rose bricht auf, wenn wir sie zu erziehen wissen, das Haus muß gebaut werden, damit es stehe, die Kunst kehrt zurück, wenn Kunstwerke nicht anbefohlen, sondern geliefert werden. Von dieser Praxis in meinen Gedanken ausgehend, entstand mir der Vorsatz, mit den Schauspielern eine Reihe von Aufgaben an bedeutenden Werken praktisch zu lösen, so vollkommen als es möglich sei. Diese Versuche waren mir der Nerv der ganzen Sache. So entstanden in zwei Wintern die Vorstellungen, die wir Subscriptionsvorstellungen

nannten. Das Publikum nannte sie Mustervorstellungen, und die Schauspieler hießen sie Kunstvorstellungen, wodurch sie vielleicht andeuteten, daß in den andern die liebe Natur walte. Es waren aber folgende: Emilia Galotti, stille Wasser sind tief, der standhafte Prinz, der Prinz von Homburg, Don Juan, Egmont, Nathan, der Wasserträger, die Braut von Messina, Andreas Hofer. So folgten sie der Zeit nach in den Wintern von 1832 und 33. Seydelmann nahm an Nathan Theil, Weymar an der Braut und an Hofer. Uechtritz, der sich sehr warm für das Unternehmen interessirte, studirte „Stille Wasser sind tief" ein, und unterstützte mich sonst mit Rath und That. Felix Mendelssohn lieferte die beiden Opern. Mir fielen die übrigen Stücke zu."

„Ich verfuhr nun so. Des Dichters Werk, dachte ich, entspringt aus einem Haupte, deshalb kann die Reproduktion desselben vernünftigerweise auch nur aus einem Haupte hervorgehen. Der Satz von der künstlerischen Freiheit der darstellenden Individuen ist zwar auch nicht ganz zu verneinen, darf aber nur eine sehr beschränkte Anwendung finden. Das Ueberwuchern jenes falschen Prinzips hat die Verwilderung und Verluderung der Bühne herbeigeführt."

Bei der Durchführung des seinigen kam es nun dem Dichter zu Statten, daß er seine Wirksamkeit einer kleinen Bühne mit kaum mehr als mittelmäßigen Talenten zuwendete. Hier gelang es ihm, den Beweis zu liefern, daß mit mittelmäßigen Subjekten, die einem Haupte mit verehrender und auf Achtung begründeter Unterordnung folgen, „sich korrekte Darstellungen liefern lassen, die den wahren Kunstfreund zu erfreuen im Stande sind, während man an andern Orten das Gedicht durch große Talente zerfleischen sieht". Sein Verfahren war nun im Speziellen folgendes. Er las zuerst das Stück, welches gegeben

werden sollte, den Schauspielern vor. Dann hielt er mit jedem Einzelnen Spezial-Leseproben, aus denen sich dann die allgemeine Leseprobe aufbaute. Ertönten in dieser noch Disparitäten des Ausdrucks, so wurden die schadhaften Stellen so lange nachgebessert, bis das Ganze in der Rezitation als fertig gelten konnte. Die Action stellte er dann zuerst in Zimmerproben fest, die oft nur einzelne Akte, zuweilen nicht mehr als ein paar Scenen umfaßten, damit der Darstellende in den nackten, nüchternen Wänden seine Phantasie um so mehr anspannen lernte, und die falschen Geister, die jetzt durch jeden deutschen Theaterraum flattern, die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen, oder der hohlen Handwerksmäßigkeit, nicht verwirrend auf ihn einwirkten. Erst wenn das Gedicht so ohne alle illusorische Nothkrücke fertig da stand, ging er mit den Leuten auf das Theater. Gegeben aber wurde das Stück nicht eher, als bis jeder, bis zum anmeldenden Bedienten hinab, seine Sache wenigstens so gut machte, wie Naturell und Fleiß es ihm nur irgend verstatteten.

Ich verweile bei dieser größtentheils mit Immermann's eigenen Worten gegebenen Schilderung seiner dramaturgischen Wirksamkeit und der dabei angewandten Methode mit Fleiß länger, weil aus derselben ein Bild von der Art und Weise einer Thätigkeit gewonnen werden kann, die von so großen Erfolgen begleitet war, und auf die Immermann selbst, als auf die verdienstlichste und liebste Wirksamkeit zurückzublicken pflegte. Ist überhaupt noch eine Regeneration der deutschen Bühne zu hoffen, so kann sie nur auf dem von Immermann angebahnten Wege bewirkt werden.

Durch jene „Mustervorstellungen“ ward nun hauptsächlich das gewonnen, daß in dem Schönheitsgefühle einer großen

Menge wenigstens ein glücklicher Moment eintrat, in dem sie nichts als das Gute, Feine und Würdige zu schauen begehrte. Weder Immermann noch seine beiden Freunde Uechtritz und Mendelssohn waren im Besitze einer „Geheimlehre“, aber alle drei hatten Sinn und Begeisterung für das Ganze und den festen Muth, ihren Sinn durchzusetzen. Immermann selbst sprach es später unumwunden aus, daß die Palingenesie der deutschen Bühne keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, sondern von Entschließungen moralischer Art abhängig sein werde.

Gleich die Wirkung der ersten Vorstellung, Emilia Galotti, war entscheidend. Das Spottwort der „gelehrten Bühne“, womit die, in Deutschland überall wo sich Neues und Großes zu regen beginnt, stets bereite Opposition der Mediokrität auch gegen diese noch ungeborenen Bestrebungen ins Feld gerückt war, wurde durch den schlagenden Erfolg wenigstens für's Erste völlig beseitigt. Es gehörte bald zum guten Ton, das Vortreffliche vortrefflich zu finden und durch Beifall zu belohnen. Der Abstand zwischen dem jetzt Gebotenen und dem früher Gewohnten war denn auch allzu schlagend, und wo ihn bei seinen Unternehmungen, z. B. bei den Aufführungen seiner Calderonischen Lieblinge, die Honoratioren im Stiche ließen, da griffen ihm Volk und Gallerie unter die Arme. Und was das Beste war, seine Schauspieler, die er sich nach und nach heranzog, hielten unerschütterlich zu ihm, wenn sie ihm gleich nichts von all dem Aerger und Verdruß ersparten, die mit einer solchen Stellung und Wirksamkeit, wie die seinige, unzertrennlich verbunden sind. Aber schon die erste gelungene Mustervorstellung hatte bei ihnen die Tradition erzeugt, daß der Sieg unter seinen Fahnen blühe, und die Schauspieler waren und sind — „Sklaven der Tradition“.

Auf diese Weise trat nach und nach das Projekt ins Leben. Die dringendsten Geldmittel wurden durch Aktien gedeckt*), dem Dichter zuerst von der Regierung ein einjähriger Urlaub mit der Erlaubniß, während desselben die Leitung des städtischen Theaters zu übernehmen, verwilligt. Von der frühern Truppe wurden die besseren Mitglieder behalten und neue engagirt, welche Immermann auf seiner Reise durch Deutschland aufzufinden wußte, obschon er, wie Grabbe bemerkt, diesen Umstand in seinem Reisejournale (1833) geflissentlich überging. Als nächste Aufgabe stellte sich heraus: „das Tagesbedürfniß zu befriedigen, aus demselben aber immer zu höheren Gestaltungen aufzustreben". Felix Mendelssohn-Bartholdy stand ihm als Musikdirektor, Uechtritz als Kunstfreund zur Seite. Der letztere hat in den Blättern für litterarische Unterhaltung (1841. Nr. 182—183) Immermann's Thätigkeit als Theaterdirektor in einem eigenen Aufsatze geschildert, an den wir hier anknüpfen wollen.

Immermann trat nicht revolutionär und terroristisch auf. Er suchte vielmehr die Umstände und die durch sie gegebenen Bedingungen zur Verwirklichung seiner Pläne zu benutzen. Wo einem Volke, wie dem deutschen, mit der Fülle eines kräftigen Nationallebens und Nationalbewußtseins zugleich der volle und höchste poetische Ausdruck desselben in einer reichen dramatischen Litteratur gebricht, wird die Bühne immerhin sich genöthigt sehen, zu den Schätzen des Auslandes ihre Zuflucht zu nehmen. Bei einem so überwiegend litterarischen Volke wird auch dessen Bühne den litterar-historischen Charakter annehmen müssen, und es sich, mit mehr oder weniger Bewußtsein, zur Aufgabe stellen: „als Kolporteur und Vermittler zwischen dem Volke und den Schätzen

*) Das Nähere über die äußerliche Begründung des Düsseldorfer Theaters findet man in Grabbe's Schrift: Das Theater in Düsseldorf (1835), S. 23 ff.

der dramatischen Litteratur des Auslandes und Inlandes von Kalidasa bis Raupach die reichste und bunteste Wirksamkeit zu entfalten". Auch Immermann hatte auf dieses Ziel sein nächstes Absehn zu richten, wenn er auch die Möglichkeit eines im vollen Sinne nationalen deutschen Theaters dabei nie ganz aus den Augen verlor. Von seiner Bühne herab redeten die edelsten Geister der verschiedensten Völker und Zeiten, und bewegten nicht blos die Brust des einsamen Lesers, sondern durchzuckten, noch einmal in das Leben tretend, die Herzen vieler Hunderte mit den Blitzschlägen des Genius. Man wird sich einen Begriff von Immermann's rastloser Thätigkeit in dieser Beziehung machen können, wenn man liest, daß allein in dem ersten Halbjahre seiner Intendantur nahezu an ein viertelhundert Trauerspiele, historische und romantische Dramen, ganz neu einstudirt und gegeben wurden! Es waren: Prinz Friedrich von Homburg, Käthchen von Heilbronn, Macbeth, Hamlet, Kaufmann von Venedig, König Johann, Leben ein Traum, Stella, Maria Stuart, Wallenstein's Tod, Maria Tudor, Struensee, Emilia Galotti, Rafaele, Herr und Sklave, Boccacio, die Räuber, die Jungfrau, Tieck's Blaubart, der Arzt seiner Ehre, Alexis und einige Raupachiana. Und doch wußte neben so großen Leistungen Immermann noch Platz für Sachen anderer Art zu schaffen. Von größeren Conversationsstücken sah man in derselben Zeit: Minna von Barnhelm, die Schule der Alten, Donna Diana, die beiden Klingsberge, stille Wasser sind tief, die Stimme der Natur, das Epigramm, der beste Ton, die vier Sterne, die Aussteuer, die Mohrin, Richard's Wanderleben. Von kleineren Lust- und Festspielen finden wir erwähnt aus derselben Zeit: Churfürst Johann Wilhelm im Theater (von Immermann zur Einweihung des neuen Theaters gedichtet, ein Muster einer dra-

matischen Gelegenheitsdichtung, vortrefflich in der Wahl des unmittelbar nahe liegenden Stoffes, einfach und voll ansprechender Beziehungen), Goethe's Geschwister, der Mann meiner Frau, der Jurist und der Bauer, die Schleichhändler, das Taschenbuch, der Verräther, die schelmische Gräfin, Hans Luft, Maske für Maske, die beiden Philibert, nehmt ein Exempel d'ran, der Platzregen, die Mäntel, die junge Pathe, Mirandolina, der Kammerdiener, Philipp, Laßt die Todten ruhen, die Benefizvorstellung, die unterbrochene Whistparthie, die Königin von sechszehn Jahren 2c. Neben allem diesem forderte auch die Oper ihre Rechte und erhielt sie. Die Düsseldorfer Bühne lieferte während derselben Zeit: Templer und Jüdin, Oberon, Fra Diavolo, Freischütz, die Entführung aus dem Serail, Johann von Paris, Tancred, die Zauberflöte, die Schweizerfamilie, die Stumme von Portici, Othello, Don Juan, Ory. Neben diesen Gebirgen ersten und dritten Ranges wuchsen, wie Grabbe sich ausdrückt, auch am Ranft kleinere Blumen, wie: Rataplan, Wiener in Berlin, Ochsenmenuett, der Unsichtbare, das Fest der Handwerker, beide Turennes, Dorfbarbier 2c.

Sollte man es glauben, ungeachtet dieses reichhaltigen Repertoirs gab es doch Leute genug, die ein mannigfaltigeres forderten, und über Repetitionen eines Meisterwerks, die bei der Kleinheit des Orts nur in seltenen Fällen möglich, und dann stets verbessert ausgeführt wurden, seufzten! Man muß die schnelle Verdauung eines deutschen Theaterpublikums und den unersättlichen Heißhunger der deutschen „Gründlichkeit“ nach Neuem kennen, um diese Erscheinung erklärlich, ja in der Ordnung zu finden. Nur eine pekuniär unabhängige Bühne könnte hiergegen mit einigem Erfolge ankämpfen. Aber Immermann war nicht in diesem Falle. Dennoch verlor er den Muth nicht. Mit aller Kühn-

heit und Energie seines durch außerordentliche körperliche Rüstigkeit unterstützten Geistes wagte er sich an die schwierigsten Aufgaben, deren Lösung zum Theil an andern Bühnen für eine Unmöglichkeit gehalten worden war. Der Richter von Zalamea, die Tochter der Luft, die Doppelrolle der Semiramis, der standhafte Prinz, wurden gewagt und glücklich durchgeführt. Auch eine theilweise Reproduktion der antiken Tragödie lag nicht außerhalb des Kreises seiner Unternehmungslust, wobei er es zunächst auf den Sophokleischen König Oedipus abgesehen hatte. Den bedeutendsten Erfolg aber errang er, wenn wir einem Augenzeugen, wie Uechtritz, glauben dürfen, mit der Aufführung des Tieckschen Blaubart, der ihn sogar an die Aufführung des gestiefelten Katers denken ließ. Hier kam es ihm freilich zu Statten, daß ihm bei diesem Versuche, das romantische Drama par excellence auf der deutschen Bühne heimisch zu machen, ein Publikum zur Seite stand, unter dem die Düsseldorfer Künstler, für Gedicht und Dichter gleich begeistert, einen Hauptbestandtheil bildeten, und den Sieg entscheiden halfen; denn freilich kann es sich selbst Uechtritz nicht verhehlen, daß diesem Drama der Phantastik und des Mährchenhaften denn doch eigentlich der Boden der Empfänglichkeit bei dem eigentlichen Publikum im Großen und Ganzen fehle. „Man darf gegen dieses Publikum (sagt er) nicht ungerecht sein. Mit der aufgeklärten Vernünftigkeit des heutigen Lebens verbindet sich bei unserm Volke ein träumerisches Bedürfniß der Phantasie nach der Welt des Wunderbaren, das ebensowohl seine Befriedigung sucht. Aber — es ist bloß Bedürfniß, nicht Glaube. — Das Theater hat es nun im Tiefsten nur mit der gegenwärtigen Wirklichkeit zu thun, und wir können uns daher nicht verwundern, wenn jenes Publikum (soll heißen: das nicht exclusive Publikum) das Mährchen auf der Bühne,

sobald es nicht blos in der Oper oder Wienerischen Posse auftritt, als etwas Unpassendes zurückweist, sich darüber erzürnt, daß man verständigen, mündig gewordenen Leuten dergleichen Kindereien als Wahrheit aufbürden wolle." Zu diesen im Jahre 1841 geschriebenen Worten haben die neuesten Berliner Experimente mit Sommernachtstraum und gestiefeltem Kater die Bestätigung geliefert.

So kann denn auch derselbe Berichterstatter nicht verschweigen, daß der Immermannsche Versuch eben wegen der von ihm eingeschlagenen Richtung an einem Uebelstande krankte, welcher wenigstens mittelbar und theilweise den Untergang des Instituts beschleunigte. Es war der, daß die Bühne selbst als Institut kein nationales, selbstständiges Leben erlangte, und daher vom Publikum immer nur als Gerüste, als Rahmen, als Ausstellungssaal betrachtet wurde. Man wird dies zugeben können, ohne doch behaupten zu dürfen, daß Immermann, Alles genau betrachtet, einen andern Weg hätte einschlagen können. So war denn auch das Interesse der Düsseldorfer Künstlerwelt, auf deren Theilnahme er vorzugsweise zählen mochte, viel weniger der Bühne als solcher zugewendet, als es sich vielmehr an einzelne Leistungen derselben knüpfte. In einer Universitätsstadt, mit einem Publikum von Studenten, meinte Immermann wohl selbst, würde er dauernden Boden gewonnen haben. Dennoch blieb sein Eifer für die Sache unverändert. Die Resultate seiner Anstrengungen waren zu augenfällig, sie blieben immer im Steigen, und so hatte er als guter Arbeiter seinen Lohn, und verspürte keinerlei Ermüdung in seinem Berufe. Er hatte nie die Bühne überschätzt, aber er wies ihr allerdings ihre Stelle im Kulturleben eines Volkes an, und war der Meinung, daß diese nicht vom Pietismus, nicht von der Philosophie, nicht vom Kommerziellen oder

vom Bilderbesehen, oder von hundert andern Dingen, mit denen sich die Leute jetzt beschäftigen und unterhalten, ausgefüllt werden könne (Maskengespräche, S. 9). Von dieser Ueberzeugung durchdrungen, blieb er dem einmal angegriffenen Werke bis zum letzten Augenblicke und unter den schwierigsten Verhältnissen treu. Die Gründlichkeit der Regie, von der noch jetzt einzelne Mitglieder seiner Bühne mit Bewunderung sprechen, blieb in aller Strenge bestehn. Seine Thätigkeit ging in's Unglaubliche (wer ein Beispiel davon haben will, der lese sein Tagebuch Memorabilien II., S. 190), zumal da ihm bald auch die Oper nach Mendelssohn Bartholdy's Austritt zufiel. Dabei war sein Verhältniß zu den Schauspielern das würdigste, das sich denken läßt. Seine tiefe Einsicht, seine unermüdliche Thätigkeit, die eiserne Consequenz seiner Handlungsweise, verbunden mit der strengsten Gerechtigkeit, konnten ihres Eindrucks nicht verfehlen. Man kann sagen, daß nie ein Bühnenvorstand im gleichen Grade die Verehrung und Liebe seiner Untergebenen genossen hat. Dies zeigte sich namentlich in der Zeit, wo die Düsseldorfer Bühne ihrer Auflösung mit raschen Schritten entgegen ging, und ohne die Energie eines Charakters wie Immermann und ohne die tiefgewurzelte, auf Ueberzeugung begründete Anhänglichkeit seiner Schauspieler eine allgemeine Demoralisation unvermeidlich eintreten mußte. Immermann hat den Schauspielern das nie vergessen. Er schilderte mir noch im Jahre 1838 ihr Verhalten mit dankbarer Bewunderung, und in den Maskengesprächen (S. 9) sagt er darüber: „Ich muß ihnen (den Schauspielern) das Zeugniß des ehrenhaftesten Fleißes geben. Ich habe meinen Schauspielern nie geschmeichelt, ich habe ihnen Anstrengungen zumuthen müssen, wie sie sonst nirgends den Leuten auferlegt worden, sie haben mir auch durch ihre Trakasserien und Grillen tausendfachen Verdruß

gemacht, aber in der Hauptsache, in der Lust und Liebe zum Dinge, in der Ausdauer und Beharrlichkeit sind sie Kerntruppen zu vergleichen gewesen, welche sich noch schlagen, wenn auch kein Sieg mehr zu hoffen ist, und die Milizen längst davon gelaufen sind. Am ersten April 1837 hörte die Düsseldorfer Bühne auf, und ein Vierteljahr vorher war dem ganzen Personal gekündigt. Es war also eine Zeit damals eingetreten, in der sonst die Kräfte eines Instituts erlahmen, weil die Gedanken, ohne Interesse an der Nähe, schon wild in der Ferne umherschweifen. Und da haben meine Schauspieler am 1. März Egmont, am 16. Julius Cäsar, am 22. Iphigenie, am 31. Griseldis geliefert, neben der übrigen kurzen Tageswaare. Und von diesen Werken war Egmont in den Hauptrollen, alle übrigen ganz neu. Daß zu den Proben unter solchen Umständen nicht selten ein Theil der Nacht verwendet werden mußte, begreift sich; sie thaten und leisteten aber dieses, weil sie ihre Ehre darin setzten, daß die Bühne im höchsten Glanze ihrer Thätigkeit untergehe." Daß es auch die Liebe für ihn gewesen, welche zur Erweckung solcher ehrenhaften Gesinnung mitgewirkt, verschweigt Immermann hier freilich, sowie auch den Umstand, daß bei der Kunde von seinem Austritte mehrere der Besten sich erboten, wenn er die Sache fortführen wolle und könne, einen guten Theil ihres Gehalts aufzugeben, um nur das Institut zu erhalten. Er verschweigt endlich auch die großen Geldopfer, welche er, als Alles ihn verließ, der Sache brachte, und deren Nachwirkung auf seine ökonomischen Verhältnisse er bis an's Ende seines Lebens empfand.

So erreichte er, was ihm unter solcher Ungunst der Verhältnisse das allein noch Wünschenswerthe war: in höchster Kraft und vollster Blüthe ging seine Schöpfung unter. Die letzte Vorstellung war eine der vollendetsten und gelungensten. Er schloß

sie mit einem Epiloge, in welchem er bei allem Schmerze das Gefühl dieser Befriedigung aussprach, und dem wir hier, da er in der Sammlung der Immermann'schen Schriften fehlt, einen Platz vergönnen wollen:

Zum letzten Male hob der Vorhang sich
Von diesem Schauplatz, der des Lebens Bilder,
Die heitern, wie die ernsten, wechselvoll
Seit dreien Wintern Euch entgegentrug.
Die Stunden eilen, und es naht die trübe,
Die unser Bündniß löst. Nach allen Winden
Zerstreut das Schicksal, was, gesellt im Fleiß,
Einträchtig schaffend hier zusammenstand.

Das ist das Leben! Plötzlich küßt ein Hauch
Des Glücks die volle Knospe auf. Die Blüthe
Erschließt sich, lacht und — welkt!
So war auch unser Glück, in Eurer Mitte
Uns unsrer bunten Thätigkeit zu freuen,
Nur ein Moment. Kaum glich so manches Schroff-
Mißtönende der ersten Zeit sich aus,
Kaum fügten sich zu Einem Bau die Steine
Harmonisch in einander, alsobald
Zerschlägt die Noth das Werk mit rauher Hand.

Doch auch das Trübste sei an diesem Orte,
Von dem der Druck des Lebens fern sich hält,
Mit Heiterkeit betrachtet! Wenn die Bühne
In ihrer Kraft und Frische, jugendlich,
Dem Dienst der Göttertochter Poesie
Sich weih'nd, hier untergeht,
Ist's nicht im Grund ein Heil? Der Tod galt stets
Noch für den glücklichsten, der an die Kraft,
Die ungeschwächte, rasch die Sichel legt,
Der trifft, noch eh' das Leben allgemach
Bewußtsein, Muth und Sinne ausgelöscht.

Sei dieser Tod ein Gleichniß unsers Falls.
Und dieses Gleichniß beut uns sanften Trost.
Noch kämpfte, wagte, strebte hier ein Jeder,
Noch waren viele Kränze aufgesteckt
Und nicht ersiegt, noch hatte nicht der Alltag,
Nicht das Gemeine, dem des Menschen Werk
Im Lauf der Jahre leicht verfällt, entstellend
Die Scene überwuchert; — Fehler, wer verneint sie?
Manch Ungeschick, wer wagt es abzuleugnen?
Allein, das sprechen wir mit Zuversicht
Und Wahrheit aus: — ward hier geirrt, so irrte
Der Eifer, nicht gleichgült'ge Lässigkeit.

So schlösse sich vielleicht zu rechter Zeit
Das Haus! so gingen unter günst'gen Sternen wir
Von hinnen! — Gebt die Hoffnung unsern Schritten
Als Reisesegen mit, daß nicht an's Ziel
Vor Eurem Blick gelangt, Ihr uns im Geist
Vordringend, wachsend, strebend schauen wollt,
Daß Ihr der Dichtung Traum, aus dem wir jetzt
Erwachen müssen, still in der Erinnerung
Verschämt, verklärt, zu Ende träumen wollt!

Die Hoffnung geht mit uns, der Dank bleibt hier.
Im Namen Aller, bring' ich allen Guten,
Die freundlich uns auf unserm Pfad begleitet,
Aus voller Seele besten, reinsten Dank.
Des Dichters Wort, des Künstlers Red' und Zeichen
Erstehen erst zum vollen, ganzen Leben,
Wenn sie die ew'ge Melodie erwecken
Die in dem Busen jedes Edlen schläft.
Für jeden Abend, wo Ihr uns in's Dasein
Bedeutende Gebilde rufen halft,
Bleibt unser Herz Euch immerdar verbunden,
Und so, im Nachgefühle froher Stunden,
Hört unsern Ruf des Abschieds: — Lebet wohl!

IX.

Der Untergang der Düsseldorfer Bühne, den Immermann nie völlig verschmerzen konnte, wird ein ewiger Flecken für den Staat der Intelligenz bleiben, dessen Gouvernement, während es Hunderttausende für die Frivolitäten des Ballets und der Oper in dem Centrum der Intelligenz verschwendete, nicht daran dachte, eine jährliche Unterstützung von armseligen viertausend Thalern der Erhaltung eines Instituts zuzuwenden,*) das bestimmt war, in die Reihe der wichtigsten Rheinischen Kunstanstalten mit einzurücken. Mit tiefer Bitterkeit pflegte Immermann darüber zu klagen, daß weder die Rheinischen „Optimaten" soviel Patriotismus, noch ein einziger deutscher Fürst soviel Kunstsinn und Kunstliebe besessen habe, um eine Bühne mit so geringen Opfern sich zu erhalten, die in ihrer Art anerkanntermaßen ihres Gleichen in Deutschland nicht hatte, eine Bühne, die unter solcher Leitung vor allen berufen und geeignet gewesen wäre, dem Wiederaufleben der dramatischen Poesie und dem Auftreten junger frischer Talente einen geeigneten Spielraum zu bieten, den sie wenige Jahre später so schmerzlich entbehren sollten. Er wollte die Geschichte dieser seiner Bühne schreiben, und in seiner Weise die Sache umfassend angreifen. Die Aufgabe war: an einem Beispiele Deutschland zu zeigen, auf welche Weise die Reorganisation der Bühne bei uns möglich sei. Dazu war es nöthig, tief in die Geschichte derselben hinabzusteigen, um Gegenwart und Zukunft aus der Vergangenheit zu begreifen. Er sammelte daher von fern und nah Hülfsmittel für eine solche Arbeit,**) las und er-

*) S. Maskengespräche S. 11.

**) Vergl. K. Immermann, ein Gedenkbuch von Freiligrath. S. 104 u. S. 86.

cerpirte, was er irgend an dergleichen auftreiben konnte, und schon im Jahre 1838 waren die Vorarbeiten zu seinen „dramaturgischen Erinnerungen“, verbunden mit genau geführten dramaturgischen Akten aus seiner Theaterzeit, zu gewaltigen Stößen angewachsen. Die Herausgeber seines Nachlasses erwähnen derselben mit der Klage, daß nur ein Theil des Tagebuchs (vom September 1836 bis Februar 1837) sich zum Druck geeignet ausgewiesen. Alles Uebrige lag noch in unzureichender Form, mit persönlichen Notizen, mit Manchem vermischt, das nur durch eine bestimmte Anwendung auf das Theaterwesen, durch Gedanken Bedeutung erhalten haben würde, deren Ausführung der Verfasser sich vorbehalten hatte. So sollte dem trefflichen Manne auch nicht einmal die Befriedigung des Wunsches vergönnt sein, dem schnell vorüberrauschenden Streben ein Gedächtniß zu stiften, „damit doch etwas davon nachbleibe*).“ Er durfte sich sagen, daß er mit seinem Buche etwas Praktisches und Nützliches zu geben hoffen durfte, da sich in ihm zwei Dinge vereinigten, welche sich, so verbunden, bei denen nicht fänden, die in den letzten Dezennien über die Bühne geschrieben hätten (Brief an den Kanzler von Müller, bei Freiligrath, S. 145). Und so war denn auch wirklich der Hinblick auf dieses dramaturgische Werk „nach dem Untergange seiner Bühne sein ganzer Trost“. Aber auch dieser sollte ihm versagt bleiben. —

Den einzigen Ersatz für diesen beklagenswerthen Verlust bilden, neben einzelnen Partieen der „Düsseldorfer Anfänge“ und dem Tagebuche über die Herbst- und Wintermonate 1836 und 1837, die Blätter, welche er dem Andenken eines Mannes gewidmet hat, mit dem ihn sein aufopfernder Edelmuth eben damals (1834)

*) Brief von O. L. B. Wolff bei Freiligrath. S. 86.

in ein näheres Verhältniß brachte.*) Es war Grabbe, der sich in völlig zerstörten Lebensverhältnissen, Hülfe und Rettung suchend, an ihn gewendet hatte. Mit der edelsten Bereitwilligkeit, mit persönlicher Aufopferung und Selbstverleugnung nahm sich Immermann des Unglücklichen an, verschaffte ihm die Mittel, durch geregeltere Thätigkeit seinen Unterhalt zu gewinnen, setzte ihn mit Buchhändlern und mit dem Theater in Verbindung, sorgte für die kleinsten Bedürfnisse seiner Existenz und suchte seinen zerstörten Körper- und Geisteszustand durch alle möglichen Mittel herzustellen, und so wenigstens noch über die letzten Tage eines kurzen, düstern Lebens einen letzten freundlichen Strahl der verklärenden Sonne zu verbreiten. Zugleich förderte er ihn durch Zuspruch und Rath aller Art in seinen letzten schriftstellerischen Arbeiten, und war nur mit Mühe von dem Vorhaben abzubringen, ihn selbst in sein Haus aufzunehmen. Für alle diese in ihrer Art und in unsern deutschen Verhältnissen einzige Theilnahme hatte er keinen andern Lohn als den, seine Handlungsweise später auf die widerlichste Weise in den Schmutz des Journalgeklätsches gezogen zu sehen. Denn die anfangs unbegrenzte Dankbarkeit und enthusiastische Verehrung jenes wunderlichen Charakters verwandelte sich später, sei es durch die eigene Schwäche des Mißtrauens, sei es durch fremde Einflüsterungen, in grollende Abneigung. Wer Grabbe kannte, weiß, zu welcher Verkennung und Entstellung der theuersten und heiligsten Verhältnisse ihn solche Stimmungen und Gemüthsaffectionen führten, und wie wenig Glauben bei dem unzurechnungsfähigen Zustande seines Geistes in den letzten Jahren seine Aeußerungen über die ihm nächsten und theuersten Personen verdienten. Immermann gestand mir

*) Grabbe, Erzählung, Charakteristik, Briefe. Bruchstück dramaturgischer Erinnerungen. Memorabilien, Theil II., S. 1—181.

selbst, daß er den Ausgang dieses Verhältnisses nur zu bald vorausgesehen habe. Dennoch blieb seine Theilnahme für den Bedauernswerthen unverändert. „Wir sind nie eigentlich Freunde gewesen,“ sagt er am Schlusse des Denkmals, das er dem Hingeschiedenen errichtete, „unser Wesen war zu verschieden. Aber über die Kluft, die uns trennte, reichte bei mir das Gefühl hinaus, welches uns bei dem Anblicke einer gewaltigen Menschennatur erschüttert, die laokoontisch mit ihren Schmerzen ringt. Das Gemeine war allerdings im Stande, Grabbe'n zu überwuchern, aber er erhielt sich auch unter solchem Schlinggeflechte in seinem Innern eine Stelle, wohin das Gemeine nicht drang“.

Der Vortheil, welcher Immermann durch diesen Eintritt Grabbe's in seinen Kreis zuwuchs, war dessen Theilnahme an dem jungen Theater, über deren Art und Weise, neben jener oben angeführten Grabbe'schen Schrift über die Düsseldorfer Bühne, besonders die zahlreichen Briefe und Billette Grabbe's an Immermann Aufschluß geben, welche Immermann seiner Charakteristik des ersteren einverleibt hat. Um ihm Unterhaltung zu gewähren, hatte ihm Immermann ein für alle Mal einen Platz im Theater angewiesen. Hier nun sah sich Immermann durch einen Antheil belohnt, dessen Frische, Reinheit und Tiefblick ihm im höchsten Grade erfreulich sein mußten. Grabbe gehörte zu den Ersten, welche die Eigenthümlichkeit der werdenden Bühne erkannten und welche begriffen, worauf es dem Schöpfer derselben ankam, und welche Mittel derselbe wählte, seine Ueberzeugungen durchzuführen. Er mäkelte nicht an dem Gelungenen, und sah er auch zuweilen mehr als wirklich erreicht war, so war doch dieser Glaube und ein solches Vertrauen, welches in der Knospe schon die aufgeschlossene Blüthe erblickt,

gerade das, was Immermann, wie er selbst gestand*), bedurfte, und was Jeder bedarf, der an einem schwierigen Werke nicht erlahmen soll. Die einzelnen Theaterkritiken, welche er in Lokalblättern herausgab, waren ohnehin fast das Einzige, was in öffentlichen Organen von Immermann's Thätigkeit für die Bühne, sowie von der letzteren und ihren Erfolgen verlautete. Denn übrigens hat sich damals keine Feder bewegt, kein beredtes Wort vernehmen lassen, um die Gunst des Hofes, die Ambition der Reichen und Mächtigen für die Erhaltung des Instituts rege zu machen. Dieselbe Journalistik, die damals tagtäglich mit dem erbärmlichsten Theaterklatsch ihre Spalten füllte, erwähnte der Düsseldorfer Bühne, wo wirklich materiell Interessantes in Führung, Behandlung der Stücke, Arrangement des Scenischen geschah, nie mit einem Worte. Es gilt auch hier das Wort des alten Goethe:

Sollen's die Deutschen mit Dank erkennen,
So wollen sie Zeit haben.

Hierbei sei uns eine Bemerkung vergönnt. In einem Briefe an O. L. B. Wolff schrieb Immermann diesem (2. Juni 1836): „Glück und Umstände, Fürsten, Gelehrte und Kunstrichter haben mich immerdar rechtschaffen ignorirt; dafür ward mir aber der größere Segen, in einer höchst eigenthümlichen, reich ausgestatteten Zeit geboren zu werden, und für jede ihrer Erscheinungen offene Sinne zu haben." Allein dieser Ersatz reichte bei Immermann nicht aus. Wenn irgend einer, so war dieser sonst so stolze, in sich selbst ruhende Charakter einer äußern Anerkennung und monarchischen Förderung bedürftig. Sein ganzes Wesen war monarchisch und der Mangel eines solchen Anlehnungs-

---

*) Memorabilien II, S. 51.

punktes war grade einer Sinnesart wie der seinen doppelt empfindlich. Daß Immermann darüber selbst ein Bewußtsein hatte, geht unter Anderm aus einer Aeußerung in einem Briefe an den Kanzler Müller hervor, die ihm bei Gelegenheit seiner Bekanntschaft mit den Koryphäen des jungen Deutschlands aus der Feder floß. Er beklagte es, daß das Talent gegenwärtig (1838) ohne Schutz und Schirm von oben in Deutschland sei. „Eines solchen bedarf es aber in einem immer noch so im Innersten monarchisch gesinnten Lande, wenn sich ihm nicht, bei dem Mangel aller sonstigen Stützen mit einer gesunden, freien, starken, öffentlichen Meinung, eine Säure und Schärfe auf die Nerven werfen soll, deren natürliche Folgen dann wieder leicht litterarische Exantheme werden.“

X.

Die praktische Beschäftigung mit dem Theater, welche für eine Zeit lang alle schriftstellerische Thätigkeit hemmte, hatte zugleich den Einfluß auf Immermann geübt, ihn auf ein ganz neues Gebiet überzuleiten. Je mehr er die haltungslose und unmögliche Stellung einer wahrhaft künstlerischen Bühne seiner Zeit gegenüber erkannte, desto entschiedener fühlte er sich der Neigung und Stimmung zum Drama entfremdet. Die Coulissen haben sich, schrieb er Ende 1836 an einen Freund, mit breitem Rücken zwischen mich und alles dramatische Produziren geschoben. Die Lyrik fühlte er durch die Influenzen der Gegenwart in sich gleichfalls abgetödtet. So wird man denn wohl, setzte er hinzu, vom vierzigsten Jahre ab (welches er in dieser Zeit zurückgelegt hatte), sich auf das epische Contempliren verlegen.

Nachdem er schon früher, 1834, eine Sammlung seiner Schriften bei Schaub in Düsseldorf begonnen (von welcher seine strenge Selbstkritik indessen leider den größten Theil seiner älteren Arbeiten ausschloß) und zu diesem Behufe seine lyrischen Sachen neu redigirt und dem Trauerspiele Hofer eine ganz neue Gestalt gegeben hatte*), vollendete er in der letzten Zeit seiner theatralischen Wirksamkeit einen schon vor zwölf Jahren (1823) angelegten großen Roman, die Epigonen (1835). Es war „das Leben der Gegenwart, selbst in seinen räthselhaften Verschlingungen", welches ihn zu dieser Composition führte. Ein großes Stück seines Lebens und seines Selbst hatte er hineingearbeitet. Mit der Vollendung des Werks löste sich eine ganze Vergangenheit von ihm ab**). In diesem Gebiete hatte er das Terrain gefunden, welches er als das ihm gemäße, in seinen frühesten novellistischen Arbeiten gesucht und zuerst wieder mit Erfolg in dem „Reisejournal" (1833) betreten hatte, mit welchem zwar, wie ein Kritiker sich ausdrückt, das Maß der Impopularität im Verhältniß zu den neuerwachten Zeittendenzen überfloß, aber zugleich auch eine offene und feste Stellung der Kritik gegenüber gewonnen wurde. Die Epigonen vollendeten diesen Erfolg. Selbst diejenige Kritik, welche auch hier Nachahmung und Goethe'sche Analogieen aufzustechen wußte, sah sich zu dem Geständnisse gezwungen, daß seit Goethe keine ähnliche Bereicherung dem Gebiete des deutschen Romans zu Theil geworden sei. Wenn etwas den befriedigenden Eindruck dieses Kunstwerks beeinträchtigte, so war es der trübe Schatten einer herben Weltansicht, der sich stellenweise über die Klarheit

*) Ein Ausflug nach Tyrol (Blick ins Tyrol 1833) hatte ihm die Lokalfarben erneuern helfen.

**) Briefe an Wolff, S. 85.

und plastische Schönheit seiner Gestaltungen verbreitet zeigte, und jener Rest tiefinnerlicher Verstimmung, die, noch nicht ganz in der eigenen Brust des Dichters überwunden, dem Schlusse die volle Versöhnung und die Aussicht in eine schöne Zukunft entzog. Mit großer Klarheit hatte er der Zeit und ihren sozialen Lebensfragen in das Antlitz geschaut, bis an die Grenzen des Erlaubten hatte er ihren Elementen Ausdruck und Gestaltung verliehen; und wie ein echter Dichter immer zugleich ein Seher ist, so hat auch Immermann in diesem merkwürdigen Buche über seine Zeit hinausgreifend einen Konflikt zweier politisch-sozialen Prinzipien geschildert, deren schärfstes Aufeinanderstoßen erst zehn Jahre später unsere Gegenwart erleben sollte. Es ist daher sehr natürlich, daß das Interesse an dieser Dichtung Immermann's mit den Jahren nur zunehmen konnte, und die völlige Würdigung und Anerkennung des Geleisteten eigentlich der Zukunft aufbehalten bleibt, für die das Peinliche, Befangende, der aus der unmittelbaren Gegenwart genommenen Motive mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Seiner eigenen Zeit war dieses Konterfei ihres Antlitzes in zu beengende Nähe gerückt. Die Deutlichkeit schadete der Wirkung, und ließ die aufgesetzten Farbenlichter allzu grell und massig erscheinen. Immermann selbst täuschte sich darüber nicht, und die beistimmenden Urtheile Einzelner erfreuten ihn desto mehr, je besser er wußte, daß „die Zeit gern mit sich liebäugelt und die Kranken nicht gern ihre Geschichte erzählen hören". Er ergab sich darein, daß das Verständniß des Werks noch eine Zeitlang ausbleiben werde. Um so inniger erfreute ihn die Anerkennung, welche er von der Kritik des damaligen „jungen Deutschlands" durch Gutzkow dem Werke gewährt sah, zumal wenn er sie dem Verfahren des alten Deutschlands gegenüber hielt, das zu der-

selben Zeit einer anerkennenden Kritik der Epigonen von Wolff*) die Aufnahme in die Jenaer allgemeine Litteraturzeitung verweigerte, weil jene Kritik „der Pietät der Redaction für Goethe's Namen widerstrebe"! Und welches war diese Impietät? Nichts anders, als daß Wolff auf die höhere Stellung des Helden zur Welt in den Epigonen, im Vergleich zu Goethe's Wilhelm Meister hingedeutet und sie aus dem veränderten Weltzustande als nothwendig aufgezeigt hatte! „Wäre ich noch fähig, über etwas in dem deutschen Litteraturwesen zu erstaunen," schrieb Immermann bei dieser Nachricht, „so würde das Verfahren des Herrn Eichstädt mir diese Regung entlockt haben. So aber habe ich mir jene Emotionen längst abgewöhnt; sie sind nicht wohl angebracht einem Gebiete gegenüber, wo sich gegenwärtig knabenhafte Petulanz, Servilismus und eunuchische Abgötterei mit dem Verwesten den Preis des schmutzigen Sieges streitig machen. Schlimm nur für mich, daß dergleichen die Veröffentlichung eines für mich so ehrenvollen Zeugnisses hindert."

Nach solchen Anstrengungen der drei letzten Jahre gönnte er sich den Genuß einer kurzen Ausspannung durch Reiseausflüge, die er im Herbste 1837 und 1838 unternahm. Ueber den ersteren hat er selbst in dem nach seinem Tode herausgegebenen dritten Theile der Memorabilien, über den zweiten haben Wolff und Fr. Müller in dem Freiligrath'schen Gedenkbuche berichtet. Weimar bildete den Schlußpunkt seiner Reisetage. Vergangenheit und Gegenwart zogen ihn dort gleich stark an. Sein Tagebuch des Weimarischen Aufenthaltes zeigt den tiefen Eindruck, den die Erinnerung an Goethe auf ihn machte. Es ist die höchste Weihe pietätsvoller Frömmigkeit über diesen Blättern ergossen, deren

*) Sie ist abgedruckt in Freiligrath's Gedenkbuch an Immermann, S. 88 bis 95.

Huldigung wohl zu den schönsten Todtenopfern gehört, die den Manen des unsterblichen Dichters dargebracht worden sind. „Hierher, zu Goethe's Wohnstätte," ruft er aus, „soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konsequenz." Goethe's Persönlichkeit, sein gewaltiges, Alles versammelndes Dasein war es, das ihm immerfort ein lieber Gegenstand der erregtesten Betrachtung blieb. Jene Blätter gaben später Freiligrath die Veranlassung zu seiner schönen Nänie auf Immermann, welche den Schluß des mehrerwähnten Gedenkbuches bildet. In Weimar war es, wo Immermann zuerst den dortigen Kreis mit Freiligrath's erwachendem Talente bekannt gemacht hatte. Auch sein eigenes letztes dramatisches Gedicht, Ghismonda (die Opfer des Schweigens), hatte er dort vorgelesen und dessen spätere Aufführung eingeleitet. In Berlin ward es gleichfalls aufgeführt. Doch ging auch diese sinnigste seiner dramatischen Produktionen ohne bedeutende Wirkung vorüber, um nur zu bald in der Fluth des Schlechten und Frivolen, welches die Tageskost der deutschen Bühne ausmacht, zu versinken. Er hatte noch die Kränkung zu erfahren, daß eine böswillige Journalkorrespondenz sich in geradezu unwahrer Weise über die Aufnahme des Stücks in Berlin aussprach, ein Umstand, dessen er im Sommer 1838 gegen mich in tiefster Entrüstung gedachte. Interessant war seine Mittheilung über die Art und Weise der Entstehung dieses seines letzten dramatischen Werkes. In einer schlaflosen Fiebernacht lebhaft mit der bekannten Novelle Tankred und Ghismonda beschäftigt, hatte er lange vergeblich einen Reim auf „Ghismonde" gesucht. Da entschloß er sich im Aerger, das Sujet dramatisch zu behandeln, und so waren noch in derselben

Nacht Plan und Scenenfolge ausgearbeitet worden, worauf das Drama selbst in den nächsten vier Wochen vollendet ward. Ein Ausflug nach Hamburg im Spätherbste 1838 führte ihn mit Wienbarg und Gutzkow zusammen. Gutzkow hat dieses Zusammentreffen in einem eigenen Aufsatze (Vermischte Schriften, Bd. 3) geschildert. Auf der Rückreise sah ich Immermann in Bremen, wo er brieflich mit mir und einem Freunde, Theodor von Kobbe, ein Rendezvous verabredet hatte, und kann hier nur das bestätigen, was Gutzkow von dem Eindrucke berichtet, welchen das persönliche Begegnen einer Immermann bisher nur litterarisch bekannten Zeit- und Geistesrichtung auf den Dichter gemacht hatte. Nicht nur der großartige Weltverkehr Hamburgs hatte ihn angezogen; auch von den dortigen litterarischen Persönlichkeiten zeigte er sich auf die wohlthuendste, frischeste Weise angeregt. „Diese Reise“, rief er aus, „wird einen bedeutenden und wie ich hoffe wohlthätigen Einfluß auf mein poetisches und praktisches Verhalten üben, und mich in grauen Haaren immer mehr dahin führen, im Leben und Schaffen alles Negative, alle Entsagung, sowie alles das mir vom Leibe zu halten, was mir weder Förderung noch Genuß bereitet.“ Es war in Bremens weltberühmtem Rathskeller. Wir saßen beim Feuerwein der „Rose aller Rosen“, und unsere grünen Gläser klangen lustig zusammen, als er „die Jugend“ leben ließ.

Und wirklich war es, als sollte eine zweite Jugend in aller Pracht und Schönheit dem Dichter aufgehen. Denn eben in diesen Tagen hatte eine tiefe Liebesempfindung mit aller Gluth der frischen Jugend das Herz des vielgeprüften Mannes ergriffen, deren Erwiederung bald das Glück seines kurzen Lebensrestes bilden sollte.

Auch von außen her war ihm allerhand Erfreuliches wider-

fahren. Die ausgezeichnete Aufnahme, welche ihm in Weimar zu Theil geworden, führte mittelbar die Ehre der philosophischen Doctorwürde herbei, welche ihm die Jenaische Universität im Sommer 1838 ertheilte. Ich sah ihn wenige Tage nach diesem Ereignisse bei einem Besuche in Düsseldorf, in der heitersten Stimmung über diese erste, öffentlich ihm erwiesene Anerkennung und Auszeichnung, und freute mich der frohen Scherze, mit welchen er mich als seinen „Herrn Kollegen in sapientia" begrüßte. Bisher hatte er, wie Schnaase bemerkt, die Fakultätsgelehrten als seine Gegner angesehen, und deshalb freute er sich doppelt dieser Befreiung von seinem Wahne. Seine Universitätsstudien mochten bei der Unterbrechung durch die Kriege und der Aufregung eines jugendlich bewegten Gemüthes nicht anhaltend und gründlich gewesen sein. Und obschon späterhin sein rastloser Fleiß diese Versäumniß sehr vollständig nachgeholt hatte, obgleich ihm bei seinem Wissensdrange, bei der Energie seines Strebens und Willens, die von einer großen Leichtigkeit der Auffassung unterstützt wurden, kaum irgend ein Gebiet des Wissens fremd geblieben war, so war er selbst doch nur zu geneigt, jene Jugendversäumniß und Unterbrechung seines Bildungsganges zu überschätzen. Er „glaubte, daß er bei gründlicheren Studien ein ganz anderer Mensch geworden sein müsse, und war daher nur zu sehr im Falle, auch bei Andern stets einen dahin zielenden Vorwurf zu argwöhnen, den er denn doch wieder im Gefühl und in der Erfahrung seines richtigen und umfassenden Urtheils als ungerecht ansehn mußte" *). Seine wiederkehrende Heiterkeit zeigte sich auch in der Stiftung und lebendigen Theilnahme an einer „zwecklosen Gesellschaft", deren humoristischen Orden er

*) Schnaase a. a. O.

als einen Vereinigungspunkt für die paar aufgeweckten Köpfe Düsseldorfs stiftete. „Der Herr gebe seinen Segen dazu", schreibt er an Wolff. „Gestern Abend war große Ordensaufnahme mit lächerlichem Ritual und dito Reden nach dem Muster der Zauberflöte. Ich machte das mystische Oberhaupt Sarastro mit thurmhoher Mütze, langem Flachsbart und greiser Allongenperrücke. Das Komischste bei der ganzen Sache war, daß die Neophyten durch alle Komik nicht aus ihrem Ernste zu bringen waren."

Um dieselbe Zeit schloß sich auch Freiligrath's jugendlich aufstrebendes Talent an Immermann an. Immermann selbst war es, der, vom ersten Auftreten an den Entfaltungen desselben mit dem größten Interesse folgend, die persönliche Bekanntschaft des jungen Dichters aufsuchte und von diesem Augenblicke an mit ihm stets in dem engsten Verhältnisse freundschaftlichen Wohlwollens und reger Theilnahme für seine Ausbildung so wie für seine Befreiung aus den drückenden Verhältnissen einer ungünstigen äußern Lage blieb. Die von Freiligrath in seinem Gedenkbuche mitgetheilten Briefe Immermann's beweisen, mit wie lebhaftem Interesse Immermann sich für die Bestrebungen Jüngerer zu interessiren im Stande war, und wie er da, wo sein Rath gewünscht ward, auch das Eingehen in das kleinste Detail nicht verschmähte.

Im Jahre 1838 war ein Vierteljahrhundert verflossen, seit Deutschland sich durch gemeinsame Erhebung von dem Drucke fremder Zwingherrschaft befreit hatte. Immermann hatte einen Theil jenes Entscheidungskampfes mitgefochten; er hatte das heilige Feuer der Begeisterung jener Tage im tiefsten Herzen bewahrt. Die Feier jenes 25jährigen Jubiläums, welche man in Köln bereitete, der Enthusiasmus, welcher sich dort bei den Vorbereitungen zu dem Feste kund gab, fanden in seiner Seele den vollsten Wiederklang und gaben seinen patriotischen Gefühlen den

höchsten Schwung. Mit wahrem Entzücken gedachte er jener Festfeier, deren Gedächtniß durch eine Beschreibung zu bewahren ihm von den Ordnern des Festes der Auftrag geworden war. Er genügte demselben durch die Schrift: „das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine“ (Köln am Rhein bei J. P. Bachem, 1838), in welcher er nicht nur eine ächt historische Urkunde in edlem Style lieferte, sondern auch ein herrliches Zeugniß seiner begeisterten patriotischen Gesinnung ablegte. Sein Gedicht: „die silberne Hochzeit zu Köln am Rheine,“ mit dem er die Kameraden anredete, gehört zu den markigsten Erzeugnissen vaterländischer Lyrik. Die Schilderung von Preußens Fall und Erhebung, welche jene Denkblätter geben, liefert in scharfen und großen Lapidarzügen auf kaum sechszehn Seiten ein vollständiges Bild jener merkwürdigen Zeit und der ihr folgenden Friedensperiode. Nie ist die Jugend und Poesie jenes Kampfs, wie sie in Körner und der Freischaar ihre Spitze gewann, schöner dargestellt worden, nie ihr ein schönerer Gedächtnißgruß gesungen. Dieses in seiner Art einzige Fest bestärkte in ihm den Glauben und die Ueberzeugung, daß der Geist des Volkes noch frisch, daß das Nationalbewußtsein der Deutschen im Steigen sei. Solche Vereinigung und Brüderschaft freier und treuer Männer in einer hohen Empfindung vereinigt, galt ihm für das heiligste Unterpfand jener ächten, wahren Einheit des Vaterlandes. Er that den Vorschlag, eine Erneuerung dieses Festes nicht auf neue fünfundzwanzig Jahre hinauszuschieben, sondern sie von fünf zu fünf Jahren folgen zu lassen und durch Heranziehung der Jugend aller Stände der Vergangenheit ihre Bürgschaft in Gegenwart und Zukunft zu sichern. „Immer deutlicher,“ so schloß er, „beginnt jetzt sich der Gewinn unserer Anstrengungen aus den Strudeln und Wirren, welche die nothwendige Folge einer aufgeregten Periode waren,

hervorzuheben. Jetzt, und vielleicht erst jetzt sei es Zeit, an Nationalfeste zu denken, weil erst jetzt sich das Erz von der Schlacke geschieden habe." — Er sollte selbst den Ablauf einer so kurzen Periode nicht mehr erleben!

XI.

Die so erregte schwungvolle Stimmung des patriotischen Gefühls und die freudige Zuversicht zu dem innersten Kern des deutschen Volkslebens sollte nun auch einem Werke zu Gute kommen, welches er bald nach Vollendung der Epigonen begonnen und in welchem er recht eigentlich den vollen Gehalt seines dichterischen Wesens auszusprechen unternommen hatte. Der Münchhausen darf wohl als die Ergänzung der Epigonen in mehr als einem Sinne betrachtet werden. Denn während sich der Dichter hier in dem einen der beiden Kreise, aus welchem dieses wunderbare Werk besteht, alles Scharfen und Bittern, aller Verstimmungen und Verdrießlichkeiten — kurz alles Negativen gründlich entledigte und seine satirisch-humoristischen Schlaglichter auf alle Verkehrtheiten, auf alles Halbe, Gemachte, Affectirte und Unnatürliche in Litteratur und Leben der Gegenwart fallen ließ, wendete er die ganze Fülle seiner Liebe und die ganze positive Kraft und Energie poetischer Gestaltung jenem zweiten Kreise zu, dessen Mittelpunkt der westphälische Oberhof bildete. Kühner und rücksichtsloser hatte noch nie ein moderner deutscher Dichter seiner Zeit den Spiegel der Satire und des poetischen Humors vorgehalten. Selbst Goethe's und Schiller's Xenien, Tieck's Mährchen und Lustspiele hatten es doch nur ausschließlich mit Litteratur und Poesie zu thun, während der Aristophanische Theil des Immer-

mann'schen Münchhausen die Gegenwart nach der ganzen Breite der Erscheinungen ihres socialen bürgerlichen und politischen wie ihres litterarischen Lebens mit den Arabesken seiner Satire umschlang. Der Roman mochte anfangs auf eine noch weitere Ausbreitung dieses satirischen Theils angelegt sein. Immermann war, als er ihn begann (1837), im Tiefsten verwundet durch den Untergang seiner Bühne, durch die hartnäckige Abweisung seiner dramatischen Bestrebungen von Seiten des deutschen Theaters, auf dem sich die Raupach'sche Elendigkeit behaglich spreizen durfte, durch gar manche schiefe Beurtheilungen seines letzten großen Werks (der Epigonen), von einer Kritik, die zugleich die tollsten, widerwärtigsten und affectirtesten Produktionen mit ihrem Lorbeer bekränzte. Allein bald widerstand ihm selbst die freudlose Jagd auf die Thorheiten und Verzerrungen der Zeit. Seine Satire wird, je weiter es in das Buch hinein geht, immer weniger scharf und schneidend, und mit dem neuen Liebesleben, das in seinem Herzen bald darauf erwachte, ließ er den satirisch-humoristischen Theil fast ganz fallen und wendete sich völlig dem eigentlichen Kerne des Ganzen, dem Liebesepos des Oberhofes und der Vollendung dieser ächt nationalen Welt zu. Was einst Lessing von Shakspeare's Romeo und Julie sagte, das läßt sich auch von diesem Liebesepos unsers vaterländischen Dichters sagen, daß es die Liebe selbst gedichtet.

Dem Romane als Ganzes ist vorgeworfen worden, daß es ihm an organischer Einheit mangle, daß die beiden Kreise, in denen er sich bewegt, nur lose neben einander laufen und ihre Beziehung auf einander eine mehr durch gedankenmäßige Reflexion als durch schöpferische Ineinsbildung vermittelnde sei. Dieser Vorwurf ist zuzugeben. Immermann selbst hat ihn, scheint es, schon durch den Titel des Werks selbst zugestanden. Aber

jenes Verhältniß zu ändern lag außer dem Bereiche seiner Macht, weil es selbst mit den Verhältnissen unsers deutschen Lebens gegeben war, auf dessen Basis er seine Schöpfung zu erbauen hatte. Daß er bei der Mangelhaftigkeit solchen Fundaments dennoch den glücklichsten Griff that, daß er mit der Figur Münchhausens an das noch lebendige Volksbewußtsein einer ächt deutschen komischen Gestalt anknüpfte, während er auf der andern Seite diesem Träger der verblasensten Windigkeit das granitne Gegengewicht des an die Scholle gefesteten germanischen Bauernlebens entgegensetzte, daß er mit dem Hofschulzen und seiner Umgebung eine nie dagewesene Figur in unsere poetische Literatur in erzner Festigkeit und Gediegenheit hinstellte und mit einem Striche all das unwahre, gemachte, idyllische Wesen von der Tenne fegte, daß er auf den unverwüstlichen Kern des deutschen Volks eine Aufmerksamkeit lenkte, die jetzt schon ihre poetischen Früchte zu tragen beginnt, und daß er endlich inmitten dieser neugebornen Welt das reine Verhältniß edler Bildung in Oswald und Lisbeth wie eine blühende Lilie aus dem Wust und Wirrniß der Afterbildung und ihrer Verzerrung sich erheben ließ, — das war die That des Meisters, der in kräftigem Schöpfungsdrange neue Wege zu betreten wagen durfte, eine That, welche alle Herzen der Nation in Einstimmung dieser Schöpfung sich mit Liebe zuwenden ließ.

Und wohl war es eine Göttergabe des Glücks zu nennen, daß dem Dichter vergönnt wurde, inmitten dieser schöpferischen Lust, in reifer Kraft des Mannesalters, ein eigenes beglückendes Liebesbündniß zu gewinnen, und so die höchste Begeisterung zur Darstellung des reinsten und schönsten Bildes der Weiblichkeit aus der eigenen Wirklichkeit zu schöpfen. Es war im Frühherbste 1839, als Immermann zu Magdeburg Marianne Niemeyer, eine En-

kelin des in ganz Deutschland wohlbekannten Kanzlers Niemeyer zu Halle, welche er ein Jahr früher bei einem Besuche seiner Verwandten in Magdeburg kennen gelernt hatte, als seine Lebensgefährtin heimführte. In Weimar, über welches er seine Rückreise nahm, ward ihm von allen Seiten die ehrenvollste Aufnahme. Am Abende seiner Ankunft wurde er im Theater mit einer erneuten Aufführung seiner Ghismonda bewillkommnet. Bei einem ihm am Tage darauf gegebenen Ehrenfeste sprach er mit jener bescheidenen Würde, die, ein Grundzug seines Charakters, ihn durch alle Lebensverhältnisse begleitete, seine Empfindungen in Erwiederung eines ihm gebrachten Toastes mit den schönen Worten aus: „Wie die Säule des Memnon frisch erklingt, wenn der Strahl der ewigen Sonne sie bewegt, so fühl auch ich mich frisch begeistigt und ermuthigt, so oft ich den Boden betrete, den die größten und edelsten von Deutschlands Dichtern geheiligt haben. Hier, wo die reichsten Erinnerungen sich mit einer ihrer würdigen lebensfrohen Gegenwart vereinigen, wo ein Kranz von Freundschaft und Wohlwollen mich umschlingt, dessen reinste Blüthe sich mir in dem Mitgefühle meines neuen häuslichen Glückes entfaltet, hier darf ich es wohl bekennen, daß ich es für den schönsten Lohn meiner Bestrebungen achte, in so edlem Kreise verstanden und geliebt zu werden, und auch abwesend in ihm fortzuleben*)." Auch die Weimarischen Fürstlichkeiten ehrten sich in huldvoller Auszeichnung des deutschen Dichters. In Düsseldorf traten ihm die gleichen Gesinnungen in der geselligen Feier seiner Heimkehr erfreulich entgegen. Auch für seine äußere Lage eröffneten sich ihm jetzt bessere Aussichten. Seine Lage als Beamter war bisher, wie Schnaase meldet, keine günstige gewesen. Denn obschon

*) Müller a. a. O. S. 148.

er bei seinen umfassenden litterarischen Bestrebungen sein Amt keineswegs vernachlässigte, sondern auch in seinem staatsdienstlichen Verhältnisse bei dem Kollegium, welchem er angehörte, als ein gewissenhafter und ausgezeichneter Arbeiter hochgeachtet war, so hatte man ihn doch zwölf Jahre hindurch (seit 1827) in seiner Stellung gelassen, ohne weder seinen Gehalt noch seinen Rang zu erhöhen. Vergeblich hatte er mehrere Male die Beförderung in den Rheinischen Appellations-Gerichtshof zu Köln nachgesucht, immer standen Hindernisse oder bevorrechtete Bewerber ihm im Wege*). Dazu kam, daß eben seine poetischen Arbeiten, und namentlich seine Epigonen, sowie einzelne Partieen des Münchhausen seine Stellung als Persona ingrata nicht eben gebessert hatten. Sein gerechter Mannesstolz, der dies tief empfand, machte sich nur selten durch eine vertrauliche Aeußerung Luft, wie er ihn denn auch von manchen Schritten, die wohl dazu geführt haben möchten, seine Wünsche zu erfüllen, zurückhielt. Jetzt indessen, wo seine Verheirathung eine Vermehrung seiner Einkünfte nothwendig machte, schritt er zur Erneuerung seiner früheren Gesuche, und erhielt in Folge derselben die königliche Zusage, bei nächster Vacanz in jenen höheren Gerichtshof einzurücken.

So mit der Außenwelt versöhnt — denn auch die Kritik war ihm seit einiger Zeit günstiger geworden — inmitten seines häuslichen Glücks und der Aussicht auf eine noch sorgenfreiere, glücklichere Gestaltung seiner äußeren Lage, trat er in eine neue, in die schönste Periode seines Lebens ein. Der späte Genuß eines solchen Friedens und eines schwer erarbeiteten Glücks, verbunden mit dem Vollgefühle körperlicher und geistiger Kraft und Gesundheit, gab seiner Stimmung den höchsten Schwung. Noch in

---

*) Schnaase a. a. O. S. 1078.

den Flitterwochen strömte er in der freien Bearbeitung des alten Romanzenstoffes von „Tristan und Isolt," den er schon Jahre lang mit sich herumgetragen hatte, die ganze Seligkeit dieser Glücksempfindung mit einem Feuer aus, das Alles Aehnliche früherer Ergüsse weit hinter sich zurückließ. Seine Feder, sagt ein Freund, schien durch das Gefühl des Glücks beflügelt, ein Gesang nach dem andern entstand in unglaublicher Schnelle und wurde von dem Kreise der Freunde, denen er sie mittheilte, mit freudiger Begeisterung begrüßt. Man hielt dies Gedicht für sein gelungenstes Werk. Die ersten Gesänge, welche das „Rheinische Jahrbuch" mittheilte, fanden diesen Beifall auch in einem größeren Kreise, und die trümmerhaften Reste, welche später gesammelt erschienen, ließen den Verlust nur tiefer empfinden, den unsere poetische Litteratur durch die unterbrochene Vollendung des Ganzen und durch die mangelnde Ueberarbeitung des bereits Niedergeschriebenen erfahren hat. Zu gleicher Zeit entstand ihm der Plan, in biographischen Mittheilungen aus seinem Leben die Summe seiner Existenz zu ziehen und sein Verhältniß zu seiner Zeit und den Einfluß der letztern auf seine Bildung auch historisch in der Weise der Goethe'schen Denkwürdigkeiten darzulegen. So ward schnell der erste Band der „Memorabilien" für den Druck vorbereitet, den er jedoch gleichfalls nicht mehr erleben sollte. Auch dieses Werk sollte, wie sein ganzes Leben, ein Fragment bleiben. Merkwürdig und für sein Wesen bezeichnend ist dabei die Art und Weise, wie er sich über den „Werth" dieser seiner Mittheilungen aussprach. „Eins kann ich versichern: daß mich dabei der Trieb nach Wahrheit geleitet hat und stets leiten wird. Der Mangel an Wahrhaftigkeit ist der böse Schaden eines großen Theils des heutigen Schriftenthums. An Talent fehlt es durchaus nicht, an Wahrhaftigkeit Vielen. Und dadurch ist der Stand weit

tiefer gesunken, als durch den Umstand, daß kein deutscher Fürst jetzt die Schriftsteller beschützt, kein Mächtiger sie fördert. Alle Protection neigt sich ihrem Ende zu und Jegliches was da ist oder sich vorbereitet wird sich auf das Volk verlassen müssen, natürlich auf das Volk im besten und höchsten Sinne. Dieses Volk will keine Schmeicheleien, es will keine Sophisten- und Sykophantenkünste; es achtet nur die Schriftsteller, welche ihm Zeugen der Wahrheit sind, ernste, einfache, unbestochene Zeugen."

Der diesem Werke vorangeschickte „Avisbrief" zeigt, wie das Werk selbst, im Vergleich zu dem „Reisejournal", einen Fortschritt in klarer, ungetrübter Auffassung der Gegenwart, eine Hinneigung zu dem sie leitenden Zuge des Geistes, eine Freudigkeit der Aussicht in die Zukunft des Vaterlandes und seiner Entwicklung, welche wohl am besten den Fortschritt der politischen Bildung bezeugt, der sich mit jener mehr und mehr zurückweichenden Verbitterung der Stimmung des Dichters in ihm entwickelte. Die Erkenntniß: daß wir in einer Periode des Ueberganges der Subjectivität in eine Zeit der Objectivität leben, daß Deutschland „zu seinem Glücke" sich mit seinen Kräften in die allgemeine Strömung geworfen, da sie nun einmal in die Zeit sich ergießen sollte; die Hoffnung, welche er auf das Volk und dessen Entwicklung zu seinem wahren Begriffe auch für die Litteratur setzte, alle diese Dinge begegnen uns hier in diesem Buche zuerst in überraschender Weise. Es ist kaum zu sagen, wohin Immermann gerathen sein würde, hätte er das Jahr 1848 erlebt. So viel ist gewiß, daß ihm sein frühes Todesgeschick eine schwere Prüfung, einen Konflikt mit dem Prinzipe, welches von seiner Jugend an mehr oder weniger bewußt sein Gemüthsleben erfüllt und geleitet hatte, erspart und ihn vor einem Zwiespalte bewahrt hat, an welchem er vielleicht

auf die eine oder die andere Weise hätte zu Grunde gehen mögen.

Ihn selbst mag eine Ahnung davon durchzittert haben, als ihn in dem letzten Jahre seines Lebens der Tod König Friedrich Wilhelms III. mit einer Gewalt erschütterte, die selbst diejenigen, welche mit ihm in der Pietät für den greisen Fürsten sympathisirten, in Erstaunen setzte. Es schien, als sei ihm die Gestalt dieses Herrschers durch die Gemeinsamkeit des Erlittenen und Erlebten zu einer Art Erforderniß seines Daseins geworden. „Die Aeußerungen seines Schmerzes, die Betrachtungen, welche sich daran knüpften (sagt Schnaase), werden seinen Umgebungen unvergeßlich bleiben. Der Gedanke des großen Ganges der Weltregierung, die Hoffnung der Zukunft erhob und stärkte ihn wieder.“ Er glaubte, daß in ihm nicht nur „der redlichste Mann des Landes, der lebendige Anhalt für unsere größten historischen Erinnerungen“, sondern auch „eine ganze Zeit“ zu Grabe ging. In einer Gedichtstrophe bei dem Tode des Königs sprach er tief erschüttert diese Empfindungen und Gedanken aus*).

Seine damaligen häuslichen Zustände schildert der Bericht eines Freundes, der ihn im Sommer 1840, kurz vor seinem Tode, in Düsseldorf besuchte. „Wie erquicklich, wie genußreich wurden mir diese wenigen Stunden durch den wohlthuenden Einblick in den stillen Frieden seines häuslichen Glücks. Freundliche, von den Gebilden der Kunst sinnig geschmückte Räume ließen überall das froheste Behagen, den harmonischen Schönheitssinn der Bewohner erkennen, spiegelten gleichsam das innere Gefühl zufriedenen, harmlos in sich befriedigten Daseins wieder. Die sonst so ernste Stirne des Dichters war entwölkt, eine

---

*) S. Memorabilien II, S. 442 ff.

frische geistige Jugend hatte sich in allen seinen Zügen ausgeprägt, und versöhnt mit dem Geschicke blickte sein Auge voll froher Ahnung der Zukunft entgegen, deren nächste Stunden schon ihm Vaterglück zu gewähren versprachen." *) „Sein persönliches Glück schien den Gipfel zu erreichen. Eine Vacanz bei dem Gerichtshofe trat ein, die Aussicht, in eine ruhige, ehrenvolle, bleibende Amtsstellung einzurücken, war keine entfernte mehr. Bald darauf gebar ihm seine Frau eine Tochter, Mutter und Kind waren gesund, er war selig in seiner Vaterfreude. Seine körperliche Konstitution schien die stärkste: Anstrengungen aller Art ertrug er mit Leichtigkeit. Zwar hatten sich in den letzten Jahren heftige Krankheitsanfälle mehrmals eingestellt, aber seine kräftige Natur wurde stets Herr darüber, eine heftige Krisis befreite ihn schnell davon. Er schien auf langes Leben mit Sicherheit rechnen zu können.

„Wenige Tage nach der Niederkunft seiner Frau erkrankt er; das Uebel selbst schien sogleich gehoben, nur eine Schwäche zurückgeblieben. Acht Tage später bricht ein heftiges Fieber aus, von den Aerzten zunächst für ein Wechselfieber, für eine heilsame Krisis gehalten. Aber bald zeigen sich Symptome gefährlicherer Art, die Heftigkeit des, nun als nervös erkannten Fiebers steigert sich. Am folgenden Tage (den 25. August) tritt ein Lungenschlag hinzu. Seine junge Gattin ist Wittwe, sein zehntägiges Kind eine Waise geworden." **)

So war geschehen, was von den nächsten Freunden bis zur letzten Stunde ungeahnet, den fernen bei der ersten Kunde wie ein Mährchen klang. In ihrer vollen Kraft und Schöne hatte des Geschickes Blitzstrahl, aus wolkenloser Höhe niederzuckend,

*) Müller a. a. O., S. 150.

**) Schnaase a. a. O., S. 1078.

diese deutsche Sangeseiche zerschmettert, die, tief in des Vaterlands innerstes Mark die Wurzeln senkend, stark und stolz die kraftstrotzenden Zweige in den Himmel breitete. Sein Wunsch, den er selbst in wunderbarer Ahnung in dem herrlichen Gedichte „an den blitzgetroffenen Baum“ aussprach (Immermann's Schriften, Band I, S. 154—174), war erfüllt worden:

Der Sänger aber sang bei dem Gesichte:
Bin ich durch deine Wärm', o Lieb', entfaltet,
Spielt um mich Luft der Freiheit, wenn ich dichte,

Hat mich der Schönheit göttlich Licht gestaltet:
So woll' auch mich, Geschick, wie den zerschmettern,
Bevor mein allerbestes Theil erkaltet,

Damit ich frisch und froh in heil'gen Wettern,
Von meiner Kraft, von meiner Fülle trunken,
Ein Jünglingsstern aufleuchte zu den Göttern!

Immermann's leibliche Erscheinung entsprach durchaus dem geistigen Wesen des Mannes. Von mittlerer Größe, aber stark und kräftig gebaut, eine gedrungene, antike, römische Gestalt, mit breiter Brust und starken Schultern, konnte er auch äußerlich wohl den Eindruck eines der alten Imperatoren machen, „der in einem späteren bescheidenen bürgerlichen Dasein den Stolz und die Härte eines früheren abbüßen müsse“ *). In seinen letzten Jahren neigte er zu einem gewissen Embonpoint, worüber er wohl zu scherzen liebte. Machte indessen die erste Gesammterscheinung den Eindruck des Kräftigen, Festen, Gediegenen

*) Fr. v. Uechtritz a. a. O., N. 229, S. 925.

und Würdigen, so ward derselbe noch erhöht durch den imponirenden Ausdruck eines Gesichts, welches, eben so selten als schwer zu beschreiben, das scheinbar sich Widersprechendste in wunderbarer Vereinigung zeigte. Eine breite, hohe, majestätische Stirn, von dem starken, dunkeln, schon hier und da ins Graue neigenden, schlichten Haare mäßig beschattet, spiegelte eine gehaltene Hoheit und Ruhe, welche durch die kräftig geschlossenen Lippen und das scharf und tief blickende Auge zu dem Charakter strengen Ernstes und fester Entschlossenheit gesteigert wurde. Dieser Ausdruck, welchen das von Hildebrandt gezeichnete und von J. Keller gestochene Portrait Immermann's am besten wiedergiebt, stand in völligem Einklange mit einer gewissen knappen Kürze und trockenen Strenge der Sprache, wie sie besonders in der ersten Unterhaltung dem Fremden gegenüber hervortrat. Hier gab das scharf Abschneidende in gewissen Ausdrücken, die, fern von dem banalen Zubehör inhaltsloser Convenienzwendungen, immer wie der Pfeil auf's Ziel den geraden Weg nahmen, und ein „Nein“ oder „Ja“ selten mit einer Phrasenborte verbrämten, der ganzen Persönlichkeit das Gepräge einer gewissen Abgeschlossenheit und geistigen Vornehmheit, aber auch einer gesinnungsvollen Entschiedenheit und Zuverlässigkeit, wie sie Napoleon durch sein Urtheil über solche Individuen, die er „des hommes carrés par la base“ nannte, zu bezeichnen pflegte; ein bildlicher Ausdruck, den schon ein alter hellenischer Dichter in dem bekannten Worte: anêr agathos kai tetragonos ausgeprägt hat.

Dies war der Eindruck, den Immermann's äußere Erscheinung bei der ersten Begegnung auf mich machte. Aber wie bald verschwand bei mir all das Befangende desselben, als nach und nach Theilnahme und Wohlwollen, Heiterkeit und Scherz den

Ernst seiner Züge durch die freundlichste Milde verklärten, als der sonst kaum merkbare Zug liebenswürdiger Schalkheit die beredten Lippen zu umspielen und das sinnende Auge voll Tiefe und Klarheit freundlicher auf uns zu ruhen begann. Die wenigen Tage, welche mit dem vortrefflichen Manne in engster Gemeinschaft und im Austausche aller uns bewegenden Interessen zu durchleben vergönnt waren, haben sein Bild auch äußerlich mit unauslöslichen Zügen mir in die Seele geprägt. Nie habe ich wieder in solchem Maße den Vollgenuß eines geisterfüllten Gesprächs empfunden. Nichts Geringfügiges, Kleines, Unbedeutendes hörte man von ihm. Nur im Würdigen, Großen, Gehaltvollen bewegte sich seine Mittheilung, und selbst dem Scherze fröhlicher Unterhaltung wußte er den Reiz und die Würze satirisch-ironischer oder humoristischer Bedeutsamkeit zu geben. In solchen Gesprächen erst ward man den ganzen weitreichenden Umfang seiner Bildung und seines Wissens inne, dem keine Bestrebung der Gegenwart und ihrer Wissenschaft und Kunst fern und fremd geblieben war. Ueberall aber und in Allem, worüber sich der Austausch gegenseitiger Mittheilung verbreitete, trat der Adel einer großen, freien Seele hervor, die rückhaltslos stets dem Gedachten das letzte Wort, den bestimmtesten Ausdruck, die schärfste Beziehung verlieh. Mochte er über Hegel und Strauß, über Preußenthum und Konstitutionalismus, über die Litteratur der Gegenwart und Vergangenheit, über Dinge und Personen reden, es blieb nichts in seiner Seele zurück, Ansicht und Ueberzeugung, Widerspruch und Geständniß traten stets ganz und unverschleiert hervor. Man wußte immer, woran man bei ihm war, und eben darum übte jene Freiheit geistiger Mittheilung auch bei den Andern zeugende Kraft der Wahrheit.

Fassen wir noch einmal den Gesammteindruck der geistigen Bedeutung des Mannes ins Auge, mit dem sich diese Blätter beschäftigten, dessen Bild sie zu umreißen strebten, so ergiebt sich für seine Stellung in der Litteratur unsers Volks etwa Folgendes.

Immermann war wie jeder Dichter das Produkt seiner Zeit und der Richtungen, welche ihr Grundlage und Bestimmung geben. Goethe und die Romantiker bildeten für ihn die Ausgangspunkte. Aber indem er beide in Epos, Lyrik und Dramen fortsetzte, oder, um den banalen Ausdruck zu brauchen, nachahmte, sehen wir ihn, mit seiner Zeit und seiner Bildung in ihr, zur Ausgestaltung eines Eignen, Neuen rastlos fortschreitend zuletzt den Kranz berühren, dessen völlige Erreichung, so weit menschliches Ermessen urtheilen mag, ihm nur ein frühes Todesgeschick versagt hat. Das Gebiet aber, bei dessen Betreten er sich von seinen Vorgängern und Mustern losmachte und auf dem er frei und selbstständig die Kraft und Energie einer hochbegabten, lebengehärteten Persönlichkeit, in kühnen und freien Schöpfungen bewährte, — dies Gebiet ist die Wendung eines männlich tüchtigen Lebens nach den großen Mächten eines volksthümlichen Gesammtlebens hin. Diesem Bedürfnisse nach einem vollen, gesättigten Gesammt- und Volksleben, dieser tiefen, gemüthvollen, aus der Wurzel seines eigenen gesunden und energischen Lebens hervorwachsenden Vorstellung, welche er davon im Busen trug, hat er zuerst, wie ein tiefsinniger Kritiker sich ausdrückt*), von allen unsern großen Dichtern in lebendigen, aus den ächtesten Schöpfungen hervorgewachsenen poetischen Gebilden die Sprache unmittelbaren Lebens verliehen. Hier hat er

*) Fr. v. Uechtritz a. a. O., S. 913, 921.

einen Schritt über die poetischen Bildungselemente seiner Jugend hinaus gethan und sich eine Stellung in der Achtung seiner Zeit errungen, welche ihm die Geschichte unserer Litteratur, wenn sie gerecht ist, nicht versagen wird. Für den Ausdruck aber dieser, sein Inneres mehr und mehr völlig erfüllenden Lebensmacht hat er endlich eine Prosa geschaffen, welche für lange Zeit in ihrer markigen Schönheit, in dem vollen Brusttone männlicher Entschiedenheit, ein nachahmenswerthes Muster bleiben wird.

Theodor von Kobbe

ein deutscher Humorist.

(1845.)

Theodor von Kobbe.

Ein Denkstein.

(1845.)

Während sie dadraußen in der schneedurchwirbelten Winternacht sein Grab aufschaufeln, will ich für dasselbe diesen kleinen, unscheinbaren Denkstein rüsten, der die Stätte so lange bezeichnen mag, bis der herbe Schmerz des unmittelbar gegenwärtigen Verlustes jener ruhig stillen Trauer gewichen sein wird, die es vergönnt, dem geliebten Freunde ein würdigeres Denkmal aufzurichten.

Theodor von Kobbe wurde den 8. Juni 1798 zu Glückstadt geboren; — nicht unter den glücklichsten Constellationen, wie er zu sagen pflegte, während eines schweren Gewitters, welches das Nachbarhaus in Asche legte. Von seinem Geburtsorte bemerkte er scherzend, daß er später nie Ursache gefunden in dem Namen „Glückstädter“ ein Omen der Schicksalsgunst zu erkennen, wie er sich denn auch schon als Student seine Matrikel mit einem „Glockstadiensis“ anstatt mit einem Tychopolitanus habe zeichnen lassen. Seine Familie war von väterlicher Seite dem alten Holsteinischen Adel, von mütterlicher Seite dem berühmten Grafengeschlechte von Ranzow angehörig. Sein Vater bekleidete die Stelle eines Landvoigts der Nordseeinsel Föhr. Früh von den Eltern ge-

trennt, wurde er nach dem Tode seiner Mutter, im Jahre 1805, mit zwei älteren Brüdern — von denen der älteste, der als Historiker nicht unrühmlich genannte Dr. Peter von Kobbe ihm vor Kurzem im Tode vorangegangen ist, in dem Holsteinischen Kloster Uetersen bei seinem Großvater, dem Grafen von Ranzow, Prälaten des Klosters, nach dessen Tode (1809) bei dem Rector Andresen, dem Vorsteher der dortigen Stadtschule, erzogen. Die Dankbarkeit und Verehrung, womit er Zeit seines Lebens dieses seines Jugendlehrers und Erziehers gedachte — wie denn eine unbegränzte Dankbarkeit für alle diejenigen, von denen er je Liebes erfahren, stets in ihm lebendig war — findet ihres Gleichen nur in der Begeisterung und in dem Entzücken, mit welchem er an Uetersen, dieser geweihten Stätte seiner Jugend, dem Eldorado seiner glücklichen Knabenjahre, hing und haftete. Ein wunderbares, staunenswerthes Gedächtniß, für das, wie er wohl scherzend sagte, „die Sicherheitspolizei eine tüchtige Miethe geben könnte", setzte ihn in den Stand, das Glück dieser freundlichen Jugendjahre durch eine treue, stets gegenwärtige Erinnerung an Hunderte und Tausende von Einzelnheiten stets zu erneuern, welche dem Mikrokosmus dieser seiner Uetersenschen Lebensperiode angehörten. In seinen zahlreichen Schriften wie in seinen mündlichen Mittheilungen blieb denn auch Uetersen ein nie versiegender Quell frisch sprudelnder Herzensergießungen, aus dem er die reizvollsten und anmuthigsten seiner kleinen humoristischen Idyllen immer neu zu schöpfen wußte. Durch den Tod der Mutter und die darauf folgende Entfernung aus dem Vaterhause früh der nächsten Gegenstände kindlicher Liebe beraubt, breitete seine liebevolle und liebebedürftige Seele die ganze Innigkeit der Zuneigung über alle seine Umgebungen aus. In dieser Liebe suchte und fand er, wenigstens theilweise, einen Ersatz für das ihm

geraubte Glück des Elternhauses. Dabei erweiterte diese Vereinsamung, dieses Entbehren der heimlichengen Schranken des Elternhauses und Familienkreises schnell seinen Blick auf Menschen und Dinge um ihn her, und wie seine Erinnerungen aus dieser Lebensperiode in seinen spätern Schriften zu deren anmuthigsten Partien gehören, so kann man sagen, daß jene Lebensstellung früh die Grundlage zu seiner humoristischen Weltbetrachtung, zu seiner umfassenden Liebe für die Menschheit, zu seiner Vielgeschäftigkeit für Andere und zu seiner Neigung für ein, von keinen Familienschranken gebundenes Leben legen half.

Von seinem würdigen Lehrer, dem Rector Andresen, wohl vorbereitet bezog er einige Jahre später im Herbste 1814 das altberühmte Johanneum zu Hamburg, und wurde von dem Director desselben, dem Professor Gurlitt, in die zweite Klasse aufgenommen. Hier legte er unter Zimmermann und Gurlitt den Grund zu einer tüchtigen altklassischen Schulbildung, wie er denn noch in späteren Jahren die römischen Autoren, namentlich Terenz und Horaz, mit Leichtigkeit und feiner Auffassung las. Die Stürme des großen Völkerkrieges von 1813 und 14 hatten ihn noch in Ueтersen getroffen, und seine gedruckten Erinnerungen aus dieser Zeit sind voll von einzelnen dahin gehörigen Begebnissen aus seiner Umgebung, die der Knabe schon humoristisch aufzufassen wußte. Als Napoleons Rückkehr von Elba die Welt aufs Neue in die Waffen rief, bewog der damals noch nicht siebenzehnjährige Jüngling seinen Großoheim, ihm einen Platz im Oesterreichischen Heere zu verschaffen. Aber seine Ernennung zum Kornet in einem Oesterreichischen Reiterregimente traf erst ein, als der Kampf durch die Schlacht bei Belle-Alliance bereits entschieden war.

Im Zimmermann'schen Hause, wo er sich in Pension befand,

ward er früh mit dem litterarischen Treiben und mit litterarischen Persönlichkeiten Hamburgs bekannt. Zimmermann selbst hatte sich als Dramaturg und Kunstkenner einen Namen gemacht. In dessen Hause sah er die jetzt verschollenen Poeten Prätzel und Veit Weber. Hier übte er selbst sein erwachendes poetisches Talent in Parodien und Travestien, zu denen sein Lehrer Zimmermann wohl gar den Stoff hergeben mußte. Ein richtiger Tact hat ihn jedoch später abgehalten, dieses parodistische Talent zu kultiviren, so viel Glück auch jene Versuche gemacht hatten. Die bedeutenden geselligen Verhältnisse in den ausgezeichnetsten Hamburger Kreisen trugen dazu bei, jene Ueberlegenheit feiner geselliger Kultur zu entwickeln, durch die er später auf der Universität nur um so leichter seine Umgebungen beherrschte. Das großartige Leben endlich in einer Welthandelsstadt wie Hamburg förderte sein natürlich waches, lebhaftes Wesen und seine angeborene Neigung, sich mit Menschen aller Art in lebendigen Verkehr zu setzen.

Im Jahre 1817 bezog er, um die Rechte zu studiren, die Universität Heidelberg, welche er zwei Jahre später mit der Universität Kiel vertauschte, weil er als dänischer Unterthan genöthigt war, ein Jahr auf einer inländischen Universität zuzubringen. —

In Heidelberg war es, wo Theodor v. Kobbe in einem tapfern und frischen Studentenleben allen Zauber einer Individualität entfaltete, die vorzugsweise für die damals in höchster Blüthe stehende Romantik des deutschen Universitätslebens geschaffen schien. Seine „humoristischen Erinnerungen aus dem akademischen Leben“ (Bremen, bei Kaiser, 1842) geben freilich nur zersplitterte Scherben jener wunderbaren Zustände des aufgeregten deutschen Jugendlebens, in welchem alle Elemente, welche damals die Zeit be-

wegten, in wunderlicher Mischung durcheinander brodelten. Wir sehen unsern Freund schon hier als den Virtuosen jugendfrischer, geistbelebter Geselligkeit, als Chorführer ächt deutscher akademischer Lebenslust sich geltend machen. Man kann sagen: sein ganzes späteres Leben liegt in dieser Periode schon vorgebildet vor uns. Niemand hat dies tiefer und schöner herausgefühlt als der feinsinnige Wienbarg, welcher im Jahre 1841 in seiner Anzeige der Kobbeschen „akademischen Erinnerungen" aus diesem Buche allein, und nur vorübergehend von Kobbe's persönlicher Erscheinung berührt, ein Portrait unseres Freundes entwarf, dessen sprechende Aehnlichkeit die nächsten Freunde desselben überraschend ergriff. „Eine Natur wie die Kobbesche", heißt es dort, „mußte die Einbuße des stoffreichen und frischen Burschenlebens viel schmerzlicher fühlen, als es von dem großen Haufen der Studirenden oder von denjenigen geschieht, deren Ehrgeiz im Staate oder in der Litteratur eine Entschädigung sucht und findet. Wie gestaltsam ist dieser reiche jugendliche Stoff in seiner Freiheit unter der Hand eines burschikosen Schöpfers! In Deutschland gewährt oder gewährte bisher nur die Universität diese höchste Lust der Persönlichkeit: rein durch Natur und Talent auf die Menschen einzuwirken und von der Art und Stärke des Magnetischen, das man in sich birgt, die reinsten und von keiner fremden Einwirkung verunsicherten Beweise sich abzuziehen. Wer kann sagen, daß er im Staats- und bürgerlichen Leben eine solche Erfahrung zu machen im Stande sei! Hier, wo Verhältnisse, Rang, Geld die Hauptrolle spielen, wo nicht sowohl die Persönlichkeit als die Entäußerung derselben, den Mann geltend macht; wo sich die Egoismen ihre gesetzlichen Kanäle gegraben und ausgemauert haben, und wo das Scheinwesen, die Scheinkraft, die Scheinheiligkeit und Alles, was vor dem Ich und Du, vor dem offnen Blick der Ju-

gend keinen Augenblick bestehen kann, sich hinter Rang und bürgerliche Ordnung verschanzt, und ächtes Wesen in Schatten stellt." Von der litterarischen Bedeutung der „Erinnerungen" selbst urtheilt Wiensarg: „die Natur hat ihm unstreitig mehr ein gesellschaftlich als schriftstellerisch produzirendes Talent verliehen. Jenes Talent des gesellschaftlichen Produzenten, der seinem lebendigen Stoffe gegenüber aus allen Poren Lebensnahrung einsaugt, und sich im lustigen Widerschein seiner Thaten sonnt, stand in Kobbe's Burschenzeit im höchsten Flor, und wir erinnern uns sehr gut, in unserer eigenen, mehrere Jahre später angeblühten Burschenzeit seinen Namen als eines der geistreichsten und witzigsten Virtuosen deutsch akademischer Lebenslust vielfach gehört zu haben. Seine vorliegenden Erinnerungen erklären sehr wohl diesen Ruf, der damals, wie auch jetzt noch, keine geringen Ansprüche auf meine Werthschätzung hatte. Nicht weniger erklären sie, daß ein Talent dieser Art herausgerissen aus dem erregten und bewegten Jugendkreise Heidelbergs und verpflanzt in die bürgerliche Sphäre des Nordens, wo Lebendigkeit und Witz, weit entfernt heimisch zu sein und sympathetische Funken zu erregen, gleichsam nur Gastrollen spielen, Angesichts eines steinernen, gaffenden, lauernden Publikums, das hinterher seinen Dank für die gute Unterhaltung mit Glossen abträgt — daß, sage ich, ein solches Talent der Gefahr ausgesetzt sein mußte, an Beweglichkeit, Frische und Erfindung abzubrechen und einen gewissen stereotypen Charakter anzunehmen." —

Bezeichnend für Kobbe war es, daß er, der Adlige, gleich nach seiner Ankunft in Heidelberg sich für die deutsche Burschenschaft entschied, obgleich ein Jugendfreund, den er wie seinen Augapfel liebte, in eine dortige landsmannschaftliche Verbindung trat. Kobbe entzog der damaligen nationalen Bewegung, die sich

in dem Burschenschaftswesen zu erkennen gab, seinen Antheil nicht. Er war, wie sein Humor, von Grund des Herzens demokratisch, obschon er sich zu Zeiten wohl auf seine Abstammung etwas zu Gute thun konnte, besonders weil sie ihn in den Stand setzte, alles, was irgend nach Adelstolz, Adelsprätentionen und Vollblutshoffahrt schmeckte, mit um so größerer Freiheit über seine humoristische Klinge springen zu lassen. In jener burschenschaftlichen Verbindung erwarb er sich bald entschiedene Geltung. Auf dem großen allgemeinen deutschen Burschentage zu Jena 1818 „tagte“ er mit als erwählter „Abgeordneter“ der Heidelberger Burschenschaft, und wir finden ihn Reden haltend und Protokolle führend unter den jugendlichen Schwärmern, von denen der unselige Sand, sein guter Kamerad, bald nachher eine so unheilvolle Berühmtheit erlangte. Während ihn indessen der Schwung seines Geistes und die Liebe zur Idee dem Ernste dieser Dinge ein lebendiges Interesse zuwenden ließ, schützte ihn doch seine gesunde humoristische Natur gegen alle und jede Verirrungen der Schwärmerei und des Fanatismus. Feind allem heimlichen Wesen, drang er stets auf Oeffentlichkeit alles Thuns und Lassens der Verbindung. Und um alle gefährlichen Elemente dieses politisirenden Burschenlebens und seiner Gott-Freiheit-Vaterlandsschwärmerei unschädlich zu machen, suchte er die allzu hoch geschrobene Stimmung durch Stiftung einer humoristischen Verbindung, einer sogenannten „Cerevisia“ zu paralysiren. Er erfand einen Biermythus, der ihn selbst zum Sohne der „Biervernunft“, die sich in ihm verkörpert habe, erklärte. Als solcher führte er den Titel Eminenz und gab Gesetze der XII Tafeln, deren erstes lautete: Eminentia errare nequit. Er stiftete den St. Kannenorden und den des Biervließes, theilte Würden und Reichsämter aus, dichtete eine Menge „Cerevislieder“ und hielt

— ganz im Gegensatze zu sonstigem Brauche ähnlicher Verbindungen — streng auf Mäßigkeit und Nüchternheit seiner zahlreichen Unterthanen. Noch volle zwanzig Jahre später war ich Zeuge, wie bei einem Erinnerungsfeste, das er ausgeschrieben, und zu dem sich (im Sommer 1838) eine Anzahl seiner ehemaligen Cerevisianer auf dem Bierhäuschen in der Hirschgasse zu Heidelberg eingefunden hatten, einige der Anwesenden gestanden, daß „die Eminenz“ (wie er noch immer hieß) sie und viele Andere durch jene humoristischen Dinge vor manchen verderblichen Verirrungen bewahrt habe. Ueberhaupt bewährte sich die tiefere sittliche Bedeutung dieses Vereins durch die ununterbrochene Freundschaft, welche die meisten Glieder desselben auch im spätern Leben eng verbunden bleiben ließ. — Hier in Heidelberg war es auch, wo er das in seiner Art einzige Freundschaftsbündniß mit seinem Freunde, dem jetzigen Professor an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe, Philipp Stieffel, schloß. Mit ihm unterhielt er über fünfundzwanzig Jahre lang, trotz ihrer weiten Entfernung von einander, einen regelmäßigen wöchentlichen Briefwechsel, der den bei weitem größten Theil seines Lebens tagebuchartig umfaßt, und aus dem allein sich das ganze Bild des Dahingegangenen herstellen lassen würde. Ihn besuchte er später fast jedes Jahr einmal. Und um das wunderbare Bild dieser Männerfreundschaft zu vollenden, darf auch der Zug nicht fehlen, daß sich beide nach Kobbe's Vorschlage an einem bestimmten Tage des Jahres Briefe schrieben, welche nach dem Tode des Einen von Beiden, an den Ueberlebenden in bestimmten Zeiträumen abgesendet werden, und den brieflichen Verkehr der Liebe auch noch über das Grab hinaus fortsetzen sollten*).

*) Bei Kobbe's Tode fanden sich eine ganze Reihe solcher Briefe versiegelt, adressirt und mit Nummern der Absendungstermine bezeichnet.

Diese Freundschaft nahm in seinem reichen und großen Herzen den ersten Platz ein, sie war ihm Andacht, Religion. Der Sinn und das Talent für Freundschaft — die Hellenen nannten es eine Tugend — war ein antiker Zug in dem Wesen des Mannes. Ich habe nie einen Menschen gekannt, der ein solches Talent, eine solche Virtuosität in der Freundschaft besessen hätte. Wen er einmal geliebt hatte, der behielt eine bleibende Stätte in seinem Herzen. „Meine Freundschaft ist unauflöslicher als die katholische Ehe," schrieb er mir einmal, als es sich darum handelte, einen Artikel gegen Heine in sein Blatt aufzunehmen. „Meine Objectivität ist Subjectivität. Ich habe mit Heine Pfirsiche gegessen und bin ein Diener meiner Freunde und nicht des kalten Wortes „Wahrheit", das mir auch schwerer zu ergründen ist als Sanskrit. Hätte auch Heine in mehr als einer Hinsicht den Tod verdient, ich laſſ' ihn laufen und begnadige ihn durchaus, denn — ich hatte ihn einmal lieb, und das ist für mich unauslöschbar wie die katholische Priesterweihe." —

Neben seinen studentischen Verhältnissen knüpfte der früh gereifte, geistig reich begabte Jüngling auch innige Verbindung mit älteren, durch wissenschaftliche und litterarische Leistungen schon bedeutenden Männern, mit dem Professor Heinrich Voß, mit dem Dichter Ludwig Robert, mit dem neuerlich als ältesten Schüler Hegels in Rosenkranz' Biographie des Philosophen geschilderten liefländischen Baron Yxküll u. a.

In Heidelberg blieb sein Herz zurück, als er es verließ, um sich in Kiel zum Examenkandidaten und angehenden Philister einzuspinnen. Rührend ist die Beschreibung seines Abschiedes von Heidelberg, die, wie so vieles andere in den „Akademischen Erinnerungen", zu den schönsten Perlen humoristischer Darstellung gehört. Seine Pietät für seine Lehrer, die Begeisterung für die

Männer der Idee, für Hegel und Jean Paul sprechen sich in den anmuthig rührendsten Zügen aus. Seine Freunde, seine Cerevisianer vergötterten ihn. Ihr Schmerz bei seinem Scheiden war gränzenlos. Als sich derselbe in den Briefen, die ihm nach Kiel folgten, allzu trübe aussprach, antwortete er:

Habt Ihr immer trüben Sinn
An den Neckarthoren,
Weil ich dort geschieden bin
Und Euch dort verloren; —
Hebt doch Brust und Kopf empor!
Habt Ihr's nicht vernommen?
Glaubt's: durch dieses selbe Thor
Werd' ich wieder kommen.

Nachdem er in Kiel seine akademischen Studien beendigt und die Staatsprüfung bestanden hatte, trat er am 6. September 1820 in den Dienst des Herzogs Peter von Oldenburg, der ihn als Auditor bei dem Landgerichte zu Oldenburg anstellte, bei welchem er als Assessor Zeit seines Lebens verblieben ist. Theodor von Kobbe war damals von so schwächlicher Gesundheit, daß man in der neuen Heimath dem jungen „Ausländer“ im Stillen ein baldiges Ende prophezeite. Er war von Jugend auf zart von Körperbeschaffenheit. Schneller Wachsthum, eine langwierige Krankheit und die Anstrengungen des letzten Studienjahres, in welchem er täglich funfzehn Stunden gearbeitet, oder vielmehr „den Wissenschaften im eigentlichsten Sinne des Wortes auf einem Sopha obgelegen“, hatten ihn, wie er sich ausdrückte, zu einem „langen menschlichen Ausrufungszeichen gemacht“. „Niemand (erzählt er in seinen „Humoresken aus dem

Philisterleben") glaubte, daß ich das erforderliche Alter, um Bischof zu werden, je erreichen würde. Der Indiscretion eines meiner späteren Freunde verdanke ich vielleicht die Contrerevolution der Genesung. Am Tage meiner Ankunft hatte ich ein schönes Rostbeaf verschmäht, weil ich fürchtete, es werde mir den Schlaf rauben. Da hörte ich in einem Nebenzimmer die grausamen Worte, deren Sprecher mich schon auf meinem Zimmer wähnte: der hätte sich auch nur sollen in Holstein begraben lassen, statt hierher zu kommen, um mit dem ersten Blätterfall den ohnehin stark besetzten Kirchhof zu vermehren. Der Gedanke: nicht sterben zu wollen, gab mir eine wunderbare Kraft. Ich kehrte zu meinem verlassenen Teller zurück, aß eine ungewöhnliche Portion Rostbeaf, schlief, verdaute, und legte dadurch den Grund zu meinem jetzigen (1841) Embonpoint, das wenigstens nicht geeignet ist, einem Abgesandten in Hungersnoth beim Landesherrn anzugehören."

So begleiteten seine treuen Freunde, der unverwüstliche Humor und der neckische Kobold, das Abenteuer, seinen ersten Eintritt in die neue Heimath, der er ein Vierteljahrhundert lang angehören und die an ihm eins ihrer anhänglichsten Kinder gewinnen sollte, wie er denn selbst im Laufe einer so langen Zeit mit allen Fasern seines Herzens in sie hinein verwuchs. Was er oft scherzend sagte, daß er nach dem Landesfürsten der beste Oldenburger sei, war eine Wahrheit. Er liebte das Land und die Stadt, die ihm die Heimath geworden, wie wenige Eingeborene, und hätte sie um keinen Ort der Welt vertauschen mögen.

Kobbe pflegte zu sagen, daß er die ersten fünf bis sechs Jahre seines Oldenburger Lebens verträumt habe. In seinen Erinnerungen finde ich darüber Folgendes aufgezeichnet: „Mit

Ausnahme eines Liebhabertheaters, in dessen Kreise und Gesellschaft ich etwa ein halbes Jahr selig verlebte, führte ich ein so gewöhnliches Leben, ohne besondere geistige Beschäftigung, ohne Anregung, daß ich noch jetzt bei dem Gedanken an jene Zeit erröthe, wo ich keine Stunde des Tages mehr heranwünschte, als die sechste, um meine Partie L'hombre zu spielen, bei der ich, obschon ich meine meisten Mitspieler übersah, doch in der Regel verlor, weil ich lauter Kunststücke, Ole Bull'sche Concerte auf einer Saite spielen wollte, und weil der größte aller Philister, der Zufall, überhaupt immer mein Todfeind war und sein wird, obgleich ich seine Kassenbillets, die Lotterieloose, immer respectirt und wie sichere Tratten honorirt habe. Ich kann mir diese prosaische Sandstrecke auf meinem poetischen Lebenswege, diese meine geistige mehrjährige Apathie nicht wohl anders erklären, als daß eine körperliche Asthenie die geistige herbeigeführt hat." Freunde und Genossen jener Zeit wissen indessen grade aus dieser Periode eine Fülle von Bethätigungen seiner nie rastenden poetischen Laune und geselligen Produktivität zu erzählen. Aus Allem ergiebt sich, daß er, dem das frische, fröhliche, seiner selbst gewisse, akademische Genossenleben das unentbehrliche Lebenselement geworden war, mit allen Kräften darnach strebte, sich das prosaische Philisterleben auf seine Weise zu einem Aequivalent, einem Ersatz für das Verlorne umzugestalten. Man kann sagen, daß dies die Aufgabe seines ganzen Lebens geblieben, und daß seine ganze dichterische und schriftstellerische Thätigkeit auf diesen Begriff zurückzuführen ist, wie sie in ihm auch ihr Ziel und ihren Mittelpunkt fand. Eine solche Aufgabe aber erfordert ungeheure Mittel — nicht um sie zu lösen —, denn dies ist der Natur der Sache und dem heutigen Weltzustande nach unmöglich, — sondern um selbst nur einen Schein

ihrer Lösung herbeizuführen, der, immer wieder verschwindend, immer wieder der Erneuerung bedarf. Sie erfordert aber eben deshalb auch eine gränzenlose Verschwendung aller dieser Mittel des Geistes und Gemüths, ein rücksichtsloses Verwenden des Kapitals, ohne an Zinsenertrag zu denken. Beides vereinte sich in Kobbe im vollsten Maße. Er glich den Zauberwesen in Goethe's Märchen, bei deren geringstem Schütteln die blitzenden Goldstücke nach allen Seiten flogen. Lange bevor er noch an schriftstellerische Produktion dachte, verpuffte er so in Feuerwerken des Augenblicks ganze humoristische Gedichte, Romane und Novellen, die er als Einfälle, Witzpointen, Impromptu's aller Art zerflattern ließ. So die belebende Seele aller Gesellschaften, der unermüdliche Anstifter und Förderer aller geselligen Lust und Heiterkeit, lebte er lange ein sorglos geniales Dasein, wie der Vogel auf den Zweigen. Aber solche Blüte geselliger Lust, das Leben solcher Kreise ist kurz und vorübergehend. Kobbe, der gerade diesen Mangel an Dauer nicht ertragen konnte, sah sich daher bald genöthigt, die „Dauer im Wechsel" durch immer neue Anläufe zu erringen, sich immer neue Kreise, Gesellschaften, Vereine nicht nur zu schaffen, sondern auch für ihre Belebung und Erhaltung immer neue Mittel aufzuwenden. Eine genauere Aufzählung dieser Kreise würde, wenn sie thunlich wäre, die verschiedenen Phasen seines Lebens scharf bezeichnen.

Indeß eine solche Weise geistigen Lebens, solche Verschwendung geselliger Geistesgastfreundschaft hat neben der Gefahr der Verarmung auch noch einen andern Uebelstand für eine dichterische, reichbegabte Natur in ihrem Gefolge. Sie gewöhnt an diese Weise sporadischer und rhapsodischer Produktion, und macht dadurch zuletzt jede Sammlung zu formgebender Composition, jedes Zusammenfassen zu einem Ganzen unmöglich. Dichter und

Gedicht ist nicht umsonst schon in unserer tiefsinnigen Sprache dem Begriffe des Lockeren und Zerfahrenen entgegengesetzt. Wir sind hier an einem Punkte angelangt, welcher nothwendig erledigt werden muß, ehe es möglich ist, über Kobbe als Schriftsteller und Dichter ein richtiges Urtheil zu fällen.

Kobbe's erste poetische Versuche waren Parodien und Travestien. Wir sagten schon oben, wie er diese Gattung der Produktion später völlig verwarf, obschon er ihr seinen frühesten und lebendigsten Ruf, namentlich in Norddeutschland, verdankte. Schon auf der Schule hatte er mit einigen angeregten Köpfen eine Art von Dichterbund geschlossen. In Heidelberg ward der zwanzig Jahre ältere Ludwig Robert sein poetischer Berather. So gab ihm derselbe einst die ersten Akte eines Trauerspiels mit den Worten zurück: „Schreiben Sie frisch darauf los, noch sechs solche Trauerspiele, verbrennen Sie aber ja alle, dann werden Sie Glück mit dem siebenten haben." Robert blieb ihm auch später ein theilnehmender Freund seiner poetischen Bestrebungen. Die persönliche Nähe und unmittelbare Einwirkung eines solchen durch Wissen und Lebenserfahrung überlegenen Freundes wäre Kobbe zu wünschen gewesen. Sie hätte sehr wahrscheinlich dazu beigetragen, ihn zu einem schärferen Zusammenhalten und Formiren zu bewegen, ihn dem Begriffe künstlerischer Composition zuzuführen. Allein dieses Glück blieb ihm versagt, und als gegen das Ende seines Lebens theilnehmende Kritik an ihn herantrat — war es zu spät.

So lange indessen das Leben selbst in der frischen Kraft begeisterter Jugend seiner Produktivität genügte, dachte er nicht an Schriftstellerei. Seine geniale Auffassungsweise der Dinge schuf das Leben selbst zur Poesie: jeder Tag ward ein humoristisches Gedicht. Was dabei von geschriebener und gedruckter Poesie ab-

fiel, war unbedeutend im Vergleich zu seiner poetischen Praxis des Lebens. Doch sind die beiden Erstlingswerke seiner Muse bezeichnend für seine damalige Stimmung. Das erste, ein Gedicht, welches unter dem Titel „des Burschen Erdenwallen" (Bremen bei Kaiser 1822) erschien, entstand aus dem Drange, die Gestalten und Elemente seines nahen akademischen Lebens poetisch zu fixiren, und ist ein lebenstreues, warmfarbiges Bild jener längst historisch gewordenen Zustände deutschen akademischen Lebens, voll individueller, charakteristischer Züge, und in der Form vollendeter als fast alle seine späteren Arbeiten in gebundener Rede. Das zweite „die Leier der Meister in den Händen des Jüngers" (Oldenburg 1826), in welchem er achtzehn Dichter des deutschen Parnasses, ältere und neuere, nachzuahmen versuchte, war mehr ein Nachklang jener früheren parodistischen Produktionsweise und ein übermüthiges Spiel mit den reichen Mitteln eines leicht beweglichen, schnell fremde Form sich aneignenden Talents, als die Bethätigung eines freien poetischen Triebes. Schon die Entstehung und Veranlassung durch einen geselligen Wettkampf mit einem musikalischen Freunde, der in gleicher Weise auf dem Flügel einer Reihe großer Componisten nachphantasirte, zeigt darauf hin. Weit bedeutender erscheinen dagegen Kobbe's Leistungen als Improvisator und Gelegenheitsdichter, von denen freilich das Wenigste erhalten und noch weniger durch den Druck bekannt ist. Von unserm Freunde konnte man hier sagen, daß jenes Goethesche:

Gebt Ihr Euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poesie!

eine Wahrheit war. Seine poetische Gabe war stets zur Hand, stets dienstbereit. Und wie sich an allen Verhältnissen immer sein Herz betheiligte, so war ihm der Ausdruck dieser Theilnahme bei

allen Gelegenheiten, bei Familienfesten, bei Ehren-, Geburts- und Namenstagen der Freunde Bedürfniß. Hier zeigte er eine Consequenz der Anhänglichkeit und Liebe, eine Beharrlichkeit der zartesten Aufmerksamkeit, der nie vergessenden Theilnahme, die einen wunderbaren Contrast zu seinem scheinbar so zerstreuten, regellosen Leben bildete. Im Drange der Geschäfte, in Krankheit und Sorgen, auf Reisen in weite Ferne, überall begleitete ihn die Erinnerung an seine Freunde, und mit ihr die Pflicht, ihre Freuden- und Festtage durch seine Muse zu verschönern. Seine Gewissenhaftigkeit ging hier ins Unglaubliche. Und unter diesen Improvisationen und Gelegenheitsgedichten, — Kindern des Augenblicks — befinden sich Poesien, die an Tiefe der Empfindung, Feinheit der Wendungen, überraschenden Reiz der Pointen, an individuellem Leben und theilweise selbst an Schönheit der Form dem Vollendetsten angehören, was in dieser Art in unserer Litteratur vorhanden ist, und die, in gesichteter Sammlung, auch über den Kreis seiner zahlreichen Freunde hinaus Interesse erwecken würden. Selbst wo die formelle Vollendung mangelte, wo der Gedanke nicht klar und scharf heraustrat, fehlt doch nie der Reiz einer bestimmten, neuen, charakteristischen Wendung, wie er denn fast kein Billet schrieb, daß nicht irgend eine geistreiche Pointe gehabt hätte. Das war nicht ermühte Manier, es war natürlicher Reichthum, den er mit vollen Händen ausstreute. Acht Jahre mit ihm an einem Orte lebend, verging selten ein Tag, nie eine Woche, daß ich nicht eins oder mehrere solcher Billete, zu Zeiten auch in gebundener Rede, erhalten hätte, deren er Tags oft über ein Dutzend zu schreiben hatte. Denn diese Weise persönlicher Bethätigung hing mit seinem ganzen Wesen aufs Engste zusammen, mit seiner liebevoll bemühten Vielgeschäftigkeit, seiner Neigung zu geselligem Verkehr, mit der unruhigen Hast seines

Produzirens. Sie beförderte und nährte aber auch den improvisatorischen, gelegenheitlichen Charakter, das Ab- und Ueberspringende, Compositionslose seiner schriftstellerischen Produktionen. Der Reichthum an poetischen Pointen, die Sicherheit der Wirkung im geselligen Kreise, und der mühelose Genuß, den diese Art des Produzirens ihm bereitete, verwöhnte ihn allmälig zu einer Gleichgültigkeit gegen den formgebenden, feilenden, wählenden Fleiß. Er vergaß, daß das Wort zwar lebendig, aber der Buchstabe todt ist, daß der bequeme, genial nachlässige Hausrock der Sprache zwar im Leben behaglich, im Salon der Litteratur aber unbehaglich und anstößig ist. Er, der geistvolle Erzähler und Improvisator im geselligen Kreise, glaubte seine Maxime für die mündliche Improvisation: „man muß, um des Erfolges gewiß zu sein, nur die Pointe und das Ende im Auge haben, und braucht sich dann um das Andere nicht zu kümmern," — auch auf die schriftstellerische Darstellung anwenden zu können, bei welcher sie doch völlig unanwendbar ist, weil diese nicht vor unserm Ohre flüchtig vorüberrauscht, sondern als ein bleibendes Ganze unsere Aufmerksamkeit für alle Theile in Anspruch nimmt. Daher war es ihm denn auch oft schmerzlich und unbegreiflich, daß seine besten Sachen später, geschrieben und gedruckt, die erwartete Wirkung nicht hervorbrachten. Doch davon wird noch weiterhin zu reden sein.

Wir kehren jetzt zu der Reihenfolge seiner schriftstellerischen Arbeiten zurück. Mehrere Jahre nach jenen ersten Versuchen begann er, als seine dichterische Lebenspraxis ihn nicht mehr völlig befriedigte, einen Anlauf zu schriftstellerischer Gestaltung. Er schrieb einen historischen Roman: „die Schweden im Kloster Uetersen," gab ein Bändchen „humoristischer Skizzen und Bilder", sowie mehrere Bände „Novellen" heraus, und gründete im Verein

mit andern Freunden eine Art poetischen und novellistischen Almanach: „die Wesernymphe.“ Alle diese Arbeiten fallen in die Jahre 1830 und 1831 und schließen sich der damaligen auf die Novelle und den Roman gewendeten Richtung der deutschen poetischen Litteratur an, in der sie sicher zu den bessern Leistungen ihres Schlags gehörten. Allein abgesehen von ihren Mängeln und Vorzügen, die zu erörtern hier zu weit führen dürfte, traf er mit allen diesen Sachen nicht den günstigen Moment, um sich Aufmerksamkeit zu verschaffen, und als die Donner der französischen Julirevolution und des polnischen Vernichtungskampfes verhallt waren, hatte man diese Erstlinge eines noch unbekannten Talents vergessen. Nur der Roman fand hier und da Beachtung und ward später sogar ins Holländische und wenn ich nicht irre auch ins Schwedische übersetzt. Dieser geringe Erfolg und die galligen Kritiken Mülner's, des „Advokaten von Weissenfels“, über seine beiden Erstlingsversuche entmuthigten Kobbe's Bestreben für größere Compositionen, während eine gründliche Beachtung von Seiten der Kritik vielleicht seinen Ehrgeiz gereizt haben würde. Seitdem entsagte er jeder ähnlichen Bestrebung und ward mehr und mehr der Genremaler des Moments, der Memoirist des Augenblicks. Ist dieses Genre auch klein, so war er doch groß, — ja man darf es ohne Uebertreibung sagen, — fast einzig in demselben. Fortan verarbeitete er sein ganzes Leben, das vergangene wie das gegenwärtige, unaufhörlich zu hunderten von kleinen poetischen humoristischen Skizzen. Seine Reisen und Reiseabenteuer, seine Bekanntschaften, die Erlebnisse seiner Amtspraxis als Richter, die Vorkommnisse des täglichen Lebens, der Geselligkeit, des Umgangs, der Freundschaft — das Alles begann er jetzt, statt es zu Farbenstudien für größere poetische Compositionen zu benutzen, selbstständig zu fixiren. Dazu kam noch ein anderes.

Das Terrain seines täglichen humoristisch poetischen Lebens in einer kleinen Stadt war beschränkt. So erfinderisch er sich auch immer neue Kreise zu bilden, immer neue Verhältnisse zu schaffen wußte, — so ließ sich doch auf die Dauer eine gewisse Eintönigkeit, ein gegenseitiges Auswendigwissen nicht vermeiden. Mehr und mehr fühlte er das Bedürfniß eines größern Publikums auch für diese Art seiner poetischen Produktion. So entstand mit innerer Nothwendigkeit der Gedanke, sich ein solches Publikum zu schaffen, die Raum- und Zeitgränzen, die ihn von seinen zahlreichen Freunden und Bekannten in ganz Deutschland, von den Genossen seiner idealen Jugendjahre trennten, zu überwinden, und diesen Entfernten und von ihm Getrennten ein Bild seines Lebens, seiner Gegenwart und Vergangenheit und zugleich ein Vermächtniß seiner Muse zu stiften. Aus diesem Gedanken gingen 1838 die „Humoristischen Blätter" hervor, die er denn auch mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit bis zu seinem letzten Athemzuge fortgesetzt hat.

Die Gründung eines solchen Organs war für unsern Freund, wie wir gesehen haben, eine innere Nothwendigkeit geworden. Die journalistische Form dieses alle Woche erscheinenden Blattes sagte seiner Produktionsweise zu, und versprach dabei auch äußerlich einen Ertrag. Auf einen solchen aber war es um so mehr abgesehen, je tiefer ihn seine poetische Behandlung des Lebens, seine humoristische Sorglosigkeit und vor allem seine gränzenlose Gutmüthigkeit in die Abhängigkeit des von ihm so verachteten Geldes gestürzt hatten. Hier sollte nun der Humor Hülfe schaffen. Was er Jahre lang umsonst zum Vergnügen aller Welt mit vollen Händen ausgestreut hatte, sollte ihm jetzt selbst auch einen wirklichen Vortheil bringen. Sanguinisch, wie er war, baute er auf diesen Journalgedanken die rosigsten Hoffnungen für eine sorgenfreie, viel-

leicht gar überhaupt freie Zukunft. Ich war nicht lange vorher ihm näher getreten, und erstaunte über die Sicherheit und Festigkeit, mit welcher er, an den Abenden, wo ihn zuerst dieser Plan beschäftigte, auf bedeutende Renten zählte, welche alle aus diesen Blättern erblühen sollten. Er dachte an seine zahlreichen Freunde, an seine unzähligen Bekanntschaften in Deutschland — kurz, es konnte nicht fehlen. Ja, er war nahe daran, als ich es ablehnte sein Mitunternehmer zu werden, mir in allem Ernste den Vorwurf zu machen, daß meine Weigerung „eine Unverantwortlichkeit gegen Frau und Kinder sei".

Ich bin hier auf eine Charaktereigenthümlichkeit unseres Freundes gekommen, die mit vielen andern wunderlichen Unternehmungen zusammenhängt. Er war leichtgläubig wie ein Kind! — er glaubte, was er wünschte. Der Drang, seine Schulden zu bezahlen — die ihn, so humoristisch er auch diese Verhältnisse zu behandeln und zu beherrschen wußte, doch mehr und mehr empfindlich drückten — trieb ihn zu immer neuen Versuchen, die Mittel dazu zu finden. Seine rastlos arbeitende Phantasie ließ ihn dabei die abenteuerlichsten Projekte machen, seine Leichtgläubigkeit die wunderlichsten Entwürfe Anderer, wenn sie ihn zur Betheiligung aufforderten, mit Enthusiasmus unterstützen. Bald waren es Erfindungen und Plane zur Cultivirung von Landstrichen, Austrocknung von Meerbusen, bald Universalmittel gegen irgend eine Krankheit, oder zur Ausrottung schädlichen Unkrauts, Vorschläge zur Münzprägung und Gott weiß was sonst noch für Plane, denen er eine Zeitlang alles Interesse und alle Thätigkeit zuwendete, für die er alle seine Freunde, ja alle Monarchen Deutschlands in Bewegung setzte. Aber abgesehen davon, daß ihn das Phantastische dieser Dinge reizte und anzog, war auch der äußerliche Grund ein sehr ehrenwerther. — Ebendahin gehört der

Widerspruch, daß er, der beredte Bekämpfer des Lotto und jedes Hazardspiels, doch ein eifriger Bewerber um die Gunst des Zufalls war, dieses „ersten aller Philister,“ wie er ihn nannte, der doch stets „sein Todfeind“ blieb. Fast in allen seinen humoristischen Schriften schwingt er über diesen seinen innern Widerspruch die Pritsche der heitersten Selbstverspottung. Dabei machte kein Fehlschlagen, keine Enttäuschung seinen Glauben wankend, und mit einem lustigen: Le roi est mort! vive le roi! wandte er sich, wenn eine Unternehmung fehlgeschlagen war, sofort wieder einer neuen zu. — Ebenso ging es ihm mit den Menschen. Er, der feinste Beobachter, der durchschauende Kenner des menschlichen Herzens, war doch die sicherste Beute aller Schelme und Betrüger, weil er eher an Alles, als an vorsätzliche Täuschung glaubte. So ward er der nie ermüdende Beschützer aller freizügigen Litteraten und vagabondirenden Schriftsteller, Subscribentensammler, heruntergekommenen Künstler und Virtuosen, verkannter Genies, u. s. f., mit denen er dann auch wohl seinen Freunden beschwerlich fiel. Es genügte eben unglücklich und in Noth zu sein, um auf seine Theilnahme und Hülfe Anspruch zu haben. Er wollte sich lieber zehnmal betrügen lassen, als an seinem Glauben an die Menschheit Einbuße leiden.

Doch zurück zu den „Humoristischen Blättern“. Es konnte nicht fehlen, daß der pecuniäre Ausfall unendlich unter seiner Erwartung blieb, obschon er in seiner Art die erstaunlichsten Anstrengungen anwendete, hunderte von Briefen schrieb, nahe und fern seine Freunde in Bewegung setzte, und selbst Autoren wie Immermann zur thätigen Betheiligung vermochte, dessen Münchhausen theilweise zuerst in den Humoristischen Blättern erschien. Dazu war er — ein in Deutschland unerhörter Fall — der eigne Censor seines Blattes und genoß so eine Freiheit, die er doch

niemals mißbrauchte. Zweierlei war es, was einem größern Erfolge hauptsächlich im Wege stand. Das Erste war der Mangel an Sinn für Politik, politische Tendenz und politische Partei, wofür er kein Organ besaß. Das zweite war die ächt poetische Harmlosigkeit seines Humors, dem Alles, was nach direkter Satire schmeckte, fremd und widerwärtig war*). Dies hat Wienbarg in seiner oben gedachten Kritik vortrefflich ausgesprochen. „Wäre Kobbe medisant (sagt er dort S. 6), wäre er so boshaft als er gutmüthig ist, wie würde die höhere Gesellschaft, der er seiner Geburt und seinen Verhältnissen nach angehört, seine Waffen fühlen, und wie respektvoll würde man die Zuchtruthe eines Satirikers scheuen, verwünschen, und in der Nähe küssen. Aber mit seinen harmlos abgerissenen Zweigen, Blättern und Blumen des Lebens, die er mit so herziger Laune auf die Tafelrunde wirft, ist er nur ein botanischer Gast, von dem man Raritäten verlangt. Auf dem Schlachtroß der satirischen Anekdote sitzend, blinzelnd durch die Visirlöcher seines Helmes, die spitze Lanze über den Kopf seines Pferdes vorgestreckt, würde mancher Gauch im Staube vor ihm liegen und seinen Ritt bewundern, auch wenn er der tausendste wäre gegen dasselbe Ziel. Mit der Burschenkappe auf seinem humoristischen Steckenpferde reitend, und mit seiner edlen und zarten Bonhommie hinter der burschikosen Außenseite wie eine vom rauhen Leben unberührte Blume duftend, muß er mit dem Beifall und der Freundschaft derjenigen vorlieb nehmen, die für die Liebenswürdigkeit seines Wesens offen sind."

*) Doch liebte er zuweilen, wenn er sich mit Recht oder Unrecht gekränkt glaubte, mit geheimen „Memoiren von Oldenburg" zu drohen, an denen er arbeite, und die nach seinem Tode für manche Unbill Genugthuung nehmen sollten. Aber er hat nie eine Zeile von dergleichen geschrieben, aus keinem andern Grunde, als weil es seinem Herzen unmöglich war.



Konnte und mochte er nun weder als humoristischer Politiker sich einer Partei anschließen, noch als Satiriker sich gefürchtet machen und den Skandal in den Bereich seines Blattes ziehen, fehlte es ihm ferner an kritischen Anknüpfungspunkten mit der modernen Litteratur, zu welcher er eigentlich durchaus kein Verhältniß hatte, so mußte auch schon die Oertlichkeit, das Erscheinen des Blattes in einem kleinen, vom litterarischen Marktverkehr abgelegenen Orte, hindernd auf die Verbreitung desselben wirken. Der Humor ist in Deutschland ein exotisches Gewächs, und so fehlte es ihm denn auch an Mitarbeitern seines Genres. Seine eigenen Mittel aber reichten für den Verbrauch eines Journals nicht aus. Freilich waren seine Abonnenten meist seine Freunde und Bekannte. Aber gerade bei diesen hatte er sich in achtzehnjährigem Verkehre verausgabt. Der Stoff ging ihm aus, um so mehr, da er mit demselben, seiner Methode nach, verschwenderisch verfuhr, seine Diamanten ungeschliffen, seine goldhaltigen Erzstufen für ein Geringes losschlug, fast nie einen ergiebigen Stoff ausführte, sondern von allen nur geschwind den Champagnerschaum des humoristischen Gehalts in anekdotenartiger Pointe seinen Lesern zu bieten sich beeilte. Ueber das Anekdotenidyll geht es fast nie hinaus; zur novellistischen Gestaltung, zum Roman, fehlen Zeit und Geduld. Und doch kann die einzige Erzählung: „der Steinadler" *) zeigen, wie bedeutend auf diesem Terrain Kobbe für die Litteratur werden konnte, wenn er sich zusammenzufassen und zur Composition und ruhigen Feile zu entschließen vermocht hätte. Diese kleine Novelle ist nach Inhalt, Form und Behandlung ein Brillant vom reinsten Wasser. Immermann setzte sie den schönsten der kleineren Novellen des Cer-

*) Siehe Humoristische Blätter 1838.

vantes an die Seite. Allein solche Vollendung in Form und Behandlung war bei Kobbe's Produktionen zufällig und selten. Er glich hierin einem schlecht gehaltenen Gartenbeete, wo auf demselben Grunde doch nur einzelne Blumen lustig und frei emporsprießen, weil sie zufällig ein freies Plätzchen treffen und nicht, wie die übrigen, durch harte Erdschollen, Steine und Unkraut behindert, verkümmern.

Nun darf man aber die obige Bezeichnung des Anekdotenartigen in Kobbe's humoristisch-poetischem Genre nicht mißverstehen. Er ist himmelweit entfernt von dem, was sich sonst in diesem Fache der Philistermuse breit macht. Ich kann auch hier nur Wienbarg's Urtheil unterschreiben, und will es deshalb ausführlich hersetzen, weil es das Beste ist, was je die Kritik über dies Genre unsers Freundes ausgesprochen hat. „Ein sehr ausgebildetes Talent Kobbe's (sagt er a. a. O.) ist die Anekdote, mit all den lebendigen Ausführungsmitteln, welche die geschriebene kaum zum Schatten der gesprochenen machen. Man darf ihn jedoch mit einigen Renommirtheiten in diesem Genre durchaus nicht verwechseln. Sein Anekdotentalent ist nur ein Zweig seines Lebenstalents, die Folge seiner grundgemüthlichen, leicht satirischen, parodistischen Art, sich Menschen und Dinge anzusehen, ihnen ein prägnantes äußeres Merkmal abzulauschen, endlich aus Allem, was unter seinen Augen vorgeht, auch dem scheinbar Unbedeutendsten, sich ein Ereigniß zu machen, das, aus seinem Munde berichtet, auch ohne alle zulaufende Spitze, bald eine epigrammatische, bald eine idyllische Wirkung macht. Seine Anekdoten sind seine Erlebnisse, und man wird überall nur wenig fremdes Gewächs unter seinem Weizen finden. Nun ist aber solches Talent, so schätzbar und erfreulich auch, doch für den Inhaber von Haus aus ein gefährliches zu nennen, weil

es Dinge und Personen mehr im Vorübergehen leicht anzustreifen, als weilend tiefer zu ergründen liebt, weil es, zur Virtuosität ausgebildet und zur gesellschaftlichen Erheiterung bestimmt, leicht an seiner Naivetät verletzt werden kann, weil es so leicht sein eigener Nachahmer und Wiederholer wird, indem die aufsteigenden Jahre mehr zum Verbrauche des vorhandenen Kapitals als zum Erwerbe eines neuen einladen, endlich weil es das Leben in eine Sammlung zu zersplittern droht. Fügt man alle diese Momente zu den, mit Bezug auf die exclusive Stellung witziger Leute in Norddeutschland angedeuteten hinzu, so begreift es sich, daß wir Kobbe von einem allgemeineren Loose, von dem wir mehr als ein Beispiel anführen könnten, weder ausnehmen können noch wollen. Sein Talent, Anekdoten zu erzählen, konnte mit dem ursprünglichen, Anekdoten zu erleben, nicht gleichen Schritt halten; und wo ist die humoristische Energie, Anekdote zu machen, Feuer aus träge glimmenden Kohlen anzublasen, wo ist diese Energie, dieser lustschöpferische Thätigkeitstrieb beschränkter, gekränkter, anstandswidriger, kurz übler daran, als im norddeutschen Philisterium! „Was kann man mit den Leuten aufstellen!“ kann der Scherz so gut sagen und seufzen wie der Ernst, der Humorist so gut wie der Historiker. — — Und wie abgeweidet wird nicht allmälig ein kleiner Kreis der Existenz! wie wenig Erfrischendes blüht dem heitern Auge von selbst entgegen, meist nur an abgelegenen und niedern Stellen, auf der Reise, im Wirthshause, auf der Landstraße! Ein wahrheitsliebender Humorist wie Kobbe muß klettern, fliegen, schwimmen, jagen, um seinen Hang nothdürftig zu befriedigen. Herr von Münchhausen wußte die Bequemlichkeiten des Lebens und den Geschmack seiner Leser besser zu würdigen.“ —

„Klettern, fliegen, schwimmen, jagen“ — das that er denn

auch redlich während seiner humoristischen Laufbahn. Vorzüglich benutzte er dazu seine vielen Reiseausflüge, die er, so gern er in Oldenburg lebte, doch jedes Jahr unternahm, weil er für seinen humoristischen Einathmungsprozeß von Zeit zu Zeit neue Lebensluft brauchte. Auf diesen Reisen mußte man ihn sehen, um seine durch und durch humoristische Natur in ihrer schönsten Blüte zu bewundern. Er selbst sagt einmal in seinen „Erinnerungen aus dem Philisterleben“ über diese Reisen, die er meist im Sommer in das südliche Deutschland zu seinem Freunde Stieffel unternahm: „Ich bedarf vieler Menschenanblicke in dieser Zeit, um zu überwintern. Ich grase dann auf den Lebenswegen in einer Weise, die einen Elephanten in Staunen setzen würde, und komme sehr bepackt nach Hause. Nur ist mir sodann unmöglich, sogleich meinen neugierigen Freunden etwas zu erzählen. Es spinnt sich Alles erst allmälig ab, und ich verhalte mich langsam wiederkäuend, oder wie der Kommandant von Wardehuus, der täglich nur eine seiner überjährigen Zeitungen liest, und seine Neugierde weise bis morgen zügelt. Ich komme mir dann vor wie eine aufgezogene Spieluhr, welche ihre Stückchen, eins nach dem andern, zum Besten giebt. Aber allezeit bin ich selbst am neugierigsten, zu erfahren, was mir Alles passirt ist.“ Er plätscherte in diesem Reiseèlemente wie ein Fisch im Wasser, denn für ihn bot das Reisen hundertfältigen Genuß. Ihm vor Allen begegneten hundert Abenteuer, weil unter seinen Händen Alles zum Abenteuer wurde. Selbst der Reiseverdruß kleiner Widerwärtigkeiten, schlechte Gasthöfe, schlechte Bedienung, verlorne Effekten, Paßschererereien und was sonst noch zu den kleinen Leiden reisender Menschen gehört, ward ihm zum Genuß, weil er wie eine Biene aus allen, selbst aus Distelblüten, humoristischen Honig sog. Auf einen schlechten Gasthof, auf einen

Wirth, der seine Gäste, die er prellte, als seine Klienten, sich selbst als seinen ersten Gast ansah, konnte er sich lange vorher freuen. Die Methode, nach welcher er in solchen Fällen verfuhr, pflegte er seine Zufriedenheitstheorie, seine Philosophie des Reisens, zu nennen. Statt nämlich durch Schelten und Poltern sich Aerger und Verdruß zu bereiten oder zu mehren, befreite er sich von solchen Empfindungen durch Lobsprüche, die er selbst dem Widerwärtigen zollte, und nahm dem Unangenehmen seinen Stachel, indem er es lobend verspottete. Werke der Kunst interessirten ihn auf solchen Ausflügen wenig, Naturschönheiten noch weniger. Er reiste „auf Menschen", und irgend eine Bekanntschaft, eine Person, die ihn anzog, ließ ihn die schönste Gegend um ihn her vergessen. Ich erlebte es auf einer Rheinfahrt, daß er am sonnigsten Sommertage auf dem Dampfboote zwischen Coblenz und Mainz die ganze Zeit in der Kajüte zubrachte, um einer ihm völlig unbekannten, schwer kranken Frau Gesellschaft zu leisten und ihren Trübsinn durch seine heitern Erzählungen zu verscheuchen. Als er zum erstenmal eine Eisenbahnfahrt machte, übte dieser Anblick der größten Erfindung des Jahrhunderts einen wunderbaren Einfluß auf ihn. Er konnte dies Maschinenwesen und dessen unruhige Leblosigkeit nicht ertragen und schlief nach zehn Minuten ein. Alles Mechanische war ihm überhaupt zuwider, es widerstand seiner lebensprühenden Natur, die nur dem Lebendigen etwas abzugewinnen vermochte. Seine zahlreichen Reisen nach Süddeutschland, der Schweiz, Holland und Belgien, nach Paris, Dresden und dem östlichen Deutschland dienten dazu, das Heer seiner Bekanntschaften ins Unglaubliche zu vermehren. Auch hierin besaß er eine Virtuosität, der sein bewundernswürdiges Gedächtniß zu Hülfe kam. Das durchaus Ungewöhnliche seiner Erscheinung und seines Auftretens übte

dabei fast über alle Menschen, denen er begegnete, einen eigenen Zauber. Wer ihn einmal gesehen hatte, vergaß ihn schwerlich wieder, und er selbst trug Sorge, durch Correspondenz und persönliches Wiederaufsuchen, sobald sich dazu Gelegenheit bot, jede ihn irgend interessirende Bekanntschaft fortzusetzen. Indem er die Freude, den Genuß, die erhöhte Spannung seines Geistes, welche ihm das Reisen gewährte, auf Alles, was ihm begegnete, zu übertragen strebte, erhöhte er sie zugleich für sich selbst. Man kann sagen, daß sein Erscheinen überall Heiterkeit und Lust bereitete, von den Postillionen und Schirrmeistern, Aufwärtern und Lohnbedienten, Paßpolizisten et hoc genus omne an, bis zu den höchsten Sphären der Bildung und Gesellschaft. Mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Litteratur hatte er durch diese häufigen Reisen Verbindungen angeknüpft; Immermann, Tieck, Heine, Zschokke, Gutzkow u. A., auch Gelehrte und Forscher, wie Schlosser, zählte er zu seinen Bekannten und Befreundeten, und mehr als der Vortheil seiner aristokratischen Geburt öffnete ihm seine originelle Persönlichkeit selbst den Zutritt zu den Höfen der Fürsten. Die litterarischen Früchte dieser Reiseausflüge, so weit sie nicht seinen „Humoristischen Blättern" zu Gute kamen, sammelte er in einzelnen Reisebildern und Skizzen, von denen ich nur seine „Reiseskizzen aus Belgien und Frankreich" (1835), seine „Humoristischen Reisebilder" (Hamburg 1843), seine „Briefe über Helgoland" (Bremen 1840), sein Reisetagebuch „Prießnitz und Gräfenberg" (Oldenburg 1841) hier erwähnen will.

In den Jahren 1840 und 1841 versuchte er seine Erlebnisse in Form humoristischer Memoiren zusammenzureihen. So entstanden die zwei Bändchen: „Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel 1817—1819", denen bald darauf zwei Bändchen: „Humoresken aus dem Phi-

listerleben“ nachfolgten. Auch hierzu trieb ihn dasselbe Bedürfniß, aus welchem die „Humoristischen Blätter“ hervorgegangen waren. Er selbst hatte ein Bewußtsein davon, daß er zum Schriftsteller im eigentlichen Sinne, wie man so sagt, verdorben sei. „Ich bin (sagt er einmal in diesen humoristischen Memoiren) eigentlich nur ein Autor aus Desperation. Ich schreibe Euch das Alles nur, weil ich es Euch nicht von Mund zu Ohr anvertrauen kann, und weil die Entfernung der Maulkorb des Erzählers ist.“ Leider entsprach dem fühlbaren Mangel an Ordnung und Composition in diesen Bänden eine unerhörte Nachlässigkeit der äußern Ausstattung, deren Uncorrectheit vielleicht kaum irgendwo ihres Gleichen findet, und die den Genuß der vortrefflichen Einzelheiten übermäßig beeinträchtigt. Die beiden ersten Bändchen fanden in Wienbarg einen Beurtheiler, wie ihn Kobbe bis dahin nie gehabt hatte. Noch jetzt kann ich nicht ohne Rührung an die kindliche Freude denken, mit der ihn jene Beurtheilung erfüllte, die so ganz ins Schwarze traf und den innersten Kern seines Wesens und Talents so meisterhaft herausstellte. Es war eigentlich die einzige bedeutende litterarische Anerkennung, die er erlebte. Die beiden letzten Bändchen geben, wie der Titel sagt, humoristische Bilder aus seinem „Philisterleben“. Hier versuchte er die humoristischen Thaten seiner ersten glänzendsten geselligen Wirksamkeit zu fixiren. Aber freilich stehen diese Schilderungen jenen früheren bedeutend nach. Dennoch sieht man auch hier, wie er selbst die ärmlichsten Umgebungen der Moor- und Haideflächen mit seinem Humor zu überwinden und die Langeweile kleiner Verhältnisse durch seinen Geist zu beleben verstand. Diese kleinen Abenteuer, diese Badebelustigungen in dem winzigsten Seebade der kultivirten Welt, zu Dangast am Jahdebusen, diese Staffage von Landleuten und Fischern,

komischen Subjekten von Aufwärtern und Barbieren, improvisirten Theatern u. s. f. haben freilich ein vorherrschend lokales Interesse. Aber der durchgehende rothe Faden, an den diese bunten Steine und Glasperlen, vermischt mit mancher ächten Perle, aufgereiht sind, ist denn doch immer eine ächt humoristische Auffassung, die das Unzulängliche, Komische und Lächerliche überall mit sicherem Blicke zu entdecken, und im schnellsten Wechsel von Ernst und Scherz, Freude und Leid, Antheil und Gleichgültigkeit selbst dem Widerwärtigen und Traurigen eine komische Seite abzugewinnen weiß. —

Es war im Jahre 1836, als ich bei meiner Ankunft in Oldenburg Kobbe kennen lernte, der damals noch in der Blüte körperlicher und geistiger Kraft stand. Unser erstes Zusammentreffen war eben kein besonders freundliches. Er glaubte sich von dem neuen Ankömmlinge, der ihm trotz freundlicher Aufforderungen keinen Besuch gemacht hatte, vernachlässigt, und ließ es ihn durch eine empfindliche Aeußerung merken. Er befand sich nämlich damals in einer gereizten Stimmung und so zu sagen auf dem qui vive mit einem Theile dessen, was man auch an kleinen Orten gute Gesellschaft nennt. Seine genialen Lebensgewohnheiten, sein etwas wildes Wirthshausleben, zu dem er sich seiner Natur nach um so mehr genöthigt sah, als der kalte, verschlossene Ernst des nordischen Publikums erst bei der Flasche seiner stets gleich aufgeregten Stimmung wenigstens einigermaßen empfänglich entgegenkam, seine finanziellen Verlegenheiten — kurz alle die bürgerlichen Nachtheile, die denn doch zuletzt unausbleiblich im Gefolge einer Natur wie die Kobbe'sche erscheinen, wenn nicht große äußere Mittel den Schwung eines solchen

Daseins stützen — das Alles hatte unsern Freund in einen etwas bedenklichen Ruf gebracht. Ja, mancher Wohlmeinende warnte mich vor ihm in bester Absicht. Allein das hielt nicht lange vor. Der Zauber seiner Persönlichkeit wirkte auf mich um so unwiderstehlicher, da er für den Fremden den vollen Reiz der Neuheit mit der Gewalt einer Originalität verband, wie sie mir bisher in meinem Leben nirgends entgegengetreten war. Ich sah in ihm eine Jean Paul'sche Figur, in seinem Freundschaftsverhältnisse zu seinem Stieffel die Schoppe-Leibgeber'sche Doppelgängerei verwirklicht, und bei näherer Einsicht die Poesie von der Wirklichkeit übertroffen. Gemeiner Sinn nennt die Liebe blind, da sie doch just das Göttlich-Seherische ist. Nirgend trat dies schöner hervor als bei unserem Freunde, dessen liebestrahlendes Auge überall durch die irdischen Mangelhaftigkeiten hindurch nur das Gute, Schöne, Göttliche in seinen Freunden sah und suchte und darum auch für sich in ihnen fand. Seine hingebende Neigung, seine überschwängliche, alles Maß überschreitende Anerkennung verstattete die Möglichkeit einer Einwirkung, die ihm hier und da zu Gute kommen sollte. Eine gemeinsam mit ihm in den Süden Deutschlands zu seinem Carlsruher Freunde Stieffel unternommene Reise, auf der ich ihm die Bekanntschaft und Freundschaft des unvergeßlichen Immermann und anderer trefflicher Menschen verdankte, schloß mir an der Stätte seiner genialsten Jugendperiode den ganzen Reichthum seiner eigenartigen Natur auf. Fortan blieben wir in unzertrennlicher Lebensgemeinschaft, der ich viele der schönsten Stunden meines Lebens verdanke, wie sie allein der tiefe Einblick in eine reine, ureigne Menschennatur gewährt. Er seinerseits begann nach langer Unterbrechung sich wieder an der geistigen und litterarischen Bewegung der Zeit zu betheiligen. Ein „Hunger des Wissens

und Erkennens" bemächtigte sich seiner. Er las, was ich ihm als besonders bedeutend mittheilte. Er folgte der neuen kritischen Bewegung, die sich mit den Hallischen Jahrbüchern bildete, mit feinem Sinne und einem richtigen Tacte des Urtheils, dessen Fassung immer eine humoristische war. Er näherte sich wieder manchen früher von ihm aufgegebenen Kreisen der Gesellschaft und half durch seine geselligen Bemühungen einen kleinen Kreis von Freunden bilden, der es sich zur Aufgabe stellte, die Philosophie der Zeit, wie sie in den Werken Hegel's vorlag, durch gemeinsames, gründliches Studium in sich aufzunehmen und bis zu ihren letzten Ausgangspunkten zu verfolgen. In diesem Vereine des sogenannten „Philosophicums", wie Er ihn zuerst benannte, blieb er über sieben Jahre lang, bis an seinen Tod ein theilnehmender Genosse, der die geselligen Stunden desselben durch seine ewig frische Laune würzte, und jede Spaltung, jede Heftigkeit des Zusammenstoßens in Discussion und Meinungskampf, durch das milde Oel seiner überall ausgleichenden, vermittelnden, das Herbe persönlichen Zwistes oft durch ein glückliches Wort, eine humoristische Wendung mildernden und versöhnenden Persönlichkeit zu beschwichtigen und zu lösen wußte. Zu dem Inhalte der Philosophie selbst gewann er bald das glücklichste Verhältniß. Mit der Sicherheit des Naturinstincts wußte er das ihm Gemäße herauszufinden und sich auf seine Weise anzueignen. Er nahm auf, was ihm nach irgend einer Seite hin Förderung versprach, was seine Neigungen und Sympathieen bestätigte, kurz, was in dem dialektischen Denkprozesse seiner humoristischen Auffassungsweise der Menschen und Dinge entsprach, und ließ bei Seite liegen, was mit ihr im Widerspruche sich befand, ohne die Lücken zu beachten oder auch nur zu empfinden, die für eine, nach vollem Zusammenhange strebende Betrachtungsweise aus

solchem rhapsodischen Verhalten entstehen mußten. Was er sich nicht durch sinnliche Exemplifikation, durch metaphorisch-humoristische Wendungen, durch unmittelbares Anknüpfen an die Erfahrung des eigenen Bewußtseins, oder sonst auf dem Wege der Vorstellung, kurz, was er sich nicht poetisch aneignen konnte, existirte für ihn nicht, bekümmerte ihn nicht. Eine Consequenz, deren Prämissen er zugeben mußte, wie z. B. die Begründung der Todesstrafe in der Rechtsphilosophie, verwarf er ohne Weiteres, wenn sie seinem Herzen widersprach, ohne sich dadurch im Geringsten an dem Werthe dessen irren zu lassen, was damit sonst zusammenhing. Die kopfbrechendsten Schwierigkeiten der Logik überwand er spielend, indem er sich dieselben zu einem humoristischen Bonmot, zu einer witzigen Pointe zurecht spitzte. So bewahrte er stets seine poetische Freiheit, indem er die Bethätigung derselben zugleich seinen Freunden in tausend lustigen Einfällen und Sprüngen zu Gute kommen und nie den Ernst der gemeinsamen Forschung von der Trockenheit pedantischen abstracten Wesens überrosten ließ.

Wir haben schon gesehen, daß Kobbe in dieser Periode seines Lebens zugleich einen neuen Anlauf nahm, den poetischen Gehalt seines Innern in Thaten auszuprägen. Das Bewußtsein früherer Versplitterung von Kraft und Talent spornte ihn zu dem Streben, seinem Dasein litterarisch und praktisch einen größern Halt, eine würdigere Sammlung zu geben, in Litteratur und Leben sich Wirksamkeit und Geltung zu erringen. Was er nach der erstern Seite hin für diesen Zweck gethan, ist bereits besprochen worden. Wir haben auch nicht verschwiegen, wie weit die Ausführung hinter der Absicht, das poetische Werk hinter seinem Begriffe zurückblieb. Trotzdem verdiente sein Streben auch nach dieser Seite alle Achtung und Anerkennung, wenn auch nicht

das vortreffliche Einzelne der Leistungen dieselbe ohnehin in Anspruch nähme. Aber was ihm in frühern Jahren, in der Periode der ersten Entwicklung heilsam gewesen wäre: der Rath und die Zurechtweisung, ja selbst die scharfe Kritik litterarisch überlegener, theilnehmender Freunde, das hatte er damals nicht gefunden. Wer hatte auch Interesse daran, eine solche, von genialem Jugendübermuthe schwellende, neidlos sich und ihr Bestes dem Allgemeinen der Geselligkeit aufopfernde Natur, anders zu wünschen, sie zu dem Egoismus des Zurathehaltens und Aussparens ihrer poetischen Mittel hinzuführen! Jetzt aber, wo die Kritik der Freunde ihm nahe, oft zu nahe trat, war es zu spät. Er war schon zu sehr verfestet in der oben geschilderten sorglosen, um Composition und Formirung unbekümmerten Manier seines Schaffens, als daß ihm, zumal bei allmälig bergabsteigender Kraft, eine Aenderung möglich gewesen wäre. Und doch konnte er sich zuweilen selbst nicht verhehlen, was durch eine solche für ihn zu gewinnen sein würde. Die Vernachlässigung alles eigentlichen theoretischen Studiums, ohne das in unsern Kulturverhältnissen selbst die genialste Anstrengung, ein poetisches Leben durchzuführen, auf die Dauer vergeblich wird, empfand er um so schmerzlicher, je mehr er bei seinem Naturell und vorgerückten Jahren die Unmöglichkeit des Nachholens einsah. „Ihr habt gut reden," pflegte er dann wohl auf allerhand Vorschläge und Zumuthungen für seine schriftstellerischen Arbeiten zu erwiedern, „Ihr, die Ihr die Gold- und Silberflotten der Wissenschaft und Gelehrsamkeit kommandirt, während ich mit meinem einzigen Dukaten einen Reiter zu Pferde vergolden muß!" — Was ihm als Studenten nach einer Doctoropposition einmal Thibaut gesagt hatte: „Für einen, der nichts gelernt hat, haben Sie Ihre Sache vortrefflich gemacht!" liebte er auch wohl mit lustiger

Selbstverspottung bei solchen Gelegenheiten anzuführen. Dieses Gefühl der Unzulänglichkeit gegenüber der Strenge der objectiven Anforderung steigerte sich denn endlich zu einer Höhe, daß er es nicht anders als durch den festen Entschluß überwinden konnte, die Schranken seiner Natur und ihrer historischen Gestaltung nicht durchbrechen zu wollen, sondern innerhalb derselben sich in der ihm gemäßen und bequemen Weise nach Kräften ferner zu bethätigen. Und man muß jetzt, wo sein Leben abgeschlossen vor uns liegt, sagen, daß er Recht hatte, und daß er in seiner Lage verlangen durfte, was Schiller jeder bedeutenden Natur zuerkannte, daß man bei seiner Beurtheilung mehr auf das sah, was er war, als was er that. Im Bewußtsein seines redlichen Strebens, in dem Gefühle, daß er wirklich allein die Größe der Anstrengung beurtheilen konnte, die ihm das, was er Fleiß und Arbeiten nannte, kostete, und in dem Instincte, daß ihn jeder zurechtweisende Einfluß wohl vor dem einzelnen Fehler bewahren, sonst aber nur irren und seine Thätigkeit lähmen könne, schrieb er mir einmal (1839): „Ich brauche jetzt vor allen Dingen Lob und Ermunterung, und Euer Kritisiren, so sehr Ihr auch in der Sache Recht haben mögt, kommt mir doch, wenn ich es als gegen mich gerichtet betrachte, vor, als wenn man Jemandem, der eifrigst beschäftigt ist, gerettete Sachen aus einem brennenden Hause zu tragen, zuriefe: Du, deine Weste ist falsch geknöpft.“ „Betrachtet mich,“ schrieb er mir in den letzten Jahren, „wie einen Nachtwandler, beobachtet mich, aber ruft mich nie beim Namen.“ Ein andermal pflegte er sich mit einem baufälligen Hause zu vergleichen, das man höchstens äußerlich stützen, aber nicht gründlich repariren wollen dürfe, wenn es nicht ganz zusammenstürzen solle. So befreite er sich durch die Kraft seines Humors auch von dem schwersten Drucke eines

Gefühls und Zustandes, in welchen ihn der Humor seines Lebens gestürzt hatte, und keine Aeußerung gefiel ihm besser, als die von ihm erzählte (Humorist. Erinner. aus dem akadem. Leben. Th. II. S. 16) jenes alten achtzigjährigen Kieler Chirurgen, der jeden Versuch, sich zu der „neuen Religion" des Kieler Claus Harms zu bekehren, mit den Worten ab und zur Ruhe verwies: „Der Harms soll sehr gut predigen und eine sehr brave neue Religion erfunden haben, welche die Menschen zu sehr guten Dingen anhalten soll. Aber ich müßte doch ein schlechter Kerl sein, wenn ich mich in meinen Jahren noch bessern wollte."

Wie richtig er übrigens sich selbst beurtheilte, beweist wohl am schlagendsten unter allen ähnlichen Aeußerungen das Wort, das er mir einmal in einer brieflichen Confession schrieb: „Ich war zu sehr Poet in meinem Leben, um es in der Litteratur sein zu können." Es ging ihm eben wie jener schwärmenden Jugend in Goethe's Rheinischer Periode, den Stollberg's, Lenz u. s. w., von denen Merk sagte, daß ihr Bestreben, die Realität in die Idealität zu verwandeln, sie poetisch zu Grunde richte. —

Ebenso tapfer und tüchtig wie in seinen schriftstellerischen Bestrebungen war er namentlich in dieser letzten Periode seines Lebens bemüht, sich mit den Anforderungen des Amtes und der praktischen Thätigkeit ins Gleiche zu setzen. Und wenn man in Beziehung auf seine amtliche Stellung auf die Eigenartigkeit einer solchen originellen Natur billige Rücksicht nimmt, so wird man gestehen müssen, daß er auch hier in seiner Weise das ihm Mögliche leistete. Zumal wenn man bedenkt, daß er aus dem ihm eigentlich wenig gemäßen Kreise seines amtlichen Lebensberufs sich einen Ausweg zu einer Thätigkeit anzubahnen wußte,

in welcher zuletzt seine ganze Seele mit allen ihren Interessen aufging. Fünfundzwanzigjährige Beschäftigung mit dem menschlichen Elende und der menschlichen Schwäche und Verderbtheit in seinem Amte als Untersuchungsrichter, konnten das warme Gefühl seines Herzens für die leidende Menschheit nicht erkalten, den lebendigen Strom seiner Theilnahme nicht auftrocknen. War er früher versucht, sich über manches Peinigende und Quälende dieser Art mit der Springstange seines Humors hinwegzuschwingen, so ging in der letzten Periode seines Lebens sein ganzes Streben fast ausschließlich darauf hinaus, helfend einzugreifen und rettend beizuspringen. Und neben dem Einzelnen der unverdrossensten Verrichtung jener „stets wiederkehrenden Ritter- und Liebesdienste gegen Noth, Armuth und Kümmerniß" wendete er mehr und mehr seine Liebesthätigkeit den tiefliegenden Ursachen des Elends und Verbrechens und ihrer Abhülfe zu. Ich werde auf diesen Theil seiner Wirksamkeit weiter hin zurückkommen, wo er in der Gründung von Vereinen seine frühere particulare Thätigkeit erweiterte.

So sehen wir ihn auch hier in seiner praktischen wie dort in seiner poetischen Thätigkeit im entschiedenen Fortschritt, von dem Vereinzelten, Momentanen, zu dem Allgemeineren und Bleibenden. Thätige Liebe ward so in immer höherem Maße die bewegende Seele seines Lebens. Wer, der ihn je gekannt, unterschreibt nicht Wienbarg's Worte, wenn er von unserm Freunde bei der Besprechung seiner „Akademischen Erinnerungen" ausruft: „Nicht liebenswürdiger zeigt sich diese, vom Sonnenschein der Liebe und Lust durchwärmte Natur, als in ihrem rastlosen Bemühen, nach Kräften feindliche Mißverständnisse auszugleichen, gefährlichen Bewegungen die Spitze abzubiegen, Dumpfes auszulüften, der Schwerfälligkeit Flügel anzusetzen,

überall auf ihre Weise durch Laune und Herzigkeit den Frohsinn des Lebens zu mehren, und gegentheils das Störende, Peinliche und Gefährliche aus dem Wege zu schaffen. Dieser beispringende, hülfreiche, vermittelnde Thätigkeitstrieb beherrscht ihn überall, beim Becherklange, beim Degenklirren, beim Läuten der Feuerglocke, auch schreckt es ihn nicht ab, wenn er einmal als unbefugter Retter Kolbenstöße in Empfang nehmen mußte. Wenn er einmal sagt, daß er Nachts nicht besser schlafe, als wenn er Tags herumgelaufen, um sich zur Abhülfe der Lebensbedrängnisse von Noth und Armuth ins Mittel zu legen, so wird ihn kein Leser des Selbstruhms bezüchtigen, sondern eher an den Goethe'schen naiven Spruch: „Ich habe mich nicht gemacht!" zu seinem Vortheile erinnert werden."

Dieser beispringende hülfreiche Thätigkeitstrieb hatte nach und nach einen wahren Jean Paul'schen Armenadvokaten aus ihm gemacht, und er pflegte wohl selbst zu sagen, daß alle schlimmste Noth und Misère in und um Oldenburg sich an ihn wende. Seine eigenen Mittel waren gering, und doch überstieg, was er gab, oft die Gaben weit wohlhabenderer Leute. Daneben aber ward er in schriftlichen und mündlichen Bevorwortungen, Suppliken, Subscriptionsveranstaltungen u. dergl. ein unermüdlicher, seinen Freunden oft recht störsamer Anwalt der Armen und Nothleidenden. Als er einmal höchsten Orts, wo er für seine Schützlinge allmälig eine ergiebige Goldquelle flüssig gemacht hatte, im Eifer des Verlangens: für einen sehr dringenden Fall eine bedeutende Unterstützung zu erwirken, in seiner Bittschrift sich freiwillig verpflichtet hatte, im Gewährungsfalle nicht wieder mit seinen Gesuchen zu behelligen, nahm er vierzehn Tage später diese seine Verpflichtung in der nächsten Supplik unter Bezeugung der höchsten Reue wieder zurück, indem

er das humoristische Gelöbniß hinzufügte, „sich künftig nie wieder ein solches Versprechen beigehen zu lassen“.

Diese Neigung zum Helfen führte zuletzt von selbst zur Gründung eines Vereins für die Verbesserung des Schicksals entlassener Strafgefangenen, der gegenwärtig an hundertund-vierzig Mitglieder zählt, und dessen ehrenwerthe und segensreiche Thätigkeit bald überall anerkannt wurde. Für diesen Verein, mit dem er eine Art Vorschule zum Mäßigkeitsverein in Verbindung setzte, lebte und strebte er wie gesagt in den letzten Jahren fast ausschließlich. Auch in seiner journalistischen und schriftstellerischen Thätigkeit waren es mehr und mehr ernste Fragen des allgemeinen Menschenwohls, die ihn beschäftigten. So schrieb er mit wahrer Begeisterung für die armen deutschen Heimathlosen, für die Aufhebung der von deutschen Fürsten privilegirten Spielhöllen der Bankbäder und des Lotto's, für den Mäßigkeitsverein, für Toleranz und Duldung in Glaubenssachen, für Glaubensfreiheit. Hier überstieg er in seinen Angriffen auf die, welche er für seine Gegner hielt, nicht selten das Maß. Er ward selbst persönlich, weil er, ein rein persönlicher Mensch, Sache und Person nie ganz zu trennen vermochte. Ging es doch im Verkehre des täglichen Lebens mit ihm nicht anders. Seine Antipathieen waren ebenso unbedingt, ebenso übertrieben, ebenso maßlos und blind wie seine Sympathieen; aber mit dem Unterschiede, daß er wohl diesen, nie aber jenen handelnd Folge gab. In dieser Hinsicht konnte man oft die ganze Reinheit seiner Natur bewundern. Er hatte manche Verunglimpfung, manchen boshaften Angriff erlitten, er hatte Menschen, die ihn mißverstanden, in Menge, und selbst Widersacher fehlten ihm so wenig, wie seinem Halbbruder Yorick, und er empfand tief jede ihrer Kränkungen. Aber obschon ihm die Waffe des schlagendsten Witzes, der tref-

feindsten Satire wohl zu Gebote stand, hat er sich selbst mit solchen Mitteln schwerlich jemals in seinem Leben gerächt. Seine vortreffliche Natur warf jeden ihr fremden Tropfen Galle so schnell aus ihrem Blute, daß es ihm selbst unmöglich war, an denjenigen Menschen, gegen welche er — und nicht immer ganz mit Unrecht — sich oft am entzürntesten aussprach, auch nur irgend eine Vergeltung praktisch zu üben. Ja ich habe Fälle erlebt, wo er Leuten dieser Art Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten, die ihnen von Anderen bereitet waren, ersparte, ohne daß sie davon je Ahnung erhielten, oder die Hand bemerkten, welche ihnen die Steine aus dem Wege geräumt hatte, worüber sie hätten stolpern können. —

Seit dem Sommer des Jahres 1841 zeigte sich, daß seine Gesundheit wankend geworden war. Bei seiner Rückkehr aus der Wasserheilanstalt zu Weinheim fiel seinen Freunden die plötzliche Umwandlung seiner frühern federkräftigen Haltung und seiner geistbelebten Gesichtszüge zu leidender Abgespanntheit und einer gewissen schlaffen Müdigkeit schwer auf das Herz. Seitdem ging es in jedem Jahre sichtbar mit seinem äußern Menschen mehr bergab. Aber grade diese letzten Jahre — in denen sein Humor, wie ein zum Tode getroffener Adler nur noch am Boden mit den Flügeln zuckte, bewährten ihn als einen heldenmüthigen Kämpfer gegen die schweren Leiden eines von unheilbarer furchtbarer Krankheit immer enger und enger umstrickten Körpers. Laokoontisch mit dem erbarmungslosen Feinde ringend, wich er nur Fußbreit vor ihm zurück. Gewohnt, Alles, was ihn drückte und beschwerte, tief in die eigene Brust zu verschließen,

nie seinen Freunden mit eigenen Leiden beschwerlich zu fallen, mied er lieber diejenigen, die seinem Herzen die Nächsten waren, als daß er Unmuth und Verstimmung, Trübsinn und Niedergeschlagenheit vor ihnen gezeigt hätte. Von jeher eigentlich nur für Andere lebend, suchte er, in der Ahnung eines nicht mehr fernen Lebensziëles, die Gränzen seiner Liebeswirksamkeit, seiner Thätigkeit für Menschenwohl, für das Heil der Armen und Verlassenen immer mehr zu erweitern, und seine reine und edle Seele durch solches Streben immer mehr zum Ewigen und Göttlichen zu verklären. Sein Brustübel trat immer bestimmter und schrecklicher hervor, und fast während des ganzen letzten Jahres war sein Zustand der eines Schwerkranken. Was tausend Andern unmöglich gewesen wäre, gelang der Kraft seines Willens. Er hielt sich aufrecht, thätig, fast bis zum letzten Athemzuge. Als schon die Füße ihm den Dienst versagten, ließ er sich in die Sitzung des von ihm gestifteten Vereins für die Verbesserung des Geschicks entlassener Sträflinge tragen (den 19. Januar 1845), um dort seine letzte Rede zu halten*). Es war sein letzter Ausgang. Der harte Frost, der Feind der Armen, quälte sein Herz. Er veranstaltete eine Ausstellung von Raritäten und Kunstsachen zum Besten der Armen, und hatte die Genugthuung, für deren Erlös gegen vierhundert Fuder Brennmaterial angekauft zu sehen, die er noch in seinen letzten Lebenstagen vertheilen half. Es war seine letzte Freude. Das Brustübel — von ihm zuletzt erkannt — griff stärker um sich und raubte seinen Freunden erbarmungslos jede Hoffnung seiner Erhaltung. Er selbst hätte gern noch gelebt. In der Blüte des

*) Sie ist gedruckt in dem „dritten Jahresbericht für die Wirksamkeit des Vereins“ (Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung 1845).

Mannesalters stehend, mochte er wohl noch die freundliche Gewohnheit des Daseins um einige Jahre verlängert wünschen; — denn manche Verpflichtung, und namentlich die Sorge für die Hinterlassenen seines ältesten Bruders, band ihn noch an das Leben. Doch selbst unter den Schauern des nahenden Todes verließ ihn sein Humor nicht. Seine Pflegebefohlenen, die Armen und Sträflinge, welche ihn besuchten, um von ihm Unterstützungen oder Anweisungen auf solche in Empfang zu nehmen, ermahnte er zu thätigem Verharren auf dem Wege des Guten, da er nun bald nicht mehr werde für sie sorgen können. „Man muß alle Umstände zum guten Zwecke benutzen", sagte er einmal bei solcher Gelegenheit lächelnd zu mir. In den letzten Tagen, als ihm der Arzt ein Glas Wein erlaubt hatte, schrieb er mir: „Der Wein hat mich wunderbar gestärkt, er wirkt auf mich wie das Blut auf die klassischen Todten im Hades." Als er schon die Feder nicht mehr in der zitternden Hand halten konnte, diktirte er einem Freunde die Antworten auf die eintreffenden Billets. In einem solchen hatte ich ihm vorgeschlagen, im Frühlinge mich auf einer Gesundheitsreise nach Nizza zu begleiten. Es war wenige Tage vor seinem Tode, wo er, wie er klagte, den Verstand nur auf einige Stunden zusammenhalten konnte. Er antwortete darauf diktirend: daß er alle Tage dümmer werde und so die gegründetste Aussicht habe, gegen Ostern wegen Dummheit seinen Abschied nehmen zu müssen. „Dann begleite ich dich wenigstens bis nach Wallis, wo ich meine letzte Erdenrolle als Cretin zu spielen hoffe." Von dieser Art ließen sich noch manche Züge anführen. Noch am Tage seines Todes redigirte er die letzte Nummer seiner Humoristischen Blätter. Sein Verstand blieb hell und klar, wie sein strahlendes Auge, bis zum letzten Augenblicke, wo er mich, als ich an sein Lager eilte,

mit den Worten: „Bitte, Lieber — geh! ich kann nicht sprechen!“ mit einer Handbewegung begleitet, mich zu entfernen bat. Es war eine tapfere männliche Scham, die keinen Zeugen einer etwaigen Schwäche haben mochte. Zehn Minuten später, und eins der edelsten und schönsten Herzen, das je die Erde getragen, hatte zu schlagen aufgehört. Am 22. Februar gegen halb fünf Uhr Nachmittags mit der scheidenden Sonne ging seine müde, leidgequälte Seele zur ewigen Ruhe ein. Eine wunderbare Hoheit tiefen Friedens lag über den Zügen des Todten gebreitet, ein mildes Lächeln spielte um die geschlossenen Lippen. Eines Künstlers glückliche Hand hat dies schöne Bild des Todes erhalten.

Am 28. Februar begleitete ein ungewöhnlich zahlreicher Leichenzug, aus allen Ständen und Klassen der Bevölkerung gemischt, die sterblichen Reste des theuren Mannes zu seiner letzten Ruhestätte. Hier zeigte sich, wie viele Freunde er besaß, und wie reich die Saat der Liebe, die er im Leben unablässig ausgestreut, in den Herzen seiner Mitbürger aufgegangen war. Wohl ließen sich auf ihn die schönen Worte anwenden, die der Dichter des Wallenstein seinem Lieblinge Max Piccolomini nachruft:

„Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht;
Denn Viele sind bei uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren,
Und Alle rührte sein Geschick.“

Es war ein schöner Morgen, an dem sie ihn hinaustrugen auf den Friedhof, dessen Eingang die alte Inschrift: „O ewig is so lang!“ sinnvoll bezeichnet. Die Sonne warf ihre milden

Strahlen vom blauen Himmel hernieder auf die tief in das weiße Leichentuch von Schnee und Eis gehüllte Erde. Es war das Abbild seines Wesens und Lebens. So ruhte stets der warme Sonnenschein seines liebevollen Herzens auf der kalten Welt. Als die Träger den Sarg an der Gruft, der ersten des neu eingeweihten Gottesackers, niedergesetzt hatten, stimmten die Gesangvereine, welche den Trauerzug begleiteten, Klopstock's tief ergreifendes: „Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub“ — an. Keine Rede ward an seinem Grabe gehalten, denn die es gewollt, vermochten es nicht. Aber manche Thräne aus Männeraugen begleitete die Handvoll Erde, die wir ihm als letzten Abschiedsgruß nachwarfen auf den Deckel seines kleinen schwarzen Hauses in der kalten Wintergruft, wo das wärmste Herz seinen ewigen Schlaf schläft.

Unser Freund ist hinter den dunklen Vorhang getreten, dahin ihm unsere Augen nicht folgen können, und wird ruhig schlafen bis an den jüngsten Tag. Aber seine Auferstehung in uns hat er schon gehalten, in unsern Herzen ist er auferstanden in all der unvergänglichen Schönheit seiner edlen, reinen, großen Seele. Und die Liebe, deren Apostel auf Erden er war, wird sein Andenken begleiten, so lange sein Name von den Lippen redender Menschen genannt wird. Fahr' wohl! Geliebter, fahre wohl! —

Theodor von Kobbe war von hoher schlanker Gestalt, die erst in den letzten zehn Jahren zu einem gewissen Embonpoint neigte. In frühester Jugend zart und schwächlich, hatte sich seine Konstitution durch Leibesübungen und Vorliebe für Bewegung im Freien zu einer Kräftigkeit entwickelt, welche allen stürmischen

Zumuthungen, die seine übersprudelnde Lebhaftigkeit an sie machte, trotzen zu können schien. Denn freilich in gar mancher Beziehung konnte in seiner Blütezeit von ihm selbst gelten, was er einmal in seinen Lebenserinnerungen von einem Freunde sagt, daß er seine Halbgottgestalt täglich wie einen Walhallaheldenkörper zu ertödten und am andern Tage wieder verjüngt zu zeigen verstand. Ehe ihn die Wucht der Krankheit zusammenbeugte und den Zügen seines ausdrucksvollen, die ganze frohe Lebendigkeit seines Innern wiederstrahlenden Gesichts den bleiernen Stempel des Leidens aufprägte, war Kobbe ein schöner Mann. Das braune liebevolle Auge war von außerordentlicher Anmuth, nie jedoch schöner als in solchen Momenten, wo sein Blick sinnend auf einem ihm theuren Gegenstande weilte, oder sich in dem Wiederschein irgend einer geistigen Ueberlegenheit sonnte, oder wenn er mit Kindern, seinen Lieblingen, verkehrte, die er nie unbeschenkt entließ. Schenken war überhaupt seine Lust. Sein Freund Stieffel sagte deshalb einmal scherzend von ihm: „Der liebe Gott und Kobbe können das Schenken halt nimmer lassen." Was von Büchern in seinen Besitz gerieth, wenn sie nicht etwa beim Ausleihen „die Gewohnheit des Wiederkommens ablegten", verschenkte er meist an seine Freunde. „Du thust mir einen Gefallen, wenn du es annimmst," sagte er einmal, als er mir Immermann's Werke, die ihm der Dichter selbst verehrt, zum Geschenke aufdrang, „denn so weiß ich doch, wo die Sachen bleiben." Und wie traulich und behaglich saß sich's an seinem gastlichen Tische in dem kleinen, mit humoristischen Wandgemälden neckisch ausgeputzten Hause, wo er den liebenswürdigsten Wirth machte, und wo unter tausend lustigen Feuerwerken seines geistsprühenden Humors die Stunden im Fluge entschwanden. Hier entfaltete er die ganze Fülle seines außerordentlichen

Erzählertalents, den ganzen Reichthum seiner humoristischen Rhapsodik und Improvisation, seine unvergleichliche Gabe schöpferischer Individualisirung und dramatischer Charakteristik, wobei ihn alle Mittel eines fein organisirten Sprachtalents, das sich in allen Besonderheiten nationaler und provinzieller Verschiedenheit mit Leichtigkeit zu bewegen wußte, unterstützten. Hier strömte er über von epigrammatischen Scherzen, humoristisch-satirischen Impromptus, die er jedoch, sobald sie auch nur entfernt einen persönlichen Stachel hatten, nie in die Oeffentlichkeit gelangen ließ, so nahe ihm auch die Versuchung zuweilen gelegt wurde. Sein Herz meisterte stets seinen Kopf. Ohne dieses Verhältniß wäre sein Witz vielleicht eine gefürchtete Geißel seiner Umgebungen geworden.

Indem ich das Geschriebene überblicke, sehe ich, wie ich eigentlich schon über den Schluß dieser Skizze hinaus gerathen bin. Aber die Fluth der Erinnerungen stürzt zu mächtig auf mich ein, und es ergeht mir, um ein Bild des Freundes zu brauchen, wie dem Fährmann, welcher, schon vom Lande abgestoßen, immer und immer wieder durch neu herandrängende Passagiere zur Rückkehr an die verlassene Abfahrtsstätte sich genöthigt sieht. Und es ist so schwer von ihm zu scheiden, zumal für mich, der eine lange Zeitstrecke zwischen diesem Entwurfe des Bildes und einer Rückkehr zu seiner Ausführung in Aussicht hat. So stehen wir ja oft beim Scheiden von geliebten Menschen lange zögernd noch nach dem Abschiede den Griff der Thüre in der Hand, ohne es zu wagen, sie zu öffnen und die Schranke der Trennung zwischen uns und ihnen zu schließen.

Wenn Ihr, lieben Freunde, einmal Heidelberg besucht, so laßt Euch auf der „Hirschgaß" am Fuße des kleinen Hügels im Garten die Marmorplatte zeigen, auf der die Zeichen seines

Jugendfreundschaftsbundes, „Rose, Weinblatt und Jasmin", eingemeißelt sind. Dies Gedenkzeichen, das die Wiege seines jugendlichen Genius schmückt, mögt Ihr ihm auf den Stein setzen, den die Freundschaft seinem Grabe zugedacht hat, und darunter die Worte meißeln lassen, die er bei dem Tode des ihm so theuren Immermann einem Freunde schrieb:

„O wie viel Ursach' hat man, sich lieb zu haben,
so lange es tagt."*)

*) Diese Worte schmücken seinen Denkstein auf dem Friedhofe zu Oldenburg.

Christian Rauch.

(1857.)

Christian Rauch.

(1857.)

Berlin, 4. Dezember 1857.

Preußens Phidias ist nicht mehr! In den Morgenstunden des gestrigen Tages zuckte von der Sächsischen nach der Preußischen Hauptstadt auf dem gedankenschnellen Botschaftsträger des neunzehnten Jahrhunderts die erschütternde Kunde herüber, daß Christian Rauch am 3. Dezember, Morgens ½ 7 Uhr, an der Schwelle des zweiundachtzigsten Lebensjahres dahingeschieden sei.

Er hatte in der ersten Woche des Oktober Berlin und seine Werkstatt verlassen, um in Dresden wegen eines allzu lange vernachlässigten Steinleidens einen für die Behandlung dieser Krankheit sehr berühmten Arzt zu Rathe zu ziehen. Der Zufall wollte, daß ich, der ich gerade damals einen längern Aufenthalt in Dresden machte, das Glück haben sollte, mir Gestalt und Wesen des herrlichen Greises im vielfachen Beisammensein mit ihm noch einmal unvergeßlich einzuprägen, ehe er unsern Augen auf immer entrückt würde. Zwar wer ihn damals sah in seiner olympischen Stattlichkeit, die hohe Gestalt nur wenig gebeugt von der Last der einundachtzig Jahre, das majestätische Haupt umwallt von der Fülle des silbernen Gelocks, geistreich theilnehmend an allem Neuen, was dort geschaffen war, seit er

Dresden nicht gesehn, freudig bewegt von dem frischen Ruhme seines ältesten und berühmtesten Schülers, des Meister Rietschel, dessen Augen in verklärter Freude an den verehrten Zügen seines greisen Lehrers hingen — der konnte nimmer dem Gedanken Raum geben, daß Er in wenigen Wochen nicht mehr zu den Lebenden gehören, daß die Stadt, wo er die ersten großen Anregungen und Eindrücke seiner Kunst vor mehr als einem halben Jahrhunderte empfangen, zu seiner Todesstätte werden sollte.

Es war am 9. Oktober, als ich ihm in den Räumen des neueingerichteten Museums der Antiken-Abgüsse in Dresden begegnete, in denen er allein und unbegleitet still umherwanderte. Wir hatten uns am Abende zuvor im traulichen Kreise bei Rietschel getroffen, und mit freundlicher Begrüßung forderte er mich auf, ihn durch das Museum zu begleiten, dessen neue Einrichtung und Aufstellung er noch nicht kannte. Da ich dasselbe einen Monat lang fast täglich besucht hatte, so war ich im Fall, dem verehrten Greise manches Einzelne, was er zu sehen wünschte, sofort zeigen zu können. Nie werde ich den Ausdruck inniger Freude vergessen, mit dem er bald sinnend vor den wohlbekannten alten Meisterwerken hellenischer Plastik verweilte, bald Einzelnes ihm, wie er sagte, noch Unbekannte unter den Abgüssen, wie den berühmten Kolossalkopf der Juno von Zarskoeselo (Nr. 48, S. 61 des Katalogs), und die kolossale Marmormaske der sogenannten Juno von Turin (Nr. 67, S. 63 des Katalogs) mit freudigem Erstaunen betrachtete. In Betreff der erstern, welche Köhler sogar über die berühmte Ludovisische stellen zu dürfen meinte (Welcker zu Ottfr. Müller's Handbuch der Archäologie, S. 524), bemerkte er, als ich ihm dies mittheilte: daß ihm dieser Kopf mit dem lächelnden, fast portraitartig indivi-

duellen Ausdrucke kaum überhaupt eine Juno zu sein dünke, jedenfalls aber mit der Herrlichkeit der Juno Ludovisi in gar keinen Vergleich kommen könne. Bei dem Turiner Junokopfe aber hatte ich die Freude, für meine Ansicht daß derselbe vielmehr der Kopf einer Sterbenden, vielleicht einer sterbenden Cleopatra, und ein Seitenstück zu dem berühmten sterbenden Alexanderkopfe sei, seine volle Zustimmung zu erhalten, indem er, auf das Detail der Darstellung genauer eingehend, den Ausdruck des Sterbens in den Zügen nachwies, und mich darauf aufmerksam machte, daß die Haarbehandlung auf ein Bronze-Original hinzudeuten scheine. Eine andere als Juno bezeichnete Büste aus England (Nr. 66 d. Kat., S. 63), die ihm gleichfalls neu war, erkannte er als einen nach einem Bronze-Original gearbeiteten Kopf einer Amazone. In dieser Weise durchwanderten wir nach und nach die ganze Sammlung, und ich konnte nicht aufhören, über die geistige Frische und Lebendigkeit des verehrten Greises zu erstaunen.

Ueber die Einrichtung des Museums wie über das Ganze des neuen Dresdener Kunstbaus sprach er eine Freude aus, die nur durch den vergleichenden Hinblick auf den Berliner Neubau und seine innere Einrichtung in Betreff der Gypsabgüsse, welche auch er als eine durchaus verfehlte bezeichnete, getrübt wurde. Dann verweilte er bei der Erinnerung, wie er in seiner Jugend als ein Fünfundzwanzigjähriger durch diese Mengs'schen Gypsabgüsse die ersten tiefen Eindrücke von antiker Bildkunst erhalten, und schien sich sinnend in die ferne Zeit seines Werdens zu versenken.

„Wenn ich das Damals mit dem Jetzt vergleiche", sagte er, „so kann ich mich der freudigen Rührung über die gewaltigen Fortschritte der Kunst bei uns nicht erwehren, und noch jedes-

mal, wenn ich in Berlin über die Schloßbrücke gehe, so überkommt mich beim Anblick der Marmorgruppen immer ein Gefühl der Bewunderung, daß so etwas in Deutschland doch hat gemacht werden können!“ Ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen, wie erhebend es für ihn sein müsse, sich in dieser Beziehung als den Schöpfer der neuen, mit so viel trefflichen Werken der Plastik geschmückten Gestalt der preußischen Hauptstadt zu wissen, die man seit zwanzig Jahren kaum wiedererkenne. Er ging darüber hinweg mit der Bemerkung: „Sie hätten Berlin vor sechszig Jahren sehen müssen, dann würden Sie noch anders erstaunen über das Heute!“ Mir kam es fast mythisch vor, ihn von einem Zeitraume reden zu hören, der mein, des doch schon Funfzigjährigen, Lebensdasein noch um ein Jahrzehend überstieg. Dabei strahlte aus seinen Augen das Feuer eines Jünglings und eine milde Heiterkeit verlieh den edlen Zügen seines Angesichts einen fast erhabenen Ausdruck. Unvergeßlich wird mir dieser Ausdruck vollen befriedigten Ausruhens bleiben, mit welchem er Abends, am Tische seines Freundes und Schülers Rietschel, der Erzählung des Letzteren von dessen erster schüchterner Annäherung und von der mit Furcht gemischten Andacht lauschte, mit welcher der namenlose, arme junge Mensch die ersten Worte des damals bereits hochberühmten Meisters vernommen, die es ihm vergönnten, in des Meisters Werkstatt als Lehrling einzutreten.

Ein volles Menschenalter war seitdem verflossen. Aus dem schüchternen Lehrlinge war ein Meister seiner Kunst, aus dem namenlosen Jüngling ein Mann von europäischer Berühmtheit geworden, der von der Jury der großen Pariser Weltausstellung den ersten Größen seiner Kunst zugeordnet, und gerade in diesem Augenblick, umstrahlt von dem frischen Ruhme seiner Dioskurengruppe von Weimar, als ein Ebenbürtiger neben seinem geliebten

Meister saß, und mit Thränen in den Augen aufblickte zu dem ehrwürdigen Haupte, das unter der Last der Ehrenkränze sich zu neigen begann. Nimmer habe ich eines schönern Anblicks genossen, als dieses Zusammensein zweier großen Männer, bei welchem die neidlose Freude des Meisters an seinem Schüler, dem er selbst bei Gelegenheit jenes Weimarischen Nationaldenkmals hatte nachstehen müssen, nur in der verehrenden Dankbarkeit und Liebe des letzteren ihres Gleichen fand.

Es war ein schöner Abschluß eines langen ehrenreichen Lebens! Christian Rauch sollte nicht wiederkehren in die Stadt, die er mit unsterblichen Werken geschmückt, in seine Werkstatt, die er „seine Heimath" nannte, und wo die kolossale Mosesgruppe, die letzte Schöpfung seines Genius, ihrer erfüllenden Auferstehung in Marmor wartete. Das Auf und Ab von Hoffnung und Furcht in dem Verlaufe seiner Krankheit, das mehrere Wochen lang seine zahlreichen Verehrer und Freunde in ängstlicher Spannung gehalten hatte, und das erst in den letzten Tagen der traurigen Gewißheit von der Unmöglichkeit der Erhaltung seines kostbaren Lebens wich, wurde beendet durch die Nachricht des gestrigen Tages, welche verkündete daß der große Meister „nicht mehr zu den Sterblichen gehöre".

In dem kleinen Ländchen Waldeck, das Deutschland drei der größten Künstler dieses Jahrhunderts, Rauch, Drake und Kaulbach, gegeben, wurde am 2. Januar des Jahres 1777 Christian Daniel Rauch, der Sohn armer Eltern, geboren. Wir wissen wenig Anderes von seiner Jugend, als daß sie hart und traurig war; — der erste Lebensweg des Genius ist selten ein geebneter. Das frühzeitig hervortretende plastische Talent des Knaben führte

ihn nach Kassel, wo er bei einem sehr mittelmäßigen Bildhauer, Namens Ruhl, den ersten Unterricht empfing. Aus diesem Anfange einer künstlerischen Laufbahn ward er jedoch durch den Tod seines älteren Bruders herausgerissen, der in dem königlichen Hofhalte zu Berlin irgend eine untergeordnete Dienerstellung bekleidet hatte. Um seine Hinterlassenschaft zu erheben, ging Christian Rauch nach Berlin, wo der arme zwanzigjährige Jüngling, den eine ungewöhnliche Schönheit auszeichnete, es als ein Glück anzusehen hatte, daß ihm die Dienerstellung seines Bruders übertragen und er dadurch der drückenden Sorge für seinen Lebensunterhalt enthoben wurde. Der verstorbene Großherzoglich Oldenburgische Oberkammerherr Baron Alexander von Rennenkampff, seiner Zeit als geistreicher Schriftsteller bekannt und mit Rauch von Rom her persönlich befreundet, pflegte mir gern zu erzählen, daß er den größten und gefeiertsten Künstler Deutschlands im Lakaienrocke aufwartend gesehen habe. Aber unter dem betreßten Dienerrocke schlug sein Herz fort und fort für die Kunst, deren Zierde er zu werden bestimmt war, und verzehrte sich in Sehnsucht nach der Erfüllung seines Lebensberufes. Ein glücklicher Zufall sollte ihm dazu verhelfen. Ich erzähle ihn nach der Mittheilung jenes zuvor genannten Freundes des dahingeschiedenen Meisters.

Der Bildhauer Schadow, der Begründer der Berliner Bildhauerschule, hatte den Auftrag erhalten, die Büste der Königin Louise, Gemahlin Friedrich Wilhelms III., auszuführen. Der junge Rauch, den sein Dienst häufig in die Nähe dieser durch Liebenswürdigkeit und Schönheit ausgezeichnetsten Fürstin ihrer Zeit brachte, versuchte insgeheim, zu der gleichen Zeit, die Züge derselben aus dem Gedächtniß in einer Büste zu fixiren, die er auf eigene Hand in Thon zu modelliren unternahm. Sein Ver-

such gelang in so überraschender Weise, daß die Königin, aufmerksam gemacht auf das Werk des jungen Mannes, dessen Arbeit ihr durch irgend eine demselben günstige Vermittelung vor Augen gebracht worden war, ihn der Kunst zurückzugeben beschloß. So geschah es, daß der junge Rauch die Gelegenheit erhielt, zunächst einige Zeit unter Schadow's Anleitung zu arbeiten, wo er bald die bedeutendsten Fortschritte machte. Die Unterstützung seiner Königlichen Beschützerin machte es ihm möglich, bald darauf nach Dresden zu gehen, wo ihm das Studium der Mengs'schen Gypsabgüsse, deren Sammlung damals eine der berühmtesten und umfassendsten in Europa war, eine neue Welt erschloß. Ich habe oben erzählt, wie er wenige Wochen vor dem Ende seines Lebens noch mit tiefer Rührung in dieser Sammlung verweilte, die dem Achtzigjährigen so reiche Erinnerungen seiner Jugend wach rief.

Im Jahre 1804 ward es ihm endlich möglich, die ersehnte Wallfahrt nach Italien und Rom anzutreten. Als Begleiter eines schlesischen Grafen ging er durch das südliche Frankreich über Genua nach Rom, wo er in Thorwaldsen einen seiner würdigen Meister fand, der sehr bald die künftige Größe des jungen Preußen vorahnend erkannte, dessen stracke stattliche Erscheinung, verbunden mit einem gewissen zurückhaltenden Ernste seines Wesens, allgemeines Aufsehen erregte. In Wilhelm von Humboldt, der damals als Preußischer Minister-Resident in Rom lebte, fand er einen fördernden Gönner und Beschützer, in dessen Auftrage er seine erste Statue, die Portraitstatue von Humboldt's eilfjähriger Tochter, in Marmor ausführte. Mehrere Kolossal- und lebensgroße Portraitbüsten, unter ihnen die des Königs und der Königin von Preußen und die Büste des gefeierten Malers Rafael Mengs, welche letztere er für den König von Bayern

arbeitete, vornehmlich aber seine beiden Reliefs Hippolyt und Phädra, und Mars und Venus von Diomed verwundet, lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn und veranlaßten den König von Preußen, ihn im Jahre 1811 von Rom nach Berlin zurückzurufen, um mit mehreren anderen Künstlern Entwürfe zu einem Denkmale für die verstorbene Königin einzureichen. Hatte ihn schon der trauervolle Sturz seines großen Vaterlandes, trotz der Ferne und Weltabgeschiedenheit seines römischen Lebens, schwer erschüttert, so hatte er doch noch um Vieles tiefer das von allen Preußen beweinte Dahinscheiden einer Fürstin empfunden, der er die glückliche Wendung seines ganzen Lebensgeschickes verdankte. Begeistert von seinem Schmerze und seiner Verehrung, entwarf er sein Denkmal derselben und hatte die Freude, seinen Entwurf angenommen und sich mit der sofortigen Ausführung desselben beauftragt zu sehen. Dies Denkmal, das er, nach Italien zurückgekehrt, in Carrara und später zu Rom im Jahre 1813, dem Jahre der glorreichen Erhebung Preußens, beendete und im Jahre 1814 selbst an seinem Standorte in dem Mausoleum zu Charlottenburg aufstellte, begründete seinen Künstlerruhm in Italien. Schon damals erkannte man in der dortigen Kunstwelt den originalen Charakter des jungen deutschen Bildhauers, dessen Styl, obschon er sich in seinen Basreliefs an den Styl Thorwaldsen's anschloß, doch bereits ein ganz eigenthümliches Gepräge und einen Charakter zeigte, der ihn unabhängig neben den großen Meistern Canova und Thorwaldsen erscheinen ließ. Seine Vorliebe für das Massenhafte und Grandiose in dem Faltenwurfe seiner Gewandbehandlung verrieth bereits jenen Charakter des Männlichen, Kühnen und Imposanten, der später seine Schöpfungen auszeichnete. Wenn man jedoch etwas an jenem großen Erstlingswerke auszusetzen fand, so war es, daß

in demselben der Marmor mehr den Schlummer eines blühenden Lebens als die feierliche Majestät des Todes zeigte, und dadurch in Conception und Ausführung hinter dem Ernste der Aufgabe zurückblieb.

Ein glückliches Geschick hatte den Künstler während der herben Unglückszeit des Vaterlandes von demselben fern gehalten. Bei seiner Rückkehr in dasselbe fand er die Preußische Hauptstadt und das Preußische Volk erfüllt von dem Siegesjubel eines ruhmreich bestandenen Kampfes. Getragen von den hochgehenden Wellen jener Begeisterung, schuf er im Auftrage des Königs die kolossalen marmornen Monumentstatuen der beiden Helden des Befreiungskrieges, Bülow und Scharnhorst, welche seit dem Jahre 1822 die Berliner Hauptwache zieren. Ihnen folgten in den Jahren 1826 und 27 die beiden ehernen Monumentalstatuen des populärsten preußischen Kriegshelden der neuern Zeit, die Standbilder des „Marschall Vorwärts“ zu Berlin und Breslau. Es war, wie Goethe sich ausdrückt, die schönste Belohnung des ernst und unausgesetzt strebenden Künstlers, daß zu der Zeit, wo seine Landsleute sich im Kriege durch große Thaten verherrlicht hatten, ihm das nicht minder herrliche Loos beschieden ward, durch meisterhafte Bildwerke den Dank zu beurkunden, welchen die Nation für so große Verdienste schuldig zu sein mit fröhlichem Enthusiasmus aussprach. Goethe selbst, dessen Bekanntschaft Rauch nach seiner Rückkehr von Italien gemacht, und dessen Büste er im Jahre 1820 zu Weimar im Hause des Dichters modellirt hatte, besprach in einem eigenen Aufsatze die meisterhaften Basreliefs am Piedestal des kolossalen Blücherstandbildes zu Berlin, in welchem nicht mehr, wie bei dem Reliefschmuck der Denkmäler Bülow's und Scharnhorst's, ideale allegorische Gestalten dem neuern Leben angeeignet erschienen,

sondern der Uebergang zum Real-Modernen auf das Glücklichste gemacht worden war (Goethe's Werke, Bd. 44, S. 50—53). Es war damit eine Fortsetzung der von Schadow in Berlin begründeten Schule der historisch-monumentalen Plastik gegeben, die durch Rauch später zur höchsten Großartigkeit erhoben werden sollte.

Neben den zuletzt genannten Arbeiten hatte der unermüdliche Meister im Laufe von kaum zehn Jahren (1815—1824) bereits über siebzig Büsten, unter welchen sich gegen zwanzig Kolossalbüsten befanden, mit eigener Hand in Marmor ausgeführt, desgleichen das Modell zu einer der Statuen, welche das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge bei Berlin zieren. Bald darauf schuf er (1829) für München die sitzende, in Erzguß ausgeführte Monumentalstatue des Königs Maximilian I. von Bayern und modellirte die so populär gewordene Statuette Goethe's, die er nach dem Leben ausführte.

Immer höher stieg sein Ruhm mit der Zahl seiner Werke, die fast alle der monumental-historischen Gattung angehörten. Wir erwähnen hier nur in flüchtiger Uebersicht: die Monumentalgruppe des Stifters des Hallischen Waisenhauses, August Hermann Franke, welche im Jahre 1828 vor dem Königlichen Pädagogium zu Halle in Erzguß aufgestellt wurde; das Dürer-Monument zu Nürnberg, das er im Auftrage König Ludwig's von Bayern, die Erzstatuen der alten Polenkönige Mieczyslav und Boleslav, welche er im Auftrage des Grafen Raczynski für den Dom zu Posen schuf; das Grabdenkmal der Königin von Hannover für das Mausoleum zu Herrenhausen und die Sarkophagstatue König Friedrich Wilhelms III., mit welcher er das Seitenstück zu dem Grabmonumente der Königin Louise lieferte, sowie das erzene Standbild des Großherzogs Paul von

Mecklenburg zu Schwerin. Daneben schuf er in den sechs kolossalen Victorien, die er für die Walhalla arbeitete, und in einer Najade für den Kaiser von Rußland seine vollendetsten Werke im Gebiete der antik-idealen Sculptur. Fast alle diese Arbeiten fallen, neben vielen kolossalen und lebensgroßen Portraitbüsten, in den kurzen Zeitraum von zehn bis zwölf Jahren (1828—1840). Denn von da ab nahm das Denkmal Friedrich's des Großen, zu welchem Friedrich Wilhelm's III. brechende Augen 1840 noch den Grundstein legen sahen, die ganze Kraft und Thätigkeit des Meisters in Anspruch, dessen Namen es in die fernste Nachwelt tragen wird.

Es ist hier nicht der Ort, dies Werk ausführlich zu schildern; auch bedarf es dessen nicht. Als historisches Monumentalwerk steht es ohne Gleichen da in der ganzen neueren Sculptur Europa's, so einzig, wie der große Herrscher, dem es gewidmet ist, dasteht unter den Fürsten der neueren Zeit. Es muß ein wunderbares Gefühl gewesen sein für den Meister, dem es beschieden war am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn das größte Werk seines langen Lebens zu schaffen, wenn er in stiller Betrachtung dieser seiner Schöpfung sich sagen mußte, daß ihm hier ein Werk zu vollenden gelungen sei, welches ihn um Jahrhunderte, ja vielleicht Jahrtausende überleben und für ihn zeugen, und von ihm ausgehend fortwirken werde, wenn die Geschlechter, zu denen er gehörte, kein Name mehr nennt, wenn die Zeit, in welcher er lebte, fast zum Mythus geworden sein wird. Das Gefühl solcher sichtbaren Unsterblichkeit, solcher erfaßbaren und immer auf's Neue Begeisterung zeugenden Fortdauer war wohl der schönste Lohn neben allen den lohnenden Ehren, welche die Vollendung dieses Werkes auf das silbergelockte Haupt des ehrwürdigen Greises häufte.

Unermüdlich fortarbeitend in seiner Werkstatt, sah er noch die Monumentalstatuen Gneisenau's und York's neben seinem Blücherdenkmale aufrichten, schuf er endlich noch die von uns an einem andern Orte geschilderte Mosesgruppe, — in dieser Gattung plastischer Darstellung wohl sein vollendetstes Werk.

Umgeben von zahlreichen hochbegabten Schülern, selbst bereits berühmten Meistern ihrer Kunst, hochgeehrt von seinem Herrscherhause, bewundert von der Mitwelt, ein Gegenstand der Liebe und Verehrung für Alle die ihm näher standen, auf der äußersten Höhe menschlichen Lebensalters und doch in ungeschwächter Kraft des schöpferischen Wirkens das Höchste des Ruhmes erlebend, ohne sich zu überleben, im Gefühl gesicherter künstlerischer Unsterblichkeit neben den ersten Meistern aller Zeiten — so ist er von uns gegangen, ein Glücklicher bis an sein Ende, ein Heros, dessen Tod nur der Beginn unsterblichen Lebens ist für alle Zeiten.

Ernst Rietschel.

(1864.)

Ernst Rietschel.

(1864.)

Vor mir liegen die autobiographischen Aufzeichnungen, welche der vor kaum drei Jahren (21. Februar 1861) dahingegangene, von ganz Deutschland geliebte und verehrte Künstler, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht, seiner Familie hinterlassen hat. Sie umfassen die Jahre seiner Jugend und bilden einen Theil des trefflichen Gedenkbuches, welches sein Schwager Andreas Oppermann vor Kurzem über Leben und Werke des allzu früh Dahingeschiedenen veröffentlicht hat*).

Diese Aufzeichnungen, von dem Künstler selbst für seine Familie niedergeschrieben und ursprünglich nicht für den Druck bestimmt, gehören nach Form und Inhalt zu dem Werthvollsten, was wir an autobiographischen Erinnerungen bildender Künstler in unserer Litteratur besitzen. Sie zeigen den großen Künstler auch als Meister der Darstellung auf einem Gebiete, dem sein Leben und Streben fremd war; denn sie geben uns von der wahren und echten Natur des Menschen ein Bild, das sprechender, treuer und plastisch deutlicher selbst die Kunst des größten Meisters biographischer Darstellung nicht zu liefern vermögend

---

*) Ernst Rietschel. Von Andreas Oppermann. (Leipzig, bei F. A. Brockhaus, 1863.)

gewesen wäre. In der That, diese eigenen Lebenserinnerungen Rietschel's sind ein Schatz, den sich jede deutsche Familie aneignen, den jeder deutsche Hausvater, jede deutsche Hausmutter ihren Kindern in gemeinsamer Lectüre zuführen sollte, um ihnen an dem Bilde eines der edelsten und liebenswürdigsten Menschen und eines der größten Künstler aller Zeiten zu zeigen, wie treuer Fleiß und reines Bestreben im Bunde mit deutscher Beharrlichkeit zuletzt siegreich alles schwerste Hinderniß der Lebensbahn zu überwinden vermögen.

Denn Ernst Rietschel war — gleich der Mehrzahl der großen Genien Deutschlands und gleich seinem Meister und Freunde Rauch — ein Kind des Volkes, ein Kind der Armuth. Auch von ihm gilt, was schon vor fast zweitausend Jahren ein römischer Dichter sang:

> Haud facile emergunt, quorum virtutibus obstat
> Res angusta domi!

oder wie es zu Deutsch lautet:

> Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon an der Wiege
> Armuth sperrte den Weg!

Und die Armuth saß an der Wiege des Kindes, das dem wackern Handschuhmacher Friedrich Ehregott Rietschel und seinem Weibe, einer Schulmeisterstochter, Karoline Salome Röllig, am 15. Dezember des Jahres 1804 als drittes Kind in dem kleinen Städtchen Pulsnitz in jener Provinz geboren ward, die Deutschland bereits einen Lessing und Fichte gegeben hatte, und die ihm in Ernst Rietschel einen seiner größten Künstler schenken sollte. Aber der Pfad des letzteren zu seinem Ziele war nicht weniger dornenvoll und rauh, als derjenige, welchen seine beiden großen Landsleute auf ihrem Wege zu Ruhm und Unsterblichkeit zu durch-

wandern gehabt hatten. Eine armselige Schule gab ihm wie allen Kindern des kleinen Ortes kaum einen nothdürftigen Elementar-Unterricht, der über Lesen, Schreiben, Rechnen und ein wenig vaterländische Geographie nicht hinausging. Die Theilnahme an dem Privat-Unterrichte im Lateinischen und Klavierspiele, welchen der Diakonus von Pulsnitz seinem eigenen Sohne gab, und zu dem derselbe, um den letzteren aufzumuntern, den barfüßigen Spielkameraden des Sohnes herbeizog, mußte der arme Knabe durch Arbeit im Garten und Hause des Pfarrherrn verdienen. Doch gewährte ihm dieser Verkehr in den beiden Predigerhäusern den Vortheil, daß manches Bildungselement, das ihm sonst fremd geblieben wäre, an ihn herankam. Er durfte an den Winterabendstunden Theil nehmen, in welchen der Pastor Bachmann seinen Kindern Campe's „Robinson" vorlas. „Da war mein Glücksgefühl" — so erzählt er — „unaussprechlich, und die Sehnsucht nach solchen Unterhaltungen trieb zu allerhand Versuchen, Bücher zum Lesen und Kupferstiche zum Kopiren zu borgen." Was das Letztere betrifft, so hatte sich sein Interesse an Bildern, verbunden mit Neigung und Talent zum Zeichnen, schon früh bemerklich gemacht. Es heißt darüber u. A. in seinen „Erinnerungen": „In meinem sechsten Jahre malte ich eine liegende Kuh — welche viel Beifall hervorrief. Es blieb nun bei mir das Interesse für Zeichnen und Bilder anhaltend rege; freilich fielen mir letztere sehr sparsam zu, denn nur selten konnte ich vom Vater den Ankauf eines Bilderbogens für sechs Pfennige erlangen!" Jedes neuerworbene Bild, das er geschenkt erhielt oder fand, wurde eifrig von ihm kopirt und die Schiefertafeln seiner Schulkameraden zu deren großem Ergötzen oft genug voll Soldatenzüge und Schlachten gezeichnet. Sein erstes Honorar erhielt er im Jahre 1813 von einem Kosaken-Unter-

offizier, den er nebst einem bei den Eltern im Quartier liegenden Baschkiren „abmalte“ und der ihm dafür eine kleine Silbermünze schenkte. Ein armer Maler, Namens Köhler, der als Zeichenlehrer in dem Städtchen lebte und vielen Kindern im Zeichnen von Blumen, Landschaften und Thieren einen, freilich höchst unzulänglichen, Unterricht ertheilte — so unzulänglich, daß er, wie Rietschel sich ausdrückt, „selbst den allerdürftigsten Ansprüchen, die jetzt gemacht werden, weit nachstand“, — ward auf das keimende Talent des Knaben aufmerksam; aber die Eltern desselben waren zu dürftig, um auch nur das bescheidene Honorar zahlen zu können, welches dieser Vertreter der Kunst zu Pulsnitz von seinen Schülern zu erhalten pflegte. Wohlwollend und gutmüthigen Charakters, wie er war, nahm der Lehrer den kleinen Ernst unentgeltlich als Schüler auf, der bald so große Fortschritte machte, daß er von dem Meister Köhler den Namen seines „Altgesellen“ erhielt und in Kurzem von ihm sogar als Gehülfe zu seinem Broderwerbe benutzt werden konnte. Köhler malte nämlich für einen Leipziger Kaufmann Tischdecken in Oel auf schwarze Wachsleinwand, die mit einer Landschaft verziert und anderthalb bis zwei Ellen lang und entsprechend hoch, dem Meister das Stück mit acht bis zehn guten Groschen honorirt wurden. Ernst Rietschel half ihm dabei die Staffage malen, Thiere und Menschen, die als dunkelbraune Schattenrisse untermalt und worauf dann die Lokalfarben als Lichter aufgesetzt wurden. Auch die Scheiben zu Preisschießen half er seinem Lehrer malen, und noch heute befinden sich einige dieser Erstlingswerke Rietschel's auf dem Schießhause seiner Vaterstadt. Bald wurde unser Ernst das Factotum seiner Vaterstadt in allen Dingen, bei denen Farbe und Pinsel nöthig waren. Meister Köhler wurde alt und wies die Leute mit ihren Kunstverlangnissen an seinen Zögling. „Da gab es“, so erzählt

derselbe, „unaufhörlich Modeltücher und Wäsche zum Sticken vorzuzeichnen, kleine Transparente mit Tempel und Opferflamme zu Geburtstagsgeschenken, Kirchennummern mit Oelfarben zu schreiben. Desgleichen malte ich ein Hutmacherschild, einige Grabkreuze, und bei einem Tischler mußte ich einst zwei Bettstellen für ein junges Ehepaar mit Blumenguirlanden in Oelfarben verzieren. Alle Stammbücher, die im Orte circulirten — und sie waren damals sehr in der Mode — gingen durch meine Hände und wurden von mir mit Blumen, Landschaften und Symbolen geschmückt.“ Zum Neujahr lieferte er die beliebten gemalten Neujahrswünsche, die er, mit Blumenkränzen, Landschaften und Felspartieen verziert, auf Vorrath arbeitete, und deren Preis von sechs Pfennigen sich für die besten bis zu vier Groschen steigerte. Selbst Zeichen-Unterricht gab er eine Zeit lang an vier Knaben und Mädchen, und der kleine Direktor dieser Pulsnitzer Kunstakademie wußte sich bei seinen Schülern, trotz seines armseligen Kostüms, das in buntgeblümter Kattunjacke und Lederhosen, ohne Stiefel und Mütze bestand, in Respekt zu setzen. Die Erträgnisse seiner Kunstfertigkeit, welche sich in den letzten Jahren vor seiner Konfirmation auf zehn bis zwölf Thaler gesteigert hatten, flossen in die meist leere Kasse der Eltern, die nach den Kriegsjahren von 1813—1815 immer mehr verarmten und erst durch eine kleine Anstellung, einen Kirchner- und Küsterposten den der Vater erhielt, aus der drückendsten Noth und Sorge befreit wurden. Eine Gesammteinnahme von nicht mehr als höchstens 150 Thalern jährlich bewirkte diesen glücklichen Umschwung in der Lage der Familie! Daß dabei keine großen Sprünge gemacht werden konnten, daß unser Rietschel in seiner Jugend hinreichende Gelegenheit hatte, sich an Entbehrungen aller Art zu üben, leuchtet von selbst ein.

Es ist ein Kleinleben rührendster Art, das uns die „Lebenserinnerungen“ des großen Meisters aus dieser seiner Jugendzeit entrollen, ein Lebens- und Familienbild so echt deutscher Art, so reich an ergreifenden Zügen der Hingebung und Geduld, der gottergebenen, ausharrenden Frömmigkeit, der stillen Bescheidenheit und Sanftmuth, daß jede Hand an der Aufgabe erlahmt, dies alles anders als mit den eigenen Worten des Erzählers wiederzugeben.

„In dieser Armuth welche Fülle!“ Dieser Ausruf Faust's drängt sich einem bei der Lectüre des Buches unwillkürlich über die Lippen. Diese Weihnachtsabende, wenn auch ohne Christbaum und Geschenke, so doch nicht ohne den von der fleißigen Mutter für den Festtag bereiteten Stollen, in dessen Erwartung der Knabe glücklich einschlief; dieser Farben-Muschelkasten, mit dem der Vater einst für wenige schwer erworbene Groschen den Sohn überraschte; diese Ausflüge in Wald und Feld, um trockenes Holz zu sammeln und Aehren zu lesen; die Wanderungen auf die nächsten Dörfer in Botengängen für den Herrn Pastor; die Schilderung des Fleißes der rastlos sorgenden Mutter, das Bild der Sitten und Bräuche der Bewohner des kleinen Städtchens, die Erzählung, wie der arme Vater gegen die Weihnachtszeit drei Jahre hinter einander regelmäßig ein altes buchhändlerisches Verzeichniß von Weihnachtsbüchern hervorsucht und mit seinem Knaben durchliest, um ihm bei jedem Buche, dessen Titel den Zusatz „mit sauber illuminirten Kupfern“ führt, zuzurufen: „Sieh', Ernst, wenn wir das kaufen könnten!“ und wie sie beide dann nach einer heitern halben Stunde diesen geistigen litterarischen Schmaus beenden mit dem glücklichen Gefühle, „daß wir hatten denken können, wie es sein möchte, wenn dies oder jenes Buch wirklich unser hätte werden können“, — dies alles, und

wie vieles Aehnliche! läßt sich durchaus nicht berichtend wiedergeben; man muß es in Rietschel's eigenen Worten nachlesen.

Bei aller Noth der Armuth, die uns vielfach in diesen Erinnerungen umgiebt, fühlen wir uns bei der Lectüre doch in keiner gedrückten Stimmung. Denn das fröhliche Glücksgefühl des Kindes, das sich heimisch fühlt in seiner Umgebung und auf den freien Tummelplätzen seiner Spiele, leuchtet durch alle Trübniß wie Sonnenstrahl durch Nebelgewölk siegreich hindurch. Wie schön sagt er selbst darüber: „Ich beklage kein Kind, wenn es arm und in Entbehrung aufgewachsen ist; freilich nur nicht so, daß unter dem Drucke der Noth, oder der Härte, oder der mitleidigen Herablassung der Menschen der Keim zu bessern Empfindungen zerdrückt und ein Gefühl eigener Geringschätzung erzeugt wird. Ich war sehr arm, und was Kinder wohlhabender Eltern Freude und Genuß nennen, kannte ich nicht; doch bis zum Hungerleiden, bis zu einer Stellung, wo dem Kinde jeder behaglich Genießende eine unangenehme Mahnung wird, war es nie gekommen.“ — So blieb er fern von allen Ansprüchen und doch empfänglich für jede Kleinigkeit. Und welcher Stoff zur Freude, und welches Entzücken, wenn nach den Schulstunden der Spielplatz — ein großer Plan mit alten Linden besetzt — ihn und seine Kameraden aufnahm — „wenn dann oft der Wirth des nahe dabei liegenden Gasthauses, nach allzu großem Lärm, mit einer Hetzkarbatsche, die er, langsam und scheinbar unbefangen sich nähernd, auf dem Rücken hielt, Jagd auf uns Kinder machte; oder wenn auf schmalem Teichdamme Jagd und Räuber gespielt wurde, wo mich wegen meiner Schnelligkeit — wir gingen Alle barfuß — Keiner fing; oder wenn der Bach uns einlud, durchzuwaten, und bis ins freie Feld sich unsere Spiele erstreckten! Das ist etwas Anderes, als ein durch Häuser beengter Spielplatz

in großen Städten!“ Wie fühlt man dem großen Meister diese Seligkeit der freien ländlichen Jugenderinnerung nach, wenn man selbst das Glück hatte, seine eigene Kindheit und Jugend fern von den engen Zwangsställen großer Städte in der Freiheit ländlicher Naturumgebung zu verleben!

Die Konfirmation beendete dieses freie Jugendglück. Es galt, einen Lebensberuf zu ergreifen. Man dachte an Schulmeisterei, an eine Schreiberstelle, zuletzt an Handelschaft, an Alles, nur nicht an das, was dem Knaben vor Allem am Herzen lag, an die Kunst; denn wo sollten zu einer solchen Laufbahn die Mittel herkommen? Endlich brachte man ihn zu einem Krämer seiner Vaterstadt in die Lehre. Der aber fand bald, „daß der Junge keinen Kaufmannsgeist habe“, und seine wiederholten Zurufe: „Du bist ein Strohkopf, aus Dir wird im Leben nichts!“ waren nicht eben geeignet, dem armen Lehrlinge Muth zu machen. Nach acht Wochen führte ihn Krankheit ins Elternhaus zurück, wo er erklärte: jedes Handwerk sei ihm recht, wenn er doch nicht Künstler werden könne, nur Krämer möge er nicht werden. Den Vater jammerte des Sohnes Lage, dessen Sehnsucht, auf der Dresdener Akademie sich zum Maler auszubilden, er kannte. Wie gern hätte er ihm diesen Wunsch gewährt, wäre es nicht unmöglich gewesen, die Mittel seines Unterhaltes aufzubringen! Dennoch verlor er den Muth nicht ganz. Es gelang ihm, durch einen Hof-Baudirektor aus Dresden, der in Pulsnitz Verwandte besuchte und dem er die Zeichnungen und Malereien seines Sohnes vorlegte, den damaligen Inspektor der Dresdener Akademie, Professor Seifert, soweit zu interessiren, daß derselbe den jungen Rietschel aufforderte, sich ihm in Dresden vorzustellen.

Diese Aufforderung war „ein ungeheures Ereigniß“ in dem Leben des noch nicht sechszehnjährigen Knaben. Ein Unmögliches

schien ihm plötzlich als wirklich nahe gerückt, und er fühlte sich wie betäubt, als er mit Schauern der Ehrfurcht — er, der bisher nie ein Kunstwerk gesehen und von dem Dasein einer „Akademie“ erst durch einen reisenden Handlungs-Commis gehört hatte — zum ersten Male vor einen „Professor“ der Kunst trat, in welchem er den verkörperten Inbegriff alles höchsten Erreichbaren anstaunend verehrte. Er war sprachlos vor Erregung, und der Vater, mit dem er hingewandert war, mußte die an ihn gerichteten Fragen des Professors für ihn beantworten. Das Resultat war ein günstiges. Der Professor lobte die mitgebrachten Arbeiten, und sein Spruch, der über das Lebensschicksal unseres Freundes entscheiden und Deutschland einen seiner größten Künstler geben sollte, lautete für Aufnahme in die Akademie zu Michaelis des Jahres 1820.

Sechszehn Jahre alt, durch Unterstützung einiger Freunde und durch eigene Ersparnisse mit der allernothwendigsten Ausrüstung versehen und mit einem baaren Geldvorrathe von sechs Thalern in der Tasche, zog der neue Kunstjünger in das schöne Elb-Florenz ein. Eine Wohnung fand sein Vater für ihn bei einer armen Waschfrau, mit der und ihren beiden Kindern er die einzige Wohnstube theilte, in welcher ihm ein Tisch und ein Fenster für seine Arbeiten überwiesen ward. Als Schlafraum ward ihm ein kleiner Bodenverschlag des einstöckigen Häuschens zu Theil, der im Sommer heiß zum Ersticken, im Winter dafür desto kälter war und ihn oft dem Erfrieren nahe brachte, indem bei Schneegestöber der Wind den feinen Schnee ihm durch die Ziegel auf's Bett wehte, auf welchem oft sein Athmen eine Eiskruste bildete! Dafür kosteten aber Wohnung und Frühstück auch nur 1 Thlr. 10 Groschen monatlich. Kartoffeln, Brod und Butter, welche die Eltern zuschickten, mußten die anderen Mahl-

zeiten liefern; denn ein Mittagbrod im Speisehause war unerschwinglicher Luxus bei einem „Wechsel", der meist nur aus Geldsendungen von vier bis acht Groschen, höchstens Einem Gulden bestand, vermehrt zuweilen durch eine treue Schwester, die von ihrem sauer erworbenen Lohne — sie diente als Magd — immer noch einen Sparpfennig für den Bruder Künstler zu erübrigen wußte. Zwar die Jugend, sagt man oft, erträgt all dergleichen leicht. Aber doch ist es herzbeklemmend, zu denken, daß in dieser Zeit der Noth und Entbehrung solche Wohnung und solche unzureichende Ernährung eines Jünglings in den entscheidenden Entwicklungsjahren den Grund gelegt haben mögen zu jenem Siechthum, das der Welt den herrlichen Meister so früh entreißen sollte!

Mit eisernem Fleiße arbeitete der junge Kunstschüler an der Seite eines neu gewonnenen Freundes, des später berühmten Kupferstechers Julius Thäter, der „wo möglich noch ärmer" als er selbst, sich gleichfalls unter den Schülern befand, an seiner ersten Zeichnung zur Akademie-Ausstellung. Sie erhielt einen Preis von 25 Thalern, in deren Besitze er sich ein Crösus dünkte. Ein Extrazuschuß von einem Dukaten, den ihm ein sächsischer Edelmann für die Zeichnung gab, erhöhte sein Glücksgefühl bis zu der Kühnheit, sich auch einmal ein Mittagessen in einem Speisehause zu Gute zu thun, ein Genuß, den er bisher immer nur als das Eigenthum „reicher und bevorzugter Menschen" betrachtet hatte. Rührend ist es zu lesen, wie er, nach langem Zaudern, heimlich und zeitiger, als sonst die Tischgäste sich einzufinden pflegten, in das nahe an der Akademie gelegene Speisehaus „zum goldenen Fasse" schleicht, sich irgend eine Speise ohne Wahl von dem Zettel geben läßt, sie so rasch hinunterißt, „daß er sich die Zunge verbrennt", und, froh,

ungesehen wieder hinauseilen zu können, sich davonmacht, als habe er etwas Verbotenes begangen! Ach, es ist nur allzu wahr, was er hinzusetzt, daß das Kind armer Leute direkt und indirekt gewöhnt wird, jeden, der ein gutes Kleid trägt, gut ißt und trinkt, mit Einem Worte, wohlhabend und bevorzugt ist, als einen Vornehmeren zu betrachten, zu dem der Arme allemal in einem untergeordneten und abhängigen Verhältnisse steht, indem ihm durch jenen irgend etwas in seiner Existenz gebessert oder gefährdet werden kann, je nachdem derselbe ihm wohl oder übel gesinnt ist!

Ein Jahr lang hielt er aus in jener ersten Wohnung, dann bezog er eine eigene, für einen halben Thaler Miethe monatlich, ein Dachstübchen auf dem Boden eines Hinterhauses, freilich — ohne Ofen im Winter. Aber dafür war die neue Wohnung ganz sein eigen, und der Winter von 1821 war wunderbar mild und kam ihm trefflich zu Statten. Seine Arbeiten im Gypssaale gehörten wieder zu den besten. Er erhielt auf's Neue den Geldpreis, ja, der Professor Matthäi, einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Akademie, dem Rietschel viel zu verdanken bekennt, kaufte ihm seine Zeichnungen ab als Vorlegeblätter für seine Privat-Akademie, was den jungen Kunstschüler nicht wenig ermuthigte. Auch einige Freitische fanden sich bei wohlwollenden Gönnern, wodurch seine Ernährung verbessert wurde. Es war hohe Zeit, denn er litt bereits an einem schweren Husten und an allen Folgen eines späten und darum um so schnelleren körperlichen Wachsens bei völlig unzureichender Pflege des Körpers.

Auch diese ersten Dresdener Lehrjahre sind in den autobiographischen Lebenserinnerungen voll reizender idyllischer Bilder. Bald finden sich zu seinem Freunde Thäter noch andere gleich-

gesinnte Genossen, an deren höherer Bildung und reicheren Schulkenntnissen er die Mängel seines Jugendunterrichtes zu ergänzen strebt, wie er denn sein ganzes Leben lang mit wahrhaft bewundernswürdigem Eifer und Fleiße Alles erfaßte, was die Lücken seines Wissens auszufüllen geeignet war. Der Minister Graf Einsiedel läßt ihn auffordern, sich zum Modelleur auszubilden, um als solcher später für sein Eisenwerk in Lauchhammer thätig zu werden, und verspricht ihm dafür sofortige Unterstützung an Geld und spätere Empfehlung an Dannecker oder Rauch. Rietschel, dem alle Mittel fehlten, sich nach absolvirter Schulzeit als Maler weiter zu bringen, sah sich gezwungen, auf den Antrag einzugehen, wofür er von dem Herrn Grafen eine Geldunterstützung von monatlich — drei Thalern erhielt! Sein Lehrmeister in der Plastik, der sächsische Hofbildhauer und Professor Pettrich, erwies sich ihm bald als einen unwissenden Stümper, und er sah sich selbst im äußerlich Technischen ganz allein auf sich angewiesen. Unsäglich waren die Mühen und Beschwerden, unter denen er jetzt, autodidaktisch ohne allen und jeden Beirath, seine ersten Arbeiten begann, unter Anderem einen 8 Fuß hohen Neptun für einen Brunnen zu Nordhausen. Die drei Jahre, welche er bei Pettrich arbeitete, waren völlig verloren. „Ich hatte“, schreibt er selbst, „dabei nichts gelernt, ja, gar Manches mir angewöhnt, was wieder abzulegen Zeit erforderte.“ Jeder Rath, jede Ermuthigung fehlten ihm, und der Hofbildhauer, sein Lehrmeister, erklärte ihm zum Ueberfluß: „aus ihm werde nie ein Bildhauer werden!“ Er sah, daß in Dresden, wo er nun sechs Jahre fast so gut wie verloren hatte, seines Bleibens nicht sei. Seine nächsten Freunde hatten es ohnehin bereits sämmtlich verlassen. So entschloß er sich denn, ihrem Beispiele zu folgen und nach Berlin zu Rauch zu wandern; — zu wan-

dern im buchstäblichen Sinne, denn zu der theuren Postfahrt reichten seine Mittel nicht aus. In Torgau aber zwang ihn das wilde Novemberwetter, sich auf die ordinäre Post zu setzen. Ein mitleidiger Postillion hüllte den in seiner leichten Bekleidung halb Erfrorenen in eine Pferdedecke!

So kam er nach Berlin; ohne Mittel, ohne Empfehlungen, ohne Freunde und Bekannte betrat er die große Stadt, wo er die ersten bedeutenden Sculpturwerke neuerer Kunst in den Statuen Blücher's, Bülow's und Scharnhorst's erblickte, und trat mit klopfendem Herzen in die Werkstätte ihres Meisters, des von ihm verehrten, aber eben so gefürchteten Rauch, den er kaum einmal vorübergehend in Dresden gesehen hatte. Der Empfang war wenig ermuthigend, ja, Rauch deutete ihm geradezu an, daß er kaum glaube, ihn in seinem Atelier behalten zu können. Doch erlaubte er ihm, vor der Hand „ein paar Wochen zu bleiben“! Es zeigte sich sofort, daß der neue Kunstjünger der Plastik in allem Technischen fast so unwissend sei, wie ein Hurone; er wußte nicht einmal, wie ein Relief modellirt werde. Dabei hatte er in Dresden eine nazarenische, die Antike verachtende Richtung bekommen, was ihn bei Rauch natürlich noch weniger empfehlen konnte. Aber das Auge des Meisters sah doch tiefer und erkannte bald unter all der unverschuldeten Vernachlässigung des Jünglings, der sein Schüler zu werden gekommen war, den reinen Goldgehalt der künstlerischen Begabung und des echten Genius. Während er den Schüler im Atelier mit strenger Herbheit und selbst Rauhheit behandelte, zog er ihn außerhalb desselben mehr und mehr in seine persönliche, fördernde Nähe. Er ließ ihn an verschiedenen seiner Arbeiten helfend Theil nehmen, und schon im nächsten Jahre (1827) empfahl er ihn zur Ausführung des Denkmals, welches man in Dresden dem Könige

Friedrich August zu errichten gedachte, ja, er ließ ihn bald darauf, obschon er der jüngste der Schüler im Atelier war, auf seine Kosten zum Dürer-Jubiläum nach Nürnberg reisen, um bei dem Feste „seine Werkstatt dort zu vertreten". Auf der Rückreise ward ihm das Glück, in Weimar Goethe sehen und ihm von dem Verlaufe des Festes und von Rauch's Arbeiten berichten zu dürfen.

Auch seine äußeren Verhältnisse besserten sich. Er konnte sogar seinen durch eine kleine Hypothekschuld hart bedrängten Eltern durch Vermittlung eines reichen Freundes, der ihm auf sein ehrliches Gesicht die Summe zinslos darlieh, rechtzeitige Hülfe gewähren. Mehr und mehr arbeitete er sich in Leben und Kunst, in Wissen und Bildung aus seiner unverschuldeten Mangelhaftigkeit heraus. Die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit seines bescheidenen, treuen, tüchtigen Wesens, seine volle Hingebung an die Kunst, deren höchste Aufgabe er früh als eine sittliche im vollen Sinne des Wortes erkannt, sein rastloses, nie sich genügendes, aller Belehrung, selbst wenn sie in herber Form geschah, stets offenes Vorwärtsstreben, die kindliche Reinheit endlich seines für alles Schöne, Edle und Große glühend empfänglichen Gemüthes und seine Virtuosität in der Freundschaft gewinnen ihm bald die Herzen der Menschen und den fördernden Verkehr mit den Besten. Er gewinnt bei der Preisbewerbung um das dreijährige Stipendium zu einer italienischen Reise — (eine Bewerbung, an der er sich nur der Ehre halber betheiligt, denn als „Ausländer" konnte ihm das Stipendium selbst nicht ertheilt werden!) — den ersten Preis, und die Empfehlung Rauch's und des akademischen Senats verschafft ihm von seiner vaterländischen Regierung ein Reise-Stipendium auf drei Jahre. Das Jahr darauf, 1829, ging er mit seinem Meister nach München,

wo er Rauch bei seinen Arbeiten an dem Königs-Monumente Hülfe leistete und ihn dann auf der Reise nach Italien, das er selbst erst ein Jahr später besuchen sollte, bis Innsbruck geleitete.

Hier brechen die eigenen Aufzeichnungen Rietschel's ab, und es beginnt, zum Theil das bisher Erzählte ergänzend und weiterführend, die Charakteristik des Künstlers und der Werke, die er seiner Nation geschaffen, durch seinen Biographen Oppermann — ein Werk, bei dem innige Liebe und feines Verständniß des Menschen und Künstlers die Feder geführt haben. Es ist hier nicht der Ort, dem Biographen durch das thatenreiche und doch so einfache Leben des großen Meisters im Einzelnen zu folgen. Nur Einen Punkt sei mir gestattet, aus demselben hervorzuheben: das Verhältniß, in welchem der Schüler vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn zu seinem Meister Rauch gestanden hat, weil ich das Glück genossen habe, dasselbe zum Theil aus eigener Anschauung und Kenntniß beurtheilen zu können. Dieses Verhältniß war das edelste, das sich denken läßt. Hören wir zunächst die Charakteristik, welche der Schüler von seinem Meister entwirft. „Rauch war durch und durch gesund an Geist und Körper; ihm war das Extravagiren in Phantasieen und Stimmungen zuwider, eben so leidenschaftlicher Ehrgeiz. Er verlangte, was er selbst war und that — reine Liebe, volles Aufgehen in der Kunst, Streben nach besten Kräften, nichts zu viel und nichts zu wenig. Jeder sollte streben, zu erreichen, so weit ihm die Flügel gewachsen wären, aber nicht darüber hinaus mit leerem Ehrgeiz sich quälen. Rauch war unerbittlich gegen sich selbst und konnte, wenn ihm in seiner Arbeit etwas mißfiel, das Resultat monatelanger Mühe vernichten, unermüdlich von Neuem beginnen. Er strebte wie ein Jüngling, und mühte sich, als sei sein Leben bis jetzt ohne Resultat gewesen. Er war bescheiden im tiefsten

Sinne des Wortes; manche Aeußerung von ihm hat mich in dieser Beziehung wahrhaft gerührt und hätte Tausende beschämen müssen. Eben so war er auch neidlos. Er konnte sich an Allem wahrhaft erfreuen, wo etwas Gutes und Schönes erreicht war, ja selbst dann, wenn er vielleicht selbst fühlte, daß dies eben so zu erreichen seinem gerade ihm eigenthümlichen Talente versagt bleiben müßte. Mochte nun ein solches Werk von einem Meister, wie etwa Thorwaldsen, sein oder von einem jungen obscuren Künstler: sein Mund floß dann von Freude und Lob über, und er wünschte und suchte Jeden, wo er konnte, an dieser Freude und Anerkennung mit zu betheiligen. So ist er auch immer jugendlich geblieben, weil er jede Arbeit, als hätte er noch nichts erreicht, mit einem immer frischen Anlaufe und Eifer begann." — Es ist dies eine Charakteristik, von der man zugleich jedes Wort auf Rietschel selbst anwenden kann.

Ernst und streng bis zur Herbigkeit hatte Rauch den Schüler angefaßt, als derselbe zuerst in seine Lehre kam. Vor Allem suchte er ihn aus der von Dresden mitgebrachten ascetischen Romantik des Nazarenismus herauszutreiben. Als der junge Rietschel einmal an dem neu angekommenen Abgusse einer herrlichen Niobe, die Rauch's Entzücken war, stillschweigend vorüber und an seine Arbeit ging, rief er ihm in scharfem, gereiztem Tone zu: „Nun! sagen Sie denn gar nichts?" — „Was denn?" fragte der verdutzte Schüler. „Haben Sie denn draußen das herrliche Werk nicht gesehen?" fuhr Rauch fort, und als jener verneinte, rief Rauch noch gereizter: „Sie haben es nicht gesehen? Nicht wahr, wenn es eine Madonna gewesen wäre, würde sie Ihnen wohl in die Augen gefallen sein?" Aber zugleich war Rauch derjenige, der in des Schülers erster Arbeit, in jener Reliefdarstellung: „Der Abschied der Penelope von

ihrem Vater Ikarios", welche ihm das Reise-Stipendium für Italien verschaffte, den Grundzug von Rietschel's künstlerischem Wesen erkannte und aussprach: „Ungesuchte Natürlichkeit der Motive, Deutlichkeit und Geschmack in der Anordnung und eine seltene Tiefe des Ausdrucks" — so hieß es in dem Urtheile der Akademie, bei dem Rauch ohne Zweifel die erste Stimme führte — ließen die Arbeit des jungen Künstlers einstimmig des ersten Preises würdig achten. Von der einfachen Liebe zur Natur, von dem Bestreben, die menschliche Empfindung in allen ihren Nüancen zum Ausdruck zu bringen, ist Rietschel — dieser Felix Mendelssohn unter den Plastikern unserer Zeit — ausgegangen, und dieser Grundzug ist es, der sein ganzes Künstlerleben und Schaffen beherrscht hat.

Von dieser Zeit an behandelte Rauch den Schüler, behandelte der auf der Höhe des Ruhmes und der Meisterschaft stehende dreiundfünfzigjährige Meister den fünfundzwanzigjährigen Jünger mehr und mehr als einen ebenbürtigen Freund. Er blieb mit ihm, nach der Trennung in Innsbruck, von Italien aus nach München im lebendigsten brieflichen Verkehre, der sich auch späterhin durch das ganze Leben beider erstreckte. Er giebt dem Schüler die allergenauesten Reiseberichte voll jugendlicher Frische und Anmuth; ja, als er befürchtet hatte, daß der eine seiner italienischen Reisebriefe verloren gegangen sein möchte, läßt er sich die Mühe nicht verdrießen, ihm seine Reise von Innsbruck nach Mailand in aller Ausführlichkeit noch einmal zu beschreiben. Noch mehr! Der große Künstler schüttet dem Schüler sein volles Herz aus, als er in Rom beim Anblicke von Thorwaldsen's Arbeiten, wie er an Rietschel (7. Jan. 1830) schreibt, „in diesem großen, vielseitig erleuchteten Spiegel — nur seine eigene Unzulänglichkeit vergleichend — sein Nichts" zu erblicken meint!

Und wie rührend ist es, wenn der Schüler darauf, den Meister zu trösten, ihm zuzurufen wagt: daß, „wenn auch ein Genius, wie Thorwaldsen, mit spielender Leichtigkeit und jugendlicher Frische die schönsten, mannigfachsten Gestalten und Formen hervorzuzaubern verstehe, welche die Sinne ergreifen, die Augen entzücken, wenn derselbe allerdings auf die höchste geistige Weise, ganz Herr in diesem Gebiete, herrsche, — so doch auch noch Andere da seien, die, wenn auch vielleicht mit jener glänzenden Leichtigkeit minder begabt, wohl aber mit männlichem Ernste, gründlicher Tiefe und beharrlichem Willen die höchste Meisterschaft erworben; welche viele Freuden des Lebens hingeben, um Werke zu schaffen, die mit schönen Formen nicht blos das Kennerauge ergötzen, sondern — was noch weit mehr sei — Werke, die vom Volke begriffen werden, es erheben, erfreuen, versittlichen, begeistern, wodurch doch allein ein Kunstwerk die wahre Autorität erhalte.“ Während der Schüler mit diesen Worten, die das ihn beglückende innigste Vertrauen seines verehrten Meisters seiner Bescheidenheit abnöthigte, den großen Künstler über dessen selbstquälerische Reflexionen zu beruhigen suchte, hat er mit denselben zugleich das beredteste und schlagendste Zeugniß abgelegt, daß er über sein eigenes Kunstideal, welches er sein ganzes edles Leben hindurch verfolgt und das er, wie wenige seiner mitstrebenden Zeitgenossen, erreicht hat, schon am Beginne seiner ruhmvollen Laufbahn völlig im Klaren sich befand.

Im folgenden Jahre ging Rietschel selbst von München nach Italien. Die Zeit politischer Aufregung (1830—1831) und die damaligen Verhältnisse des römischen Kunstlebens waren seinen Reiseeindrücken nicht günstig; das Warum? mag man bei seinem Biographen nachlesen. Er begnügte sich, nach Thorwaldsen's

Rath, „zu sehen, zu sammeln und zu behalten". Nach Berlin zurückgekehrt, begann und vollendete er die für die Walhalla ihm aufgetragene kolossale Marmorbüste „Luther's" — ein Auftrag, der, wie er aus Rom seinem Meister schrieb, ihn „unaussprechlich glücklich gemacht hatte". Er ahnte nicht, daß am Ende seiner Laufbahn ein unendlich größerer Auftrag seinen Namen für alle Zeiten an den Namen desselben gewaltigen Mannes knüpfen und daß ihm gerade die Vollendung dieses Werkes versagt sein sollte!

Nachdem er in Berlin im Atelier seines Meisters noch das lebensgroße Hülfsmodell zu dem Friedrich-August-Monumente für Dresden vollendet hatte, rief ihn seine Ernennung zum Professor an der Akademie der Künste von Rauch's Seite fort nach Dresden. Aber diese Entfernung trennte die beiden durch Freundschaft eng verbundenen Künstler nur äußerlich. Ihr inniger Zusammenhang, die Theilnahme an dem beiderseitigen Schaffen dauerte fort und überwand selbst alle nach und nach hervortretenden Verschiedenheiten in künstlerischen Dingen. Wenn einmal der Briefwechsel beider Männer — wozu wir, so wie überhaupt zur Herausgabe von Rietschel's Briefen und Aufzeichnungen, hiermit dringend auffordern — herausgegeben sein wird, dann wird auch dieser edle, an Goethe's und Schiller's Freundschaft erinnernde Zusammenhang beider großen Künstler in sein volles Licht treten. Daneben ließ Rietschel fast kein Jahr vergehen, ohne eine Reise nach Berlin zu seinem Rauch zu unternehmen, um sich an ihm und seinen Werken zu erfrischen. Wohl fanden sich allmählich hier und da auch wesentliche Abweichungen der Ansichten, ja, im Gegensatze zu seinem Meister trat Rietschel allmählich in seinen Auffassungen mehr und mehr entschieden und bewußt hervor. Aber nie kam es zwischen beiden jemals zu einer

Verstimmung ihres schönen Verhältnisses. Als Rauch seinem ehemaligen Schüler, der jetzt selbst als Meister da stand, einmal (1835) brieflich zurief: die Büste Tieck's, deren Auftrag er ihm zugewendet, „doch ja nicht zu zahm, sondern recht heroisch" aufzufassen, schrieb ihm Rietschel zurück: „Den weichen, romantischen Tieck kann ich mir nicht heroisch, wohl aber nobel denken. Was nützt es, wenn ich ihm kühne Stellung und Blicke gebe, die seinem Charakter fremd sind? Ich werde jene Zahmheit zu vermeiden suchen, die Sie von mir fürchten — früher vielleicht mit Recht!" Rauch nahm diese milde und doch selbstbewußte Ablehnung mit gleich würdigem Sinne auf, indem er die volle, berechtigte Selbständigkeit des einstigen Schülers mit großem Sinne anerkannte. Dieser aber fuhr fort, alles was ihn beschäftigte, was ihn in seinem persönlichen Leben wie in seinem Kunststreben erfreute und bekümmerte, erhob oder niederdrückte, dem theuren Meister mitzutheilen, der ihm für Alles das gründlichste Verständniß entgegenbrachte, während Rietschel das, was einst Rauch an ihm gethan, durch dasjenige vergalt, was er selbst jetzt an einem Jünglinge, der arm und hülflos zu ihm sich wandte, an August Wittig that, den er zu einem seiner bedeutendsten Schüler erzog.

Rauch's Durchdringen mit seinem Entwurfe zu dem Monumente Friedrich's des Großen, — ein Ereigniß, das Rauch in einem Briefe an Rietschel „das glücklichste seines Lebens" nannte, befestigte und bestärkte den jüngeren Meister in seiner eigenen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer realistischen, unbefangen volksthümlichen Monumentalsculptur. Er nannte später das Rauch'sche Monument „ein Werk, das ewig sei, und für das niemals eine Zeit kommen könne, in der es geringer geachtet werden könnte, ein Werk der Begeisterung, der echten Liebe, der

Gewissenhaftigkeit, reicher Erfahrungen, einem männlich starken Geiste allein angehörig". „An diesem Werke, setzt er hinzu, wird sich die Nachwelt begeistern können, wenn vieles Gepriesene jetziger Zeit vergessen und gemißachtet ist." Rauch selbst aber schrieb ihm: „Sie nur können beurtheilen, wie diese Arbeit die letzten Lebensfunken von allen Seiten anschürt, um dies mir von Gottes Gnade allein beschiedene große Werk zu vollenden! Wären Sie nur hier in der Nähe, damit ich manchmal die Stimme klarer, wahrer Beurtheilung in den Krisen lähmender, ja, tödtender Ungewißheit auf Augenblicke vernehmen könnte....! Nur kämpfend gelingt es mir manchmal, das ewige Hinderniß zu beseitigen, welches durch Ein Wort, Einen Blick des frischen Auges des Freundes alles erspart werden könnte!"

Es währte lange, ehe Rietschel als Künstler völlig zur Anerkennung durchdrang. Die Jahre schwerer Prüfung wurden ihm als Meister eben so wenig wie früher dem Schüler erspart. Zehn Jahre, nachdem er sich selbständig gemacht, vergingen ohne größere monumentale Aufträge, nach denen er sich sehnte. So schrieb er 1843 an Rauch, dessen Ausruhen nach Vollendung einer großen Arbeit er mit „der Ruhe Adam's im Paradiese" verglich: „Ich ruhe auch, wie Adam; aber vor dem Paradiese; die Thür macht einen gewaltigen Unterschied dazwischen!" In der Bewerbung um die Ausführung der Olbers-Statue in Bremen mußte er dem Bremer Steinhäuser weichen. Die Ausführung des Hochreliefs für das berliner Opernhaus konnte, bei aller Trefflichkeit des auch von Rauch höchlich bewunderten Werkes, doch dem innersten Drange und Zuge seines Wesens nicht Genüge thun. Dies gelang ihm erst in seiner Pietà, in seinen Arbeiten am dresdener Museum und vor Allem in der herrlichsten aller deutschen Monumental-Statuen, in dem Stand-

bilde Lessing's und in der Schiller- und Goethe-Gruppe zu Weimar, — Werke, die allein hinreichen, dem Namen Rietschel in der Geschichte der Kunst unseres Volkes unsterbliche Dauer zu sichern. Bei dem Standbilde Lessing's warf er zuerst den herkömmlichen drapirenden Mantel weg. „Ich will ihn ohne Mantel machen“, schrieb er, „denn Lessing suchte in seinem Leben nie etwas zu bemänteln, und gerade bei ihm wäre mir der Mantel wie eine rechte Lüge vorgekommen.“ Seit Schadow's „Ziethen“ und „altem Dessauer“ hatte das Keiner gewagt, selbst Rauch hatte sich niemals des plastischen Mantels entschlagen mögen. Dieses Werk erwarb ihm bald die Bewunderung Europa's. In Paris, wo es nebst der Pietà eine Zierde der großen Weltkunstausstellung des Jahres 1855 bildete, gestanden mir die beiden ersten plastischen Künstler Frankreichs, die großen Bildhauer Dumont und Rude, es sei das Größte, was in monumentaler statuarischer Plastik dieser realistischen Gattung geleistet sei. Auch befand sich Rietschel unter den fünf oder sechs Künstlern, welchen die große goldene Ehrenmedaille von den Preisrichtern zuerkannt wurde. Für dieses Werk giebt es nur Eine Kritik, und diese ist in den drei Worten enthalten: „Das ist Lessing.“ Wie Rauch sich zu diesem Werke verhalten, welches der deutschen Monumentalkunst eine neue Bahn erschlossen hat, sagt Rietschel's Biograph nicht. Wohl aber wissen wir, daß Rauch, der bei jener Preisvertheilung Uebergangene, der Erste war, der seinen Rietschel zu der erhaltenen Ehrenbezeigung in herzlicher Freude beglückwünschte. Bald jedoch sollte der ehemalige Schüler mit dem Meister, der Freund mit dem Freunde selbst in die Schranken des Wettkampfes sich gerufen sehen.

Karl Alexander von Weimar hatte Rauch aufgefordert, Schiller's und Goethe's Standbilder für Weimar auszuführen,

während das Standbild Wieland's Rietschel zugedacht war. Rauch's Modellskizze zeigte die beiden Heroen zu einer Gruppe vereinigt, in antikem Costume, was König Ludwig von Baiern, der im Costume historische Treue verlangte und deren Beobachtung als Bedingung seines erheblichen Beitrages zu den Kosten aufstellte, eine „Maskerade" nannte. Karl Alexander stellte sich aus Ueberzeugung auf Seite des kunstliebenden Königs, und Rauch, der nicht nachgeben wollte, verzichtete endlich ganz auf den Auftrag. Rietschel war eben von einer Gesundheitsreise nach Italien zurückgekommen. An ihn wandte man sich jetzt. Er schwankte lange. Es schien ihm eine Verletzung der Freundschaft, wenn er hier an Rauch's Stelle trete. Aber Rauch war und dachte nicht minder edel, wie sein Schüler. Er war groß genug, ihm zur Uebernahme des ehrenvollsten Antrages dringend zuzureden, obschon er sich selbst nur mit sehr schwerem Herzen von demselben zu trennen vermochte. Einen Augenblick dachte der schon Fünfundsiebenzigjährige daran, seinen Entwurf der Gruppe durch lebensgroße Ausarbeitung zu einer späteren Ausführung in Marmor vorzubereiten, und Rietschel bestärkte ihn in diesem Vorsatze durch brieflichen Zuspruch. Es kam nicht dazu — aber, was höher ist: diese gefährlichste aller Klippen, welche die, wie Rauch sich ausdrückte, „ins Widerwärtige gezogene Denkmalsache" der Freundschaft beider großen Künstler drohte, ward für beide zur höchsten Ehre und zur sichersten Bestätigung der Unzerstörbarkeit ihres Freundschafts-Verhältnisses; und so ist die Gruppe unserer beiden befreundeten Dichter-Heroen zugleich eine bleibende Erinnerung an die neidlose Freundschafts-Verbindung zweier großen ihnen geistverwandten Künstler unserer Nation. Während der ganzen Zeit, in welcher Rietschel mit der tiefen, stillen Gluth seiner Seele an diesem Werke arbeitete, sehen

wir ihr alle seine Nöthen und Bedenken, seine Sorgen und Mühen dem alten Meister und Freunde in Briefen anvertrauen, wie Rauch einst gegen ihn bei seinem Friedrichs-Monumente gethan.

Als Rietschel das Werk vollendet hatte, machte er sich auf nach Berlin, die Büste seines geliebten Meisters zu fertigen. Sie ward ein Meisterwerk der modernen Portrait-Bildkunst, ein Werk, von dem Alexander v. Humboldt gestand, „daß ihm Herrlicheres in der Sculptur der menschlichen Gesichtsbildung nie vor die Augen gekommen". Am 14. Juli 1857 schreibt Rietschel an seinen Meister nach der Rückkehr von einer Erholungsreise nach Tyrol im Vollgefühle des Glückes solcher Freundschaft und in dankbarer Erinnerung dessen, was ihm seit seinen Schülerjahren durch Rauch geworden: „Wie gern möchte ich jetzt mit Ihnen mich aussprechen, vor Allem meine Freude aussprechen, daß in den dreißig Jahren, in denen ich das Glück hatte, bei und mit Ihnen zu sein und zu leben, im geistigen und herzlichen Verkehr nie etwas eingetreten ist, was einen Mißton hervorgerufen, daß ich mich fort und fort von Ihnen geliebt und geschützt wußte, daß ich in Ihnen den treuen väterlichen Freund, den großen Künstler, mein hohes Vorbild lieben und verehren durfte. Daß dieses Glück mir noch lange erhalten bleibe, ist mein heißer Wunsch." — Er sollte nicht in Erfüllung gehen!

Es war im Herbste desselben Jahres, daß ich die beiden Meister in Rietschel's Hause zu Dresden beisammen sah, wohin Rauch gekommen war, um einen berühmten Arzt wegen seines beschwerlichen Steinleidens zu Rathe zu ziehen. Es war ein herzerhebender Anblick, die beiden großen Künstler beisammen zu sehen, zu hören, wie sie in Erinnerungen gemeinsamen Lebens und Strebens sich ergingen, zu schauen, wie der volle Blick des schönen Greises, dessen olympische Stattlichkeit kaum gebeugt

schien von der Last seiner achtzig Jahre, oft mit freudigem Ausdrucke sinnend ruhte auf den blassen, durchgeisteten Zügen der schlanken, feinen Gestalt seines gefeierten Zöglings und Freundes, dessen frischen Ruhm der greise Meister wie seinen eigenen mit hoher Befriedigung genoß. — Es waren die letzten Strahlen der sinkenden Sonne. Eine Reise nach Teplitz zu dem Arzte in rauher Jahreszeit verschlimmerte den Zustand Rauch's, und auch Rietschel, der den Freund dorthin begleitet hatte, kehrte angegriffen und krank zurück. Wenige Wochen darauf erlag Rauch seinen Leiden, am 3. Dezember 1857.

Rietschel's Schmerz über den Tod seines „edlen, geliebten Meisters" war unbeschreiblich, der Ausdruck desselben von rührender Erhabenheit. „Mir war immer," so schrieb er einem Freund, „so lange ich ihn lebend, ihn mir im Herzen nahe wußte, als hätte ich einen Halt, eine Zuflucht, einen Rath, wo jeder andere unzulänglich — eine Hülfe zur Ausdauer und zum Muthe. Mir ist's jetzt wie einem jungen Künstler, der, aus des Meisters Atelier entlassen, nun anfängt, auf eigenen Füßen zu stehen. Nicht dem Wesen nach ist es so gewesen — denn Rauch dort, ich hier, konnte er mir unmittelbar nichts von dem Erwähnten sein. Aber in seiner Liebe, in seinem Vertrauen zu mir, in seinem Beifalle lag etwas, das mich wohlthuend und festmachend berührte. Wie zwei, die auf dem Festlande, weit getrennt, doch das Gefühl haben: wenn es nöthig, könnt ihr bald bei einander sein! so war es mit uns. Nun liegt das Weltmeer dazwischen!"

Nicht lange sollte er den dahingeschiedenen Freund überleben. Schon in der Blüthe des Mannesalters hatte der Wurm des Todes an seinem Innern das Werk der Zerstörung begonnen. Kaum drei Jahre waren ihm selbst nach seines Meisters Heim-

gange noch zum Wirken und Schaffen vergönnt. Sie sind bezeichnet durch die drei großen Werke der braunschweiger Quadriga, der Kolossalstatue Karl Maria v. Weber's und durch das gewaltige Luther-Denkmal für Worms, dessen Vollendung ihm ein neidisches Geschick versagte. Wohl hegte er in der leidenden Brust die tiefe Sehnsucht, ja, den frommen Glauben, daß er nicht scheiden werde von der grünen Erde, ehe er dieses sein letztes und größtes Werk vollendet gesehen, das so wunderbar das Ende mit dem Beginne seiner schöpferischen Laufbahn verknüpfte. Noch auf seinem Krankenlager, das bald sein Sterbelager werden sollte, ließ er sich, wenige Tage vor seinem Tode, das große Gipsmodell seines Luther, an dem er bis zum letzten Hauche seiner Kraft gearbeitet hatte, aus dem Atelier in den Garten bringen. Von seinem Krankenzimmer aus betrachtete er mit tiefer Bewegung dieses sein letztes Werk. Er ordnete noch Einiges dafür an, doch schien er im Ganzen befriedigt. Am 21. Februar 1861 sollte es ausgestellt werden: am Morgen desselben Tages, in der Frühe um 6 Uhr, entschlief der Meister sanft und schmerzlos.

Ernst Rietschel war nicht nur einer der größten Künstler, sondern auch einer der liebenswürdigsten Menschen seines Volkes. Die Werke des Künstlers mit ihrer Rafaelischen Grazie und ihrer eben so charaktervollen als herzgewinnenden Schönheit stehen vor Jedermanns Augen. Der geistige Adel, die sittliche Schönheit des Menschen, der sein Inneres selbst zu einem edlen und schönen Kunstwerke gebildet hatte, der Zauber dieser anmuthvollen, bei aller Weiche und Sanftmuth des Fühlens und Empfindens doch da, wo es die höchsten Interessen seiner Kunst und die idealen Pflichten des sittlichen Menschen galt, so stahlfesten Persönlichkeit finden ein beredtes Zeugniß an dem Buche,

das die Hand der Liebe seinem Gedächtnisse gewidmet hat. Daß dieses Zeugniß vermehrt werde durch die Herausgabe von Rietschel's Briefen und sonstigen Aufzeichnungen, ist eine Bitte, die wir im Namen seines Volkes hier noch einmal an die Hinterbliebenen stellen und deren Gewährung wir im Interesse der Idee, für die der große Meister gelebt und gestrebt hat, mit Zuversicht erwarten dürfen.

Gluck,

der Reformator der Oper.

(1862.)

Gluck,
der Reformator der Oper*).

(1862.)

I.

Derselbe Meister, welchem wir die Darstellung von Beethoven's Leben und Schaffen verdanken, hat uns in diesem Werke das historische Ehrenstandbild des großen Deutschen aufgerichtet, der für das musikalische Drama der europäischen Kulturwelt dasselbe gewesen ist, was sein großer Zeit- und Volksgenosse Lessing für das deutsche Drama, — das Ehrenstandbild Christoph Willibald Gluck's, des Reformators der Oper.

Musas praeposuit Sirenis!

so lautet die Unterschrift unter der marmornen Kolossalbüste Gluck's, welche, von Houdon's Meisterhand geschaffen, neben den Büsten Quinault's, Lully's und Rameau's im Hause der „großen Oper" zu Paris dem deutschen Besucher den Ruhm seines großen Landsmannes ins Gedächtniß ruft**). „Er hat die Musen über die Sirenen gesetzt" — kein treffenderes Motto

*) Gluck und die Oper. Von Adolf Bernhard Marx. 2 Bände. Berlin, Verlag von Otto Janke. 1862.

**) Nach dieser Büste ist das Portrait Gluck's, von Albert Hertel gezeichnet, welches das Marx'sche Werk ziert.

könnte gefunden werden für das Wirken und Schaffen des Mannes, als dieser alte pythagoreische Ausspruch, den schon unser Wieland auf ihn angewendet hat. Das ganze Marx'sche Werk ist ein einziger siegreicher Beweis dafür. Es zeigt in einer, auch dem Laien klar verständlichen Weise den Werth, die Wichtigkeit und die Größe des Mannes und seiner Schöpfungen auf. Es zeigt uns mit ächt historischer Gedankentiefe das Woher? und Wohin? seines Künstlerlebens und Waltens; es erschließt uns mit der Gründlichkeit des Wissenden und mit der seherischen Begeisterung des Schauenden die innerste Natur des großen Reformators und das Wesen seiner Schöpfungen, und lehrt uns zugleich die wunderbaren Widersprüche in seinem künstlerischen Lebensgange aus innern und äußern Bedingnissen des Menschen begreifen. Der philosophisch geschulte Denker und der gelehrte Kenner der Kulturgeschichte, der Psychologe und der Dichter, der gebildete Historiker und der theoretische und praktische Musiker und Fachmann sind thätig gewesen an diesem Werke, das den Namen seines Verfassers unvergänglich an das Gedächtniß des Mannes knüpfen wird, dessen Leben und Wirken es schildert.

Von den fünf Büchern, in welche das Ganze zerfällt, schildert das erste nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung und den Beruf Gluck's die Jugendgeschichte des Meisters bis zu dessen siebenundzwanzigstem Jahre. Das zweite die „italische Zeit“, sein Schaffen auf dem Standpunkte und mit den Mitteln der bisherigen italienischen Oper, seine ersten Berührungen mit französischen Musikern in Paris und mit Händel in London. Diese Periode reicht bis in Gluck's achtundvierzigstes Lebensjahr, — denn erst in einem Alter, in welchem die meisten seiner großen Kunstgenossen bereits die Höhe ihrer Wirksamkeit erreicht haben, begann bei dem spät reifenden der entscheidende Durchbruch zu

der seinigen, zur Erfüllung seiner Aufgabe, der „Reformation der Oper“, in den zehn Jahren seiner Wiener Thätigkeit (1760 bis 1770), welche das dritte Buch schildert, und deren siegreichen Erfolg nach heftigsten Kämpfen auf der großen Ringstätte von Paris das vierte Buch erzählt. Das fünfte Buch endlich berichtet über den „Ausgang“ des großen Künstlerlebens.

Man hat es in der Anordnung des Werks getadelt, daß der Verfasser nicht, zur bequemern Ueberschau des Lesers, den individuell-biographischen von dem ästhetisch-kritischen Theile äußerlich streng gesondert, sondern es vorgezogen hat, sie beide chronologisch in einander zu verflechten. Ich erkenne in diesem Tadel vielmehr ein Lob. Denn nicht die Bequemlichkeit des flüchtigen Lesers ist bei einer biographisch-historischen Komposition, wie diese, das Maßgebende, sondern die künstlerische Nothwendigkeit ist es, welche auf eine höhere Einheit dringt, und die dem biographischen Künstler nicht gestattet, das künstlerische Individuum, das er schildern will, von seinen Werken, sein äußeres Leben von seinen Schöpfungen zu trennen. Zumal bei einem Manne wie Gluck, dessen äußeres persönliches Leben, abgetrennt von seinen Werken und der Entfaltung seines Wesens in ihnen, fast unbedeutend erscheinen muß. Aber wäre dieses Leben auch hundertmal reicher und wechselvoller, wäre es an Fülle des persönlichen Interesses selbst dem Leben eines Goethe vergleichbar, — welchem Biographen könnte es einfallen, Goethe's Leben von seinen Werken, den äußern Gang seiner persönlichen Schicksale getrennt von seiner innern Entwickelung und deren Ausprägung in seinen Schöpfungen darzustellen?

Christoph Willibald Gluck stammte aus einer Försterfamilie der Oberpfalz, wo er am 2. April 1714 zu Weidenwang seinem Vater, dem dortigen Förster, geboren ward. Der Vater, früher

Büchsenspanner des Prinzen Eugen von Savoyen, siedelte indeß schon drei Jahre nach des Sohnes Geburt nach Böhmen über, wo er als Forstmeister in die Dienste verschiedener böhmischer Magnaten, der Fürsten Kaunitz, Kinsky und Lobkowitz trat. Die Nachrichten über des Sohnes Jugendjahre sind spärlicher Art. Aber Eins steht fest: er hat eine glückliche Jugend gehabt. An Körper und Seele wohlgeboren, wuchs er auf, fern vom Geräusch der Städte im frischen grünen böhmischen Waldleben, so recht am Herzen der Natur, unverzärtelt durch die Erziehung des Vaters, den seine Buben oft auf seinen Waldritten selbst mitten im Winter barfuß begleiten mußten, um ihm Jagdgeräth oder Meßwerkzeug nachzutragen. Das zweite Glück war, daß er von frühzeitiger Musikdressur verschont blieb, denn sein Vater dachte nicht daran, aus dem lebhaften, starken und feurigen Knaben einen Musiker zu machen, eher einen Forstmann. Musik lernte er spielend und von selbst in dem musikfrohen Böhmerlande. Er sang und spielte Violine und Violoncello schon ziemlich fertig, als er noch in des Vaters Försterwohnung sein Wesen trieb. Das dritte Glück ward ihm zu Theil durch eine für jene Zeiten sehr tüchtige Schulausbildung. Der Vater wollte einen Mann aus ihm machen, der sich zu den Studirten zählen könne, und brachte ihn mit vierzehn Jahren auf das Jesuiten-Gymnasium zu Kommotau, wo er bis zu seinem zwanzigsten Jahre den Unterricht genoß. Was auch von der knechtenden Engherzigkeit der Jesuitenschulen gesagt werden mag, gewiß ist, daß Gluck dieser Anstalt eine nicht verächtliche formale Ausbildung und ein Wissen verdankte, wie man es bei Musikern von Haus aus nicht gerade häufig findet. Ein guter „Schulsack“ ist aber eine dankenswerthe Mitgift ins Leben für den Künstler. Auch seine musikalische Ausbildung ward dort gefördert. Er lernte Klavier und

Orgel spielen, und durfte bei den Kirchenmusiken mitwirken. Zwanzigjährig bezog er die Universität zu Prag. Hier war er angewiesen, sich selbst fortzuhelfen, denn die Mittel des Vaters waren beschränkt und die Familie zahlreich. Musik und Gesangunterricht mußten aushelfen, den Musensohn zu erhalten, und in den Ferien wanderte er als ächter „Prager Student“ im Lande umher, und spielte den Dörflern zum Tanze auf, wofür er oft nur in Lebensmitteln bezahlt ward.

Bessere Erträge gewährte später sein Violoncell- und Violinspiel bei Konzerten in größeren böhmischen Städten und auf den Schlössern des reichen Adels, unter dem er in der Familie Lobkowitz, der viele seiner Vorfahren als Förster gedient hatten, besondere Gönner fand, durch deren Vermittlung es ihm möglich ward (1736), nach Wien zu gehen, um sich dort weiter musikalisch auszubilden. Hier lernte ihn im Lobkowitz'schen Hause der lombardische Principe Melzi kennen, der ihn zu seinem Kammermusikus ernannte und ihn mit sich nach Mailand nahm, wo er ihn der Leitung des Komponisten San Martini übergab. In der Schule dieses Letztern blieb Gluck vier Jahre. Dann trat er am Mailänder Theater mit seiner ersten Oper Artaserse auf, der binnen fünf Jahren noch sieben andere große Opern folgten. Alle diese Opern waren durchaus in der Weise der italienischen Oper geschrieben, die damals, Frankreich ausgenommen, alle Bühnen Europa's beherrschte.

Die italienische Oper war aus dem Gedanken hervorgegangen, das altgriechische Drama, die Verbindung von Poesie und Musik, wiederherzustellen. Aber so begreiflich diese Idee bei den Romanen sein mochte, — ihre Ausführung war eine Unmöglichkeit in einem Volke und in einer Zeit, denen alle Lebensbedingungen und Grundlagen fehlten, unter denen und auf welchen die antike

Tragödie erwachsen war. Was durch jenes Streben gewonnen wurde, war die freie Gestalt der Musikrede, das Recitativ, und die Seelenmacht edlen, nach Wahrhaftigkeit trachtenden Gesanges. Aber der sittliche, religiöse und politische Inhalt der antiken Tragödie fehlte der neuen Schöpfung, wie er dem gesunkenen, in Knechtschaft, Sinnlichkeit und Geistesträgheit verkommenen italischen Volke fehlte. Freilich waren die Dichtungsstoffe, die man wählte, fast durchweg dem antiken Leben, oder vielmehr der griechischen und römischen, wie der mittelalterlichen Geschichte entnommen, und die Götter und Heroen der alten Mythologie bewegten sich in der neuentstandenen Oper, dem musikalischen Drama, unter und neben den großen Namen der Könige und Helden, der Kaiser und Tyrannen des Alterthums. Aber sie waren Schatten ohne Körper, hohle Namen ohne Inhalt, Masken, hinter denen sich die neue italische Zeit, ihr Leben, ihre Weltanschauung und das einzige Pathos versteckten, dessen diese italische Menschheit fähig war. Dies Pathos war die Liebe, die sinnliche, mit Intriguen durchflochtene Liebe, wie sie der italische Romane des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts vorfand. Hannibal und Scipio, Cato und Nero, Cäsar und Alexander, das ganze Heer der großen Helden und Herrscher der alten Welt, — ihrer Aller Lebensinhalt auf der Bühne in dem neuerweckten antiken Drama war — die Liebe. Und wo diese nicht ausreichte, trat der Prunk äußerer Ausstattung und das Schaugepränge der Aufzüge, Verwandlungen u. s. f. ausfüllend hinzu, — jene Auskunftsmittel der geistigen Armseligkeit, berechnet auf das gaffende Staunen der blöden Masse, vor dem schon Aristoteles in seiner Poetik die Dichter warnen zu müssen glaubte*). Ein weiteres

*) Aristot. Poetik. Kap. XIV., § 2—3. (Seite 118 der deutschen Uebers. v. Ad. Stahr.)

Ausfüllungsmittel der inhaltlichen Hohlheit waren ferner die Ballete, die, ohne Zusammenhang mit der Oper selbst, als Zwischenspiele eingeschaltet wurden, während man die Bereicherung und Ausdehnung des dramatischen Hergangs der Oper selbst durch Verdoppelung des Hauptmotivs und durch allerhand fremdartige Zusätze bewirkte, zu dem einen Liebesverhältnisse ein zweites und drittes stellte, und der Liebe außer den verwandten Motiven der Eifersucht, Untreue &c. auch noch ganz fremdartige: Ruhm- und Herrschsucht, Hofintriguen, Palastrevolutionen u. s. w. zugesellte. In allen diesen Dingen war die italische Oper nur der getreue Abdruck des wirklichen Lebens der Zeit und der sittlichen und politischen Verkommenheit des italischen Volks, wie das Marx vortrefflich nachweist.

So war die Dichtung beschaffen, mit der der Komponist es zu thun hatte, die er durch seine Musik zum erhöhten Leben bringen sollte. Aber diese Aufgabe war nur am Lebendigen zu lösen, nicht an dem von Hause aus Todten! Und diese Personen, diese Maskenbilder mit prunkendem Namen, waren todt und lebensunfähig, ihr Charakter, ihr Dasein, ihr Pathos ohne Wahrheit. Was blieb dem Musiker übrig, als sie für das zu nehmen, was sie für den Dichter gewesen waren, für harmlosen Maskenscherz, und sich an den eigentlichen Inhalt des hinter diesen Larven verborgenen Tageslebens zu halten? Darauf verstand sich die Musik des italischen Volkes damals so trefflich wie heute. Sie ward die Stimme dieser durch sie beseelten Masken, der Gesang wurde die Seele der Oper, und die Sänger die Träger derselben; für sie und ihre Individualität zu wirken ward die Aufgabe des Komponisten, und die Melodie als Ausdruck der vorwaltenden Persönlichkeit damit das Hauptmoment der Oper. Und da für diese alleinherrschende Melodie die gün-

stigste Stimme erkoren werden mußte, diese aber der Diskant ist, so ward damit in naturnothwendiger Folgerichtigkeit die Herrschaft der Sängerinnen in der Oper entschieden, und die Komponisten daneben zu „Leibschneidern für Stimme und Manier der jedesmaligen Hauptsängerin herabgesetzt". „Die Sängerin war die Oper!"

Doch nicht ganz! Neben die Sängerinnen traten als Mitregenten die Kastraten. Kastraten spielten und sangen, nicht nur im Alt und Tenor, sondern auch im Diskant, die Helden und Liebhaber in dem neuen musikalischen Drama, die Catone und Thoas, die Alexander und Cäsar! — für uns unfaßbar und undenkbar, für die damaligen Italiener ohne Anstoß, denn ihnen war es lediglich um den Gesang, um die Stimme des Singenden zu thun, um derentwillen die ganze Oper ja allein da war, die aus einer möglichst reichen Garnitur von dreißig bis vierzig und mehr Arien bestand, an die sich in sehr geringer Zahl Duette und noch spärlicher Terzette und Quartette, sowie ein paar kurze und bedeutungslose Chorsätze anschlossen. Vorbereitende und einleitende Ouvertüren gab es nicht. Sie waren nicht nöthig für eine Oper, die lediglich auf sinnlich-vergnügende Unterhaltung des Hörers gestellt war. Das „trockene Recitativ" (recitativo secco), das die Arien verknüpfte, sollte nichts anders vorstellen, als die platte prosaische Rede des gemeinen Lebens. Es war ein nothwendiges Uebel, eine lästige Aeußerlichkeit und wurde als solches behandelt. Die Zuschauer konversirten, scherzten und lachten, aßen und tranken, liebelten und kokettirten während des Zwischenraums von einer Arie zur andern, in Logen und Parterre, wie zum Theil noch heute in Italien geschieht. Der Bau der Arie selbst, das Hauptstück der Oper, war von einer unglaublichen Einförmigkeit.

So war die Oper beschaffen, als Gluck nach Italien kam. Sie war durchaus der gemäße Ausdruck des Lebens und Charakters der Nation, und die Theilnahme an dieser Volkslust und die Thätigkeit für sie gingen ins Ungeheure. In Venedig allein wurden in sechzig Jahren (1637—1700) Dreihundertsiebenundfünfzig neue Opern von vierzig Komponisten gegeben und zehn Jahre später war diese Zahl auf fast ein halbes Tausend gestiegen! Die Fruchtbarkeit der Komponisten gränzte an das Unglaubliche; ein Hasse wußte selbst nicht mehr, wie viele Opern er eigentlich geschrieben. „Eine Oper muß in einem kleinen Monat gemacht, gelernt und aufgeführt sein", schrieb noch 1773 ein italiänisirter deutscher Musiker, Naumann, aus Italien nach Deutschland. Originalität war dabei unmöglich, doch zeigten einzelne Blüthen, z. B. in den Opern Traetta's und Majo's, die reiche Begabung des Volks und die Möglichkeit eines tiefergreifenden Fortschritts, den zu thun einem fremden, dem deutschen Volksgeiste, vorbehalten war.

So schildert der Biograph den Grund und Boden, auf dem Gluck erwachsen und dem er die Möglichkeit seines künstlerischen Daseins verdanken sollte. Es ist eine Schilderung voll ächt historischen Geistes, erfüllt von jener philosophischen Anschauungsweise, welche jedes Volk und jede Zeit mit ihren Produktionen als nothwendige Momente in dem Entwicklungsgange des Menschenthums zu begreifen strebt, und darum allein auf Gerechtigkeit und Wahrheit Anspruch erheben darf.

Gluck tritt uns beim Beginn und in der ganzen ersten vierzehnjährigen Periode seiner Komponisten-Laufbahn durchaus nicht als Reformator entgegen. Die sämmtlichen Opern, die er während dieser Zeit schuf — acht an der Zahl —, bewegen sich durchweg in dem herkömmlichen, oben geschilderten Wesen, nur

daß hier und da bei dem Deutschen ein mehr wahrhafter Gefühlsausdruck als bei den meisten Italienern sich geltend macht. Er erwirbt sich in Italien einen Namen und wird, nach der hyperbolischen Sprache der Zeit, berühmt alle stelle; aber er bleibt wesentlich ein Opernkomponist wie andere auch. Im Jahre 1745 geht er als Begleiter seines Gönners, des Fürsten Lobkowitz, über Paris, wo er Rameau kennen lernt, nach London, wo die Begegnung mit dem fast dreißig Jahre älteren Meister Händel nachhaltig auf ihn einwirkt, und die Berührung mit dem ersten musikalischen Genius des Jahrhunderts ihn gekräftigt und erhoben entläßt, trotzdem daß seine Oper: la caduta de' Giganti, die er in London auf die Bühne brachte, keinen irgend bedeutenden Erfolg errang. Von London (1746) nach Deutschland zurückkehrend, feiert er zwei Jahre lang. Er fungirt eine Zeitlang bei dem Operndirektor Mingotti in Hamburg und Dresden als Kapellmeister und komponirt für denselben ein Festspiel in der gewöhnlichen Art. Aber erst in der Oper Semiramis, welche er 1748, nach Wien zurückgekehrt, zu Maria Theresia's Geburtsfeste komponirte, begann der Genius in ihm die ersten Flügelschläge. Die Oper ist noch ganz italiänisch, der Gegenstand, das Libretto, ein Produkt des damaligen „untrüglichen Opernpapstes“ Metastasio, nicht seine Wahl. Dennoch beginnt hier der Fortschritt, regt sich bereits mitten in welscher Umgebung das deutsche Gemüth in ihm. „Wie ein hochaufgestautes Wasser jedes Ritzchen aufsucht, um durchzusickern und vielleicht mächtigern Abfluß zu gewinnen, so quillt bei jedem Anlaß, bei jedem Naturbilde, bei jeder gelegentlichen Regung das geschäftig wühlende Gemüths- und Musikleben hervor, und endlich — grade wo es einzig möglich war, wo die Oper ein einzig Mal Drama wird, bricht es machtvoll durch und gewährt einen Ein-

blick in die schnell wieder verhüllte Zukunft des Künstlers und der Oper.“

II.

Vierundzwanzig Jahre lang (1748—1773) blieb jetzt Wien der Hauptsitz Glucks. Er komponirt während dieser langen Zeit zunächst eine Reihe von sechzehn Opern und Festspielen, alle mehr oder weniger im Geschmack der italischen Oper, unter denen neben der Semiramis besonders die Oper Telemacco, welche er 1750 in Rom aufführen ließ, Glück machte. Die Leitung der Aufführungen seiner Opern führte wiederholte Reisen nach Rom, Neapel und Kopenhagen herbei, die seinen Ruf erhöhten. Auch äußere Erfolgzeichen fehlen nicht. Der Papst verleiht ihm die Ritterwürde des Goldenen Sporns und er durfte fortan sich il cavaliere de Gluck schreiben und der adligen Gesellschaft ebenbürtig achten. Die Kaiserin Maria Theresia ernannte ihn (1754) zum Kapellmeister ihres Hoftheaters, ein reicher Banquier in Wien giebt ihm seine Tochter zur Ehe, mit der er in glücklicher Gemeinschaft bis zum Schlusse seiner Laufbahn lebte; die Wiener hohe Gesellschaft liebte und ehrte ihn, alle Thüren standen dem berühmten Maestro, dem heitern Sänger, dem trefflichen Geiger, dem liebenswürdigen Gesellschafter offen. Es fehlte eben an keinem Guten, an keinem Lebensglücke und äußern Erfolge. Und doch — wenn der fünfzigjährige Mann jetzt gestorben wäre, so würde die Geschichte der Musik kaum Ursache haben, auch nur seines Namens zu erwähnen. Denn alles das, was ihn zu Gluck, zu dem Gluck machen sollte, mit welchem sich eins der trefflichsten Werke der Kunst-

geschichte neuerer Zeit beschäftigt, alle die Schöpfungen, die seinen Namen unsterblich machen und eine völlige Reformation der Oper hervorbringen sollten — sie lagen damals noch vor ihm, noch ungeschaffen im Nebel der Zukunft. Gluck, der Schöpfer der wahren Oper, begann seine eigentliche Laufbahn in einem Lebensalter, in welchem die meisten andern großen Musiker dieselbe bereits beschlossen haben. Und auch dann war diese Bahn keine solche, die in grader Linie von Stufe zu Stufe ohne Umweg zum Ziele aufsteigt, vielmehr hat Marx vortrefflich gezeigt, wie Gluck selbst, nachdem ihm bereits die Sonne der neuen Wahrheit aufgegangen war, immer wieder von Zeit zu Zeit von ihr und von sich selbst ab- und in das alte Wesen der Aeußerlichkeit und Unwahrheit zurückfiel, aber nie, ohne daß sich dieser Abfall empfindlich an ihm rächte.

Schon in der Oper Telemacco (1750) hatte er den ersten Versuch gemacht, den Standpunkt der italiänischen Oper zu Gunsten festerer dramatischer Gestaltung zu überschreiten. Es war ein Vorversuch der späteren Reformation (Marx I. S. 201—202, vgl. S. 189 ff.), für deren Schöpfungen er bedeutende Theile und Gedanken dieser früheren Arbeit zu benutzen keinen Anstand nahm. Den ersten wahrhaft musikalischen Stoff fand er in der Innocenza giustificata (1755). Von da ab führte ihn das eigenste innere Bedürfniß, unterstützt durch seine wachsende allgemeine ästhetische Bildung, für die er ernstliche Studien machte, (M. S. 280 u. 286) auf den Kern und Grund dessen, was ihm fehlte, um seine ganze Kraft und Begabung als Musiker zu bethätigen und sich selbst in seinem Schaffen zu befriedigen. Er konnte es sich nicht länger verhehlen, daß es der Dichter sei, der bisher den Opernkomponisten im Stiche gelassen, und daß der Oper bisher die würdige Unterlage eines einheitlichen, auf Wahr-

heit eines menschlichen Pathos gebauten, dramatisch wirksamen Gedichts gefehlt habe. Mit dieser Einsicht begann die Reformation der Oper, „denn nur aus dem Zurückgehen auf den Grund der Dinge kann überall Reformation und Fortschritt erwachsen“. Mögen die deutschen Komponisten den warnenden Rath beherzigen, den ihnen bei dieser Gelegenheit in Bezug auf die dichterische Grundlage der Oper der Meister der Musikwissenschaft zuruft (S. 288).

Schritt vor Schritt sehen wir jetzt Gluck dem eigentlichen Ziele seiner Lebensaufgabe näher rücken. Das Glück begünstigt ihn, indem es ihm einen gebildeten Freund giebt, der mit Gluck zu fühlen im Stande ist, was der Oper noth thut, und hinreichende poetische Begabung besitzt, um dem sehnenden Verlangen des Musikers nachzukommen. Ein kaiserlicher Beamter in Wien, Italiäner von Geburt, ein litterarisch und ästhetisch gebildeter Mann und als solcher mit Gluck schon längere Zeit in eng befreundetem Verkehre lebend, Raniero di Calzabigi dichtet ihm, was er braucht, den Operntext zum Orpheus. Welchen Antheil Gluck an dem Gedicht hatte ist von Marx (I, S. 289—90, vgl. 391 ff.) nachgewiesen.

Der „Orpheus“ (1762) ist nur erst ein Schritt auf der Bahn der Reformation, aber ein mächtiger. Die ersten Morgenstrahlen der neuen Sonne erscheinen mit diesem Werke am Himmel der Kunst des musikalischen Drama's. Durch das Gedicht — so dramatisch unvollkommen es auch sein mag — hat jetzt Gluck zuerst ein würdiges Substrat seiner Musik gewonnen. Er schafft sich das Recitativ als die „hohe Sprache“ des Drama's; er gestaltet die Arie um zu dramatischem Anschlusse an die Einheit des Ganzen, und gründet so das musikalische Drama als musikalisch einheitliches Werk. Wir müssen es uns

versagen, auf die meisterhaften Ausführungen des Marx'schen Werks näher einzugehen, da ein Auszug derselben schlechterdings unmöglich ist. — Dem „Orpheus“ folgte fünf Jahre später (1767) die „Alceste“ und dieser zwei Jahre darauf die Oper „Paris und Helena“, zu denen wiederum Calzabigi als Dichter den Text lieferte. Der Fortschritt vom Orpheus zu Alceste war ein musikalischer, indem die letzte Oper gegen die erste gehalten, mit der sie übrigens den Mangel an wahrhaft dramatischer Handlung theilte — den italischen Boden durchaus verlassen und mit dem deutschen vertauscht hatte. Mit „Paris und Helena“ dagegen führt Gluck das Moment wirklicher Handlung, den Konflikt, das Ringen des Menschen gegen den Menschen und den Gegensatz der Charaktere zuerst in das musikalische Drama ein. Die wesentlichen Eigenschaften Glucks, Treue und Großheit, kommen in diesen drei Werken zu ihrer vollen Entfaltung, und wenn auch diese Werke noch lange nicht die höchsten sind, die er geschaffen: die Großheit in der tiefdurchdachten Auffassung des dichterischen Stoffs, und die hingebende Treue, mit welcher er sich vor allem in ihn versenkt, verdienen es, von dem Biographen als Aeschyleisch bezeichnet zu werden. Die dichterische Komposition ist es, von der er überall ausgeht, sie ist ihm das prius, der Ausgangspunkt, die Operationsbasis seines musikalischen Schaffens. „Ehe ich arbeite, suche ich vor allen Dingen zu vergessen, daß ich Musiker bin!“ sagt er selbst. Er schafft (wie er selbst sich ausdrückt) als „säße er bereits selbst im Parterre“ als ergriffener Schauer und Hörer, und das ist die rechte Weise, in der, wie schon Aristoteles gesagt hat, der dramatische Dichter schaffen soll und muß. „Er muß“, sagt der alte Weise von Stagira in seiner Poetik Cap. XVII, „seine Fabeln so komponiren und in der sprachlichen Darstellung aus-

führen, daß er dieselben in jedem Augenblicke, soviel als irgend möglich, sich selbst leibhaftig vor Augen gegenwärtig hält. Denn so allein, wenn er sie mit möglichster Deutlichkeit sieht, als wenn er selbst bei allem was geschieht mit anwesend wäre, kann er finden, was das jedesmal Passende ist, und sich möglichst wenig über das Gegentheil täuschen.“ — Grade so verfuhr, so schuf Gluck, denn nur das vom Künstler innerlich mit Erlebte wirkt, „zieht Blut“ (tira sangue), wie er zu sagen pflegte. Ja selbst Gluck, der Dirigent des bereits geschaffenen Kunstwerks unterlag diesem Zauber. Ein Zeitgenosse, der berühmte Kontrabassist Joseph Kämpfer, schildert uns sein Verhalten als Dirigent der Proben am Klavier, wie „jede Stelle des Affekts, des Wilden, Sanften, Traurigen sich in allen seinen Mienen und Geberden malte“. „Er lebt und stirbt mit seinen Helden, wüthet mit dem Achill, weint mit der Iphigenia, und in der Sterbearie der Alceste, bei der Stelle: Manco ...., moro ... e in tanto affanno non ho pianto — sinkt er ordentlich zurück und wird mit ihr beinahe zur Leiche.“

Trotz alledem ist es eine falsche Vorstellung, zu glauben, daß Gluck, seit er den ersten Schritt auf seiner reformatorischen Bahn gemacht hatte, dem erkannten Ideale in unverrückbarer Folgerichtigkeit nachgestrebt habe. Mit feinster psychologischer Erkenntniß von dem Wesen und der Bedingtheit seines Helden zeigt uns hier der Biograph den wahren Sachverhalt auf. Dem Manne, „der damit begonnen hatte, sich aus Dunkelheit und Armuth Schritt vor Schritt empor zu arbeiten, ihm, mit diesem (grunddeutschen) Grundzuge der Dienstlichkeit in seinem Charakter, und mit diesem, allen Künstlern eignen, Drange sich zu bethätigen — ihm scheint es schlechthin unmöglich gewesen zu sein, sich zu versagen, wo nur irgend eine Gelegenheit zur Bethätigung

sich darbot. Man muß eben bei der Betrachtung von Menschen begreifen lernen, daß sie von allzuvielfältigen Strebungen bewegt werden, als daß ihr Verhalten stets derselben graden Linie folgen könnte, welche die Grundlinie ihrer Bestimmung, das in ihnen lebende Ideal ist. Um diese ideal-grade Lebenslinie schlingt sich, in Wellenlinien links und rechts abweichend das wirkliche Leben; und grade diese Wellenlinie, bald so bald anders gewunden ist der Ausdruck des individuellen Charakters jedes Menschen."

Dennoch hatte Gluck ein volles Bewußtsein seiner großen Aufgabe und über die Art, wie er sie zu lösen unternommen. Dies beweisen seine Zueignungsschriften zu den Partituren der Alceste und der Oper Paris und Helena, welche Marx (I. S. 440—460) mittheilt und bespricht. Ich zweifle keinen Augenblick, daß beide Schriften von Gluck selbst herrühren. Das Verdienst ihrer richtigen Würdigung gehört dem Verfasser der Biographie.

III.

So hatte also ein Deutscher in Deutschland das Kunstwerk des neuen musikalischen Drama's geschaffen. Aber Deutschland war nicht die Stätte, wo der neuen Idee das volle Verständniß, dem Werke der Reformation die Stätte fruchtbarer und entscheidender Wirksamkeit geboten werden konnte. Hatte doch auch Händel diese Stätte im Auslande sich suchen müssen, die ihm das durch die Fürstenwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts tief herabgekommene Vaterland nicht darbot. Auch Gluck fühlte das, und die Begeisterung für sein Ideal ließ den jetzt Sechzigjährigen den Gedanken fassen, seine Wirksamkeit nach Paris,

dem damaligen Mittelpunkte aller aufstrebenden Bildung Europa's zu verlegen, nach Paris, das allein eine große Oper besaß, „die etwas Anderes war und wollte, als die italische," und die vor Allem Gewicht auf den dramatischen Charakter legte. Ein Freund, der Bailli des Maltheserordens, du Rollet, ein Mann von feinem Kunstsinn und Geschmack, der die drei Reformopern Gluck's verständnißvoll in sich aufgenommen hatte, bestärkte ihn in diesem Vorsatze.

Du Rollet that noch mehr. Er verfaßte ihm zum Zwecke seines Auftretens in Paris „Iphigenie in Aulis" nach Racine's Dichtung. Gluck ging an's Werk, die Komposition ward vollendet, und seine ehemalige Schülerin Marie Antoinette, jetzt Gemahlin des Dauphins von Frankreich, erwirkte den Befehl zur Aufführung der Oper und die Einladung an den Komponisten, nach Paris zu kommen, um Proben und Aufführung persönlich zu leiten. Ich übergehe die vortrefflichen Kapitel des zweiten Bandes, in welchen Marx über die antike Iphigenie, über Racine's und Rollet's Dichtungen, sowie über Gluck's Komposition eine Fülle der tiefsten und feinsten Untersuchungen mittheilt, und begnüge mich, den weitern historischen Verlauf von Gluck's reformatorischer Wirksamkeit in kurzen Umrissen zu skizziren.

Zahllose Schwierigkeiten setzen sich ihm entgegen. Seine Energie, sein stolzes Selbstbewußtsein, unterstützt von der Gunst seiner mächtigen Schülerin Marie Antoinette, überwindet sie alle. Der Sohn des von den Franzosen damals noch so tief verachteten deutschen Volks erringt in Paris den vollständigsten Triumph. Seine „Iphigenie in Aulis", sein „Orpheus" erregen Enthusiasmus, überhäufen den Schöpfer derselben mit Gold und Ehren, verschaffen ihm die Schätzung und Freundschaft der ersten Geister

Frankreichs. Der Erfolg berauscht ihn nicht, aber er erweckt ihm heftige Gegner, die ihm in dem Italiener Piccini einen Rival gegenüberstellen, und einen Kampf herbeiführen, der die ganze damalige gebildete Welt Frankreichs in zwei feindliche Heerlager theilte. Gluck war nicht stark genug der Versuchung zu widerstehen, durch gesteigerte Produktion, und — was schlimmer war — durch theilweisen Abfall von seiner Idee in der Umarbeitung seiner früheren reformatorischen Werke, Vortheil, Ehre und Erfolg steigern zu wollen. Die Strafe dafür blieb nicht aus. Ein Revolutionair, der Konzessionen macht, ist immer verloren, und Gluck war ein Revolutionair im Reiche des musikalischen Drama's. Schon meinten seine Gegner ihn besiegt, da raffte sich der alte Löwe auf's Neue empor zu einer Schöpfung, die sein Prinzip wieder in hellem Glanze erstrahlen ließ. Er schuf seine „Armide" nach Quinault's Dichtung (1777), und sein Meisterwerk, die „Iphigenie auf Tauris" (1779). Der Erfolg dieser beiden Werke, zumal der letzteren Oper, die in drei Jahren hundertundfunfzigmal in Paris aufgeführt wurde, war ein alles überwältigender. Der Sieg des neuen Prinzips war entschieden, und der vollendetste Ausdruck desselben, die „Taurische Iphigenie", hielt ihren Triumphzug über alle Bühnen Europa's, und steht noch heute da als unerreichtes Muster des ächten großen tragischen Stils im musikalischen Drama der neuen Zeit.

Gluck's Laufbahn war abgeschlossen, er hatte sein Ziel erreicht, seine Aufgabe gelöst. Am Vorabende des großen politischen Drama's, das die sozialen Zustände der Welt umgestalten sollte, hatte er die friedliche Revolution auf seinem Kunstgebiete vollendet, und dieselbe Marie Antoinette, deren Haupt jenes furchtbare Revolutionsdrama treffen sollte, hatte die Revolution des Künstlers fördern helfen. Gluck starb, an Jahren und Ehren

reich, in seinem lieben Wien, wohin er sich nach seinen Pariser Triumphen zurückgezogen hatte, am 15. November 1788, kaum ein Jahr vor dem einbrechenden Untergange der Welt in der er gelebt hatte, und deren Händel unbemerkt an ihm vorübergezogen waren. Es war wohlverdiente Gunst des Schicksals, daß es dem ruhmreichen Greise erspart blieb, den Sturz des lyrischen Italianismus in Leben und Staat des 18. Jahrhunderts durch den Komponisten Weltgeist zu erleben, und das Haupt seiner angebeteten Gönnerin Marie Antoinette unter dem blutigen Taktschlage der Guillotine fallen zu sehen.

Lassen wir das letzte Wort dem Manne, dessen biographisches Meisterwerk uns zu diesen Zeilen Veranlassung geboten hat. Anknüpfend an ein Wort A. W. Schlegel's (Dramat. Vorles. I, S. 68, 3. Ausg.) über das Wesen der Oper und an die verschärfte Anklage der Musik überhaupt in ihrer gegenwärtigen Verwilderung und erschlaffenden Ueberwucherung, welche Geist und Charakterkraft unseres Volkes gefährlich bedrohen — eine Anklage, die unter Andern Gervinus in seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts (I, 486) mit leidenschaftlicher Stärke erhoben hat, — läßt sich der Verfasser von „Gluck und die Oper“ am Schlusse seines Werkes also vernehmen:

„Erheben wir uns über den Standpunkt des bloßen Musikers zu dem höhern, auf dem die menschlichen Dinge unparteiisch gegen einander und in Hinsicht auf die geistige und sittliche Wohlfahrt der Völker gewogen werden, so können wir Angesichts der heutigen und schon lange bestehenden Ueberwucherung des ganzen Lebens durch Musik und obenein durch eine tiefgesunkene Musik, in welcher Zerstreuung, Sinnengenuß und virtuosische Hoffahrt die Herrschaft an sich gerissen haben, dem einsichtigen und gesinnungsedlen Geschichtsschreiber nicht widersprechen. Ja,

wenn die Musik nicht edlere Kräfte in sich trüge, so hätte auch der Dramaturg (Schlegel) Recht, der der Oper keine andere als jene niedere Sphäre zuweisen will, weil er sie zu der höhern nicht befähigt erachtet. Allein eben hier tritt, neben der tiefern Erkenntniß von dem Wesen der Musik, die Geschichte derselben tröstend und belehrend heran. Sie berichtet, wie viele Männer von hohem Geiste und edler Gesinnung in der Musik den Ausdruck ihres Lebensinhaltes gefunden, wie viele Tausende — und unter ihnen Hervorragende an Geist und Gemüth — sich an den Offenbarungen dieser Kunst erhoben und beseligt haben — an Offenbarungen, die eben nur sie kundzugeben vermochte, wie denn im Kreise der Künste jede ihren besondern, von keiner andern ersetzbaren Beruf und Wirkungskreis erfüllt. Hierin, nicht im Uebermaß der Verwendung und im Verderb, ist Wesen und Recht der Tonkunst zu fassen. Darum wird, so lange Menschen menschenwürdig bestehen, die Tragödie in ihrer klaren Höhe walten, unantastbar durch die Oper. Aber in Regionen und Zeiten, welche der Tragödie nicht zugänglich sind, sondern den Zutritt der Musik fordern, da wird das musikalische Drama in allen seinen Gestaltungen in sein Recht treten. Die höchste dieser Gestaltungen aber hat die Geschichte an den Namen Gluck geknüpft. Er hat jene Heroengestalten ohne Gleichen wieder heraufgeführt, von denen die Muse der Tragödie nach innerer Nothwendigkeit längst und für immer zurückgetreten ist, — wofern sie nicht in ganz veränderter Bedeutung (Goethe's Iphigenie) dieselben Gestalten zu neuem, ganz anderem Leben herbeigerufen hat. Und in diesen Kreis hoher Gestalten und Geschicke hat Gluck eingeführt, als kein Dichter vorhanden war, Gleiches zu gewähren, und kein Volk reif, solchen Dichter aus sich zu erzeugen oder aufzunehmen."

„Die Zeit steht vor den noch verschlossenen Pforten des heutigen Daseins, wo die Völker sich durch harte Kämpfe zu neuem, in Freiheit erhöhtem Dasein emporringen werden. Dann — und nicht eher — wird die neue Idee das Leben der Völker durchflammen und überglänzen. Dann wird der berufene Dichter die Tragödie schaffen, die das klare hochherrlich tönende Wort ausruft über die Völker. Dann aber — und nicht eher — wird der neue Gluck erstehen und die Gemüther erfüllen und beflügeln, in der Harmonie der Töne die Harmonie des neuen Lebens zu vernehmen."

Ich stehe am Schlusse meines Berichts. Er ist kaum ein flüchtig mit der Hand geschöpfter Trunk aus der reichen Quelle, die in dem Werke selbst dem nach Erkenntniß des Genius und seiner Werke Verlangenden fließt; aber er hat seinen Zweck erfüllt, wenn es gelungen sein sollte, den Leser einzuladen, sich an die Quelle reichster Belehrung und Erhebung selbst zu wenden.

Carl Mathy.

(1863.).

Karl Mathy*).

(1869.)

I.

Ein deutscher Flüchtling der dreißiger Jahre, von der bundestäglichen Polizei seiner Zeit selbst auf Schweizerboden von Ort zu Ort, von Versteck zu Versteck gehetzt, als Schullehrer eines schweizer Dorfes, als Journalist, mühsam sein und seiner Familie Leben fristend, und wenige Jahrzehnte später — zwei Jahre sind's her — sein Leben endend als vertrautester Rathgeber seines Fürsten, dessen Vorgänger ihn als ihren Feind beargwohnt hatten, als Staatsminister die Last dreier Ministerien tragend in demselben Staate, der ihn einst zum Exil gezwungen, und diese Wandlung seines Geschickes nicht einem Abfalle von seinen Ueberzeugungen, von den Idealen und Lebenszielen seiner Jugend verdankend, sondern dem unerschütterlich treuen Festhalten an denselben, nicht einer Umkehr und Bekehrung im Dienste der Reaktion, sondern seinem beharrlichen Fortwirken für die Einheit, Größe und Freiheit seines deutschen Vaterlandes: ein solcher Mann ist keine gewöhnliche Erscheinung in unserm Vaterlande und in unserer Zeit. Wohl hat er es verdient, daß ihm einer

*) Lebensgeschichte Karl Mathy's von G. Freytag (Leipzig, Hirzel 1870).

der liebenswürdigsten unter den lebenden deutschen Schriftstellern mit dieser „Geschichte seines Lebens“ ein Denkmal aufrichtete, und daß unsere ruhelos dahinstrudelnde Zeit bei diesem Lebensbilde verweile, um an ihm zu lernen, was einfache Charaktergröße und Ueberzeugungstreue, was Uneigennützigkeit und Redlichkeit, Mannesfestigkeit im Unglück und Besonnenheit im Glücke, was „fester Muth in schweren Leiden“ und „Wahrheit gegen Feind und Freund“ vermögen und werth sind.

Ein solcher Mann war Karl Mathy von Mannheim, und die Geschichte seines Lebens von 1807 bis 1868 ist zugleich ein Spiegelbild der deutschen Geschichte dieser Jahre. Denn „die sechszig Jahre seines Erdenlebens umschließen,“ wie sein Biograph mit Recht sagt, „das Aufsteigen deutscher Volkskraft aus Verarmung und politischem Elend zu verhältnißmäßigem Wohlstande und zu einer Großmacht. Es war eine Zeit harter Arbeit, mühsamen Ringens, vergeblicher Anläufe und doch eines stillen unaufhaltsamen Wachsthums. Wie sich in ihr ein einzelnes Menschenleben darstellt, soll hier gezeigt werden. Es ist das Leben eines Süddeutschen, der bei seiner Geburt keine Heimat fand, deren Geschichte ihm patriotischen Stolz oder auch nur patriotische Trauer möglich machte. Wie einen gescheuten, warmherzigen Deutschen der rheinischen Pfalz Sehnsucht, Verständniß und Kampffreude für die Zukunft des deutschen Staats umhertrieb und erhob“, wie ein solcher Mann als Journalist und Volkslehrer, als Abgeordneter, als Leiter großer Geschäfte und als Staatsmann seine Kraft für Andere gerade immer in den Thätigkeiten verwerthet, welche nach dem Zuge der Zeit obenanstanden, und endlich: wie unter Allen, welche den großen Bildungsprozeß der Nation in den letzten vierzig Jahren durchgemacht haben, „kaum Einer ist, der so hingebend, so mühevoll, so

tapfer und in so ausgesetzter Stellung alle Konflikte durchgekämpft hat und zu so sicherer Freiheit in ihnen gewachsen ist, wie Karl Mathy" — dies darzulegen, hat sich sein Biograph zur Aufgabe gestellt, und wir dürfen sagen, daß ihm gelungen ist, diese Aufgabe zu lösen.

„Ein Guter, stammend von Guten!" Dies Glück, welches die alten Hellenen rühmen, ward Karl Mathy zu Theil. Sein Vater, ein katholischer Geistlicher und Jugendlehrer, war ein tüchtiger, freidenkender Mann, der als solcher von den durch ihn angegriffenen Jesuiten und Jesuitengenossen angefeindet und verfolgt, mit dem gesammten römischen Priesterthume brach, seine Priesterstelle niederlegte, zum Protestantismus übertrat und Professor der lateinischen Sprache und Mathematik am neuerrichteten Lyceum zu Mannheim wurde. Von ihm erbte sein ältester Sohn Karl, der dem Dreiundfünfzigjährigen geboren wurde, den Ernst der Redlichkeit und das Talent und die Lust zum Lehren, den methodischen Fleiß der Arbeit und den gewissenhaften Ordnungssinn, sowie die strengste Wahrhaftigkeit gegen sich und andere, die vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte. Von der Mutter das liebevolle Herz und die hingebende Aufopferungsfähigkeit. Noch nicht achtzehnjährig, bezog er (1824) die Universität Heidelberg, um „Staatswissenschaften" zu studiren, damals Kameralia genannt, deren Studium in jenen Zeiten die beste Aussicht für den Staatsdienst gewährte. Und er „studirte" wirklich; denn ihm war es ernst mit einer Wirksamkeit im Staate und für den Staat, wie den meisten derer, die wie er, damals der „Burschenschaft" angehörten, — jener ersten preisenswürdigen Erhebung der deutschen studirenden Jugend aus Wüstheit und ideenloser Rohheit, deren Vertreter, die vielgespaltenen Landsmannschaften, nur allzutreu das Bild unserer elenden politischen Zustände widerspiegelten. Dabei

war er kein Duckmäuser; er wußte, wenn nöthig, auf der Mensur seinen Mann zu stehen. Aber das gewöhnliche studentische Treiben interessirte ihn nicht. Sein Blick ging früh über die kurzen Universitätsjahre hinaus auf ernste Ziele. Dazu kam noch Persönliches. Sein Vater starb, ehe der Sohn noch seine Universitätszeit beendet hatte, und ließ ihn, den ältesten Sohn, mit achtzehn Jahren zurück als Berather und Stütze einer zahlreichen unbemittelten Familie, auf seine eigene Arbeit angewiesen, um sich zu erhalten. Mit Stundengeben brachte er sich durch, ein mühsames Brot; indeß die schwere Arbeit stählte ihm Kraft und Charakter. Als er aber nach beendeten Universitätsstudien an der Schwelle der „Staats-Karrière" stand, stockte sein Fuß. „Die Ideen von Freiheit und Manneswürde, von einem großen Deutschland und dem Stolz eines Bürgers" — Ideen mit denen sich seine burschenschaftliche Jugend genährt hatte, — „waren damals nur Träume schwärmender Jugend. Was er als Beamter werden konnte, ein kleiner Tyrann eines kleinen Staates, der vom Aktentische die Unterthanen des Landes im Gehorsam hielt, das erschien seinem wahrhaften Sinne als ein Unrecht gegen sich selbst und gegen Andere." Jung und kräftig, waffengeübt und kenntnißreich, lockte es ihn in die Ferne, zur Theilnahme an dem Erhebungskampfe der Griechen und der Neubegründung eines Staates. Es war damals die Zeit des Philhellenenthums, viele tüchtige Männer — nicht wenige aus den deutschen Burschenschaften — folgten diesem Zuge. Auch Mathy entschloß sich dazu. Mit mühsam erspartem Gelde ging er, ohne seinen Vorsatz irgend wem kund zu geben, nach Paris zu dem griechischen Hauptcomité. Aber trotzdem daß er über ein Vierteljahr dort verweilte, wieder mit Unterrichtertheilen sein Leben fristend, erreichte er seinen Zweck nicht. So blieb ihm

keine Wahl. Er wanderte zu Fuß nach Mannheim zurück, bestand ehrenvoll seine Staatsprüfung und trat als jüngstes Mitglied in die „regierende Corporation" seines kleinen Vaterlandes, in die badische Büreaukratie ein.

Aber seines Bleibens in ihr sollte nicht lange sein. Das Jahr 1830 brach herein, und Mathy gehörte nicht zu den letzten, die sein Aufschwung mächtig erfaßte. Er hatte schon früher für Journale zu schreiben begonnen, denn seine Anstellung trug ihm kein Gehalt ein. Jetzt verdoppelte er diese Thätigkeit, es schien an der Zeit, erfolgreich für Reform der Zustände wirken zu können. Für Reform, nicht für Revolution; nur jene, nicht diese, war das Ziel schon des Vierundzwanzigjährigen, und die erste selbständige Schrift, die er damals (1831) schrieb, war nicht eine Phrasenbroschüre, sondern eine wissenschaftliche Schrift „über die Einführung einer Vermögenssteuer in Baden", von der Manches noch heute Beachtung verdient. Regierung und Kammeropposition wurden jetzt aufmerksam auf ihn, aber seine eigenen Sympathien waren bei der letzteren. Das von Freytag vortrefflich geschilderte Hambacher Fest regte ihn an zur Gründung eines eigenen Journals „Der Zeitgeist"; indeß schon am Tage nach dem Erscheinen der ersten Nummer hob der Frankfurter Bundestag die gesetzlich geregelte badische Preßfreiheit auf, und jetzt begann der kraftaufreibende verbitternde Kampf mit einer Censur, die nur wir Aeltere noch in ihrer ganzen empörenden Schmählichkeit kennen. Mathy und sein Blatt erlagen in diesem Kampfe. Er selbst ward gezwungen, aus dem Staatsdienste zu treten und war jetzt ganz auf journalistischen Erwerb und Thätigkeit angewiesen, um sich und die Seinen — denn er hatte sich inzwischen verheirathet und seine Gattin ihm den ersten Knaben geboren — zu erhalten. Das Glück des Hauses entschädigte ihn für alle Noth und Mühsal,

und beide waren nicht klein für den siebenundzwanzigjährigen Mann und Hausvater. Aber während er für die eigene Existenz rang, verlor er nicht Liebe und Sorge für das Allgemeine. Er war der erste und einzige in seinem Lande, der eine Schrift für den Anschluß Badens an den Zollverein schrieb gegen die demselben feindliche, allgemeine Strömung um ihn her, und er, der arme Journalist, ließ diese Schrift auf seine Kosten drucken! Daneben schrieb er die Kammerberichte für die „Allgemeine Zeitung“, korrespondirte für andere Journale, arbeitete für das damals von Welcker und Rotteck begonnene „Staatslexikon“, schrieb Erläuterungen zur Gemeindeordnung, und übte sich als Setzer in der Druckerei eines Freundes, wo der englische Lord Stanhope ihn eines Tages dessen englisches Manuskript mit großem Erstaunen gleich aus dem Englischen in's Deutsche setzen, und sich von dem Setzer englisch angeredet sah.

Trotz alledem aber sollte seines Bleibens im Vaterlande auf dem so mühsam erkämpften Boden nicht lange mehr sein. Die politischen Verfolgungen begannen. Mathy war niemals Mitglied einer geheimen Gesellschaft, weder damals noch später in seinem Leben. Er hatte eine tiefe Abneigung gegen all dergleichen Geheimtreiben. Aber er hatte Verfolgten geholfen, Flüchtige unterstützt oft mit persönlicher Gefahr und Aufopferungen aller Art, denn er sah in ihnen Opfer der unerträglichen Tyrannei, die damals auf den deutschen Zuständen lastete. So mißbilligte und verwarf er den kopflosen Frankfurter Aufstandsversuch, aber er konnte es nicht über's Herz bringen, den Opfern desselben, denen die Schergen auf dem Nacken saßen, seine Hülfe zum Entkommen zu versagen, wenn sie ihn darum baten. Er kam darüber in Untersuchung und Gefängniß. Aus dem letzteren ward er bald entlassen, jedoch die Untersuchung blieb zwanzig Monate spruch-

los über ihm schweben. Haussuchungen folgten auf Haussuchungen. Man fand nichts Strafbares. Aber die Mainzer Centraluntersuchungs-Kommission forderte von Baden größere Strenge. Alle Freunde riethen Mathy sich wenigstens für die nächste Zeit vor neuer Haft in Sicherheit zu bringen. Wer es weiß, wie wenig damals dazu gehörte, einen des Liberalismus angeschuldigten Mann in jahrelangen Untersuchungskerker zu bringen, wird es begreifen, daß Mathy nach langem Widerstreben endlich dem Rathe folgte. „Ich habe ertragen,“ schrieb er den Seinen, „was nur immer möglich war, so lange mir ein Schimmer von Hoffnung blieb, in meinem Vaterlande als nützlicher Bürger zu leben.“ Er ging in die Schweiz, um dort Lehrer zu werden. Der kaum 28jährige Mann war heimatlos und — allein, als er an einem Frühlingsmorgen zu Fuße aus dem Thore von Karlsruhe wanderte. Weib und Kind sollten ihm nachfolgen, sobald er eine bleibende Stätte gefunden haben würde.

Der Abschnitt, welcher Mathy's sechsjährigen Aufenthalt in der Schweiz behandelt, ist ohne Frage der gelungenste und anziehendste des Freytag'schen Buches, leidet aber eben deshalb kaum einen Auszug. Das Schweizer Flüchtlingsleben der dreißiger Jahre mit seinen Thorheiten, von denen sich Mathy fern zu halten, mit seinem Elende und seinen Nöthen, von denen er sein schweres Theil männlich zu ertragen weiß; die Gestalten, welche dabei in den Vordergrund treten: voran Mazzini, dem ein eigenes Kapitel gewidmet ist, das „junge Europa“ und die „Junge Schweiz“, das deutsche Flüchtlingstreiben und die damals viel genannten, jetzt lange verschollenen Namen eines Georg Fein und Rauschenplatt, Siebenpfeiffer, Harro Harring, Sauerwein, Alle treten uns in lebensvollen Bildern entgegen. Oft in tief ergreifenden. Denn Elend und Verkümmerung waren das Schick-

sal der meisten deutschen Flüchtlinge, zumal als, von Deutschland her geschürt, die Verfolgung auch hier über sie einbrach. Schon vorher verarmt an Mitteln und Hoffnung, überkam sie jetzt tödtliche Ermattung, stumpfe Gleichgültigkeit, zuletzt Verzweiflung. „Schnell wurden sie alt und welk an Leib und Seele, losgerissene Blätter, welche im Wirbel daherfuhren; viele hat der Gram getödtet, viele sind schlechter geworden, nicht wenige haben in Wahnsinn geendet. Wer diese Zeit überstand, ohne Einbuße von Lebenskraft und Pflichtgefühl, der mußte ein festes Gefüge haben an Körper und Geist."

Mathy überstand sie. Aber es gab Momente, wo selbst er nahe am Unterliegen war.

Das erste Jahr verging leidlich. Es gelang ihm Erwerb zu finden für sich und seine ihm nachgekommene Familie, wenn auch spärlichen. Er lernte Mazzini kennen und wurde Uebersetzer, Mitarbeiter, Redakteur, zuletzt Faktotum für dessen neues Blatt, und er gewann die Freundschaft Giovanni Ruffini's, des nachmals berühmt gewordenen Romandichters, des Verfassers von „Doktor Antonio", der ihm noch vor wenigen Jahren in seinem Buche „Ein stiller Winkel" ein so schönes Denkmal der Erinnerung aus jener Schweizer-Zeit gesetzt hat. Er schrieb wieder für die „Allgemeine Zeitung" und gab Lehrstunden am Gymnasium der kleinen Stadt Biel, wo sein Blatt erschien. Dann aber brach auch über ihn das Unglück herein. Die Flüchtlingshatz begann. Er ward ins Gefängniß geworfen, und am Schlusse der Haft ihm das Gastrecht gekündigt. Von Ort zu Ort, von Kanton zu Kanton flüchtete der Ausgewiesene, bald mit, bald ohne Weib und Kind, um ein Asyl zu suchen. Sogar die Rückkehr nach Baden versuchte er durch einen Vermittler. Vergeblich! Auch dort, so lautete der Bescheid, erwarteten ihn Haft und Untersuchung. Viele

treffliche Männer der Schweiz wollten ihm wohl, aber der Druck von außen auf die Regierungen vereitelte ihre Bemühungen. Bern, Zürich, Luzern, Solothurn und zuletzt auch Aarau wiesen ihn aus. In Aarau sucht man ihm eine Anstellung als Lehrer des Gymnasiums zuzuwenden. Er macht die Prüfung, heimlich im Regierungsgebäude, während die Polizei auf ihn zu fahnden angewiesen ist, besteht sie ehrenvoll, und — ein anderer erhält durch Umtriebe die Stelle! Er flüchtet bei Nacht mit Weib und Kindern nach dem kleinen Badeorte Grenchen. Auch dahin folgen ihm die Schergen der Polizei, und zwingen ihn mehrmals zu schnellem Entweichen. Da endlich kam nach vier Monaten die Kunde, daß sein Name in Bern von der Proskriptionsliste gestrichen sei. Eine Schrift „Ueber und gegen den Zehnten", die er trotz aller dieser Unruhen auszuarbeiten noch Zeit und Kraft gefunden, war mit dem Preise gekrönt worden und verschaffte ihm in der Schweiz überall Anerkennung. Einen Mann von solchem Urtheil und Kenntnissen, hieß es, müsse man im Lande zu behalten suchen. Bald darauf ernannte ihn die Regierung von Solothurn zum Lehrer an der neuerrichteten Sekundärschule von Grenchen. Selbst der katholische Pfarrer des Dorfs hatte sich zu seinen, des Protestanten, Gunsten ausgesprochen. So ward der spätere Minister Dorfschulmeister von Grenchen. Sein Leben lang war er stolz darauf es gewesen zu sein, stolzer als auf Alles, was er später erreichte. Er hatte sich übrigens Alles erst zu erobern und zu schaffen, selbst die unentbehrlichsten Lehrmittel nicht nur für sich, sondern auch für die Schüler. Einrichtung, Lehrplan, die ganze Schule war und ward sein Werk. Er hatte die Rohheit und Gleichgültigkeit der Einwohner, ihr Mißtrauen gegen den „Fremden", den Protestanten, den bösen Willen Mancher zu überwinden, und er überwand ihn. Er hatte die

Liebe der Jugend zu gewinnen, und er gewann sie in einem Grade, wie selten ein Lehrer sie besessen hat. Er hatte sich zu wahren vor Vereinsamung und geistigem Zurückgange in den engen Verhältnissen, ohne alle literarischen Hülfsmittel, bei einer Besoldung von sechs, später achthundert Schweizerfranken (wenig über vierhundert Thalern), belastet mit der Sorge für Weib und Kinder; aber das Gefühl endlich doch festen Boden unter den Füßen zu haben, verdoppelte seine Kraft. Um seine Mittel zu mehren, schrieb er in den spärlichen Mußestunden für Journale und Jugendschriften. Als er nach langer Zeit das Honorar dafür — 500 Gulden — erwartet, hat der Verleger Bankerott gemacht und das Weite gesucht; statt des Geldes kamen ein Paar Kisten mit Bilderbogen und Spiele für die Jugend als sein Antheil von den Trümmern des Geschäfts, und der treue Mann setzt sich nieder und schnitzt und pappt sie zurecht bei nächtlicher Weile zum Verkauf und Vertrieb in der Umgegend und schreibt in sein Notizbüchlein: „Gutes Glück! Es ist für Weib und Kind!“ Wer diese ganze in ihrer Einfachheit so erhabene Idylle des Schulmeisters von Grenchen, wie sie Freytag geschildert hat, ohne Rührung und ohne Erhebung lesen kann, der muß sehr trockenen Herzens sein.

Ueber drei Jahre blieb Mathy in Grenchen. Inzwischen war im Vaterlande sein ihn völlig freisprechendes Urtheil gesprochen, sein Name von der Liste der Verdächtigen gestrichen. Die Heimkehr stand ihm offen. Er hatte sie immer ersehnt, denn sein Herz gehörte Deutschland. Vieles vereinigte sich, ihn zur Rückkehr zu bestimmen, obschon man ihn jetzt, wo man seinen Werth voll erkannt hatte, durch Aussichten aller Art in der Schweiz fest zu halten bemüht war. Als daher ein Freund, der Buchhändler Groos von Mannheim nach Grenchen kam, und ihm die Stelle eines Redakteurs bei einer neu gegründeten Badenschen

Zeitungan trug, schlug er trotz des geringen Gehalts von nur tausend Gulden ein. Präsident und kleiner Rath des Kantons gewährten die erbetene Entlassung mit dem Ausdrucke tiefen Bedauerns und einer Anerkennung seiner Verdienste, wie sie ehrenvoller nicht ausgesprochen werden kann; und er durfte sich sagen, daß er dieselbe vollauf verdient hatte.

II.

Es war im Jahre 1841, daß Mathy nach Baden zurückkehrte. Er hatte viel gelernt im Exile, und viele Erfahrungen gesammelt, auch sein Urtheil über die Zustände der Heimat war milder geworden, seit er erlebt, daß auch in Republiken Egoismus und parteiliche Bevorzugung, Polizeiwillkür und Rechtsverletzung gelegentlich nicht minder arg ihr Wesen trieben, als daheim im bureaukratischen Vaterlande. Er kam zurück ein gereifter, gefesteter Mann, ohne lockende Erwartungen und Illusionen. Und er hatte es nöthig: denn der erste Empfang des Zurückkehrenden war kein wohlthuender für sein Gemüth.

Wieder begann er die vor sechs Jahren aufgegebene journalistische Thätigkeit, und bald erfuhren die Daheimgebliebenen, was dieser Mann für die Sache des Liberalismus werth sei. Die von ihm geleitete Zeitung erhob sich bald an Gehalt und Form zum ersten Range unter den deutschen Provinzial-Zeitungen. Als sie nach Jahresfrist durch den Tod des Verlegers unterging, hatte Mathy bereits die allgemeine Aufmerksamkeit der Opposition des Landtages dergestalt auf sich gelenkt, daß dieselbe ein eigenes Blatt für ihn gründete, die „Landtagszeitung“, und ihn an die Spitze desselben berief. Schon damals hatte er

es seinen süddeutschen Lesern offen ausgesprochen, wohin sich die Augen seiner Hoffnung für Deutschland richteten. Es war am 1. Juli 1841, daß er in seiner Zeitung drucken ließ: „Das einzige Preußische Recht von Gottes Gnaden sei, das Haupt des vereinigten Deutschlands zu sein!“ Ein Vierteljahrhundert später war ihm beschieden, als Minister seines Landes wenigstens den Anfang der Verwirklichung eines Gedankens und einer Ueberzeugung mitwirkend zu erleben, denen er während seiner ganzen Laufbahn als Journalist, Politiker und Staatsmann unwandelbar treu geblieben war.

Da, wenig über ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr, traf ihn ein schwerer Schicksalsschlag. Von seinen drei Kindern entriß ihm ein jäher Tod in wenigen Wochen zwei, einen Sohn und eine Tochter. Bisher hatte ihn das häusliche Glück einer ächt deutschen Musterehe mit einer ihm an einfacher Charaktergröße und Tüchtigkeit ebenbürtigen Frau, und der Besitz geliebter Kinder bei allen Nöthen immer aufrecht erhalten. Jetzt untergrub ein hartes Geschick ihm auch diese Stütze. Dennoch raffte er sich auf zu erneuter Thätigkeit im Gefühle der Pflicht für die ihm gebliebenen Seinen, für sein Vaterland. Seine „Landtagszeitung“ hatte ihm einen Namen gemacht und ihn unter die ersten Vorkämpfer der freiheitlichen Opposition gestellt. Von der Schweiz kamen ehrenvolle Rufe zur Anstellung mit Anerbieten des Bürgerrechts. Aber seine politischen Freunde hielten ihn für Baden unentbehrlich. Sie forderten ihn auf, in die Kammer einzutreten. Er ward in Constanz gewählt, und seine Wahl, trotz aller Anstrengungen der Regierung dieselbe für ungültig zu erklären, bestätigt. Um seine Stellung auch bürgerlich fester zu begründen, ward er Buchhändler als Compagnon des Bassermann'schen Verlagsgeschäfts und siedelte nach Mannheim über.

Dabei schrieb er, die neue Censurfreiheit für Bücher über zwanzig Bogen benutzend, seine „Vaterländischen Hefte über innere Angelegenheiten, für das Volk". In der Kammer war er nicht nur die stärkste Arbeitskraft, sondern auch bald das im Lande angesehenste und populärste Mitglied. Seit 1845 durfte er als der eigentliche Führer der Liberalen Badens gelten, das damals für Deutschland die Vorschule bildete für alle die politischen Ideen, auf denen unser modernes Staatsleben gegründet ist. Dabei hielt er, der Süddeutsche, fortwährend sein Auge auf Norddeutschland, auf Preußen gerichtet, von deren damals zuerst beginnender politischer Bewegung er prophezeite: „daß sie nachhaltiger sein werde, als die Bewegung in unserm wetterwendischen Süden." In diesem Sinne half er 1847 die „Deutsche Zeitung" mit Gervinus und Bassermann gründen, die erste Zeitung einer „deutschen" Partei, und betrieb die Versammlung von Abgeordneten der deutschen Staaten, welche im Oktober desselben Jahres sich in Heppenheim zusammenfand, um zu berathen: „auf welchem Wege zu einem deutschen Staate durchzudringen sei." Wenige Monate später (5. Februar 1848) bewirkte er mit seinen Freunden die Stellung des Antrags auf Einführung eines Parlaments der deutschen Nation in der badischen Kammer, der ganz Deutschland elektrisirte, und der die Vorstufe geworden ist zu der Versammlung in der Paulskirche und zur Verfassung des Norddeutschen Bundes.

Bis dahin war Mathy an der Spitze der vorwärts treibenden Kräfte in der großen deutschen Reformbewegung gewesen; der Ausbruch der Februarrevolution, deren Gewittersturm jetzt über Deutschland dahinbrauste, veränderte seine Stellung mit einem Schlage. Er war und blieb sein Leben lang der Ansicht: daß der Weg gewaltsamer Revolution nicht der kürzeste zum Ziele

der Einheit und Freiheit sein könne, und er handelte danach. Er gehörte zu den einundfunfzig Männern, die am 5. März zu Heidelberg ein Vorparlament nach Frankfurt luden zur Einberufung einer konstituirenden Nationalversammlung, und im Voraus die Grundlage einer deutschen Reichsverfassung aufstellten, die im Wesentlichen das Ziel alles folgenden Ringens bleiben, und zwei Jahrzehnte später, in der Hauptsache wenigstens, für die dreißig Millionen Norddeutschlands zur Wirklichkeit werden sollte. Als Mitglied des Vorparlaments und des Fünfziger Ausschusses, sowie des Frankfurter Parlaments und des Reichsministeriums, sehen wir ihn dann ebenso wie als Minister seines badischen Heimatlandes in staunenswerther Thätigkeit, für Aufrechthaltung gesetzlicher Ordnung gegen wilde Versuche gewaltsamen Vorschreitens, selbst den Kampf gegen alte Freunde nicht scheuend, Volksgunst und Leben einsetzend. Die von ihm persönlich auf eigene Verantwortung und Gefahr ausgeführte Verhaftung Fickler's, durch die er einem kopflosen Aufstande in Baden die Spitze abbrach, gab seinem Namen schlimmen Klang bei den republikanischen Radikalen Süddeutschlands. Aber er bewies, daß er ein besserer Republikaner war, als sie, indem er als ein solcher handelte. „Wenn Sie mich tadeln", schrieb er als Antwort auf ein Mißtrauensvotum seiner republikanischen Constanzer Wähler, „daß ich als Bürger gethan habe, was nur der Polizei zukomme, so reinigen Sie sich dadurch völlig von dem Verdachte, Republikaner zu sein. Denn wer da glaubt, daß nur die Polizei sich um das Wohl und Wehe des Ganzen zu kümmern hat, daß der Bürger sich nicht damit befassen soll, selbst nicht in solchen Augenblicken, wo er allein großes Unheil verhüten kann, — wer so denkt, der ist gewiß kein Republikaner, sondern nur reif für den Polizeistaat." So bewies er, daß er nicht umsonst fünf

Jahre in einer Repnblik gelebt hatte. In Baden, wo der alte Beamtenstaat aus den Fugen ging, erschien er jetzt als der Mann, dessen Energie die Verfassung aufrecht halten könne. Er ward ins Ministerium berufen und folgte dem Rufe. Es war ein Fehler, den er später selbst einsah, und gegen den ihn sein Biograph vergebens gegen ihn selbst zu vertheidigen sucht. Denn dieser Schritt lähmte seine Wirksamkeit, weil er das Vorurtheil gegen ihn aufrief, als trenne er sich von der Sache des Volkes zu Gunsten des Fürsten. Auch von Würtemberg aus trug man ihm bald darauf ein Ministerium an, das der Finanzen. Er lehnte ab.

Gagern's Wort in der Nationalversammlung, das Wort von dem „kühnen Griffe“ (nach dem Reichsverweser) hat sprichwörtliche Berühmtheit erlangt; und doch gehört es nicht ihm, sondern dem unmittelbar vor ihm gegen die Allgewalt der Nationalversammlung aufgetretenen Mathy. Er hatte erklärt, daß auch er „einen kühnen Griff nach solcher Allgewalt nicht nur für erlaubt, sondern sogar für geboten halte“, aber nur, wenn er „durch die Noth, d. h. durch Weigerung der Pflichterfüllung gegen das gemeinsame Vaterland von Seiten der Regierungen geboten sei“. Seine warnende Stimme war vergebens. Der Reichsverweser ward gewählt. Es war der erste Nagel zum Sarge der großen deutschen Einheits- und Freiheitsbewegung des Jahres 1848.

Ich übergehe die Schilderung des weiteren Verlaufs derselben in Freytag's Darstellung, die Versammlungen von Gotha und Erfurt, an denen sich Mathy thätig betheiligte, bis zum Tage von Ollmütz, der seine und seiner Genossen, der „Gothaer“ letzte Hoffnungen auf Preußen zu Boden schlug. Diese Darstellung ist parteiisch; das ist begreiflich. Sie ist unvollständig; das ist er-

klärlich aus ihrer biographischen Natur und Haltung. Aber weder ihre Widerlegung noch ihre Ergänzung kann hier unsere Aufgabe sein. Doch ist anzuerkennen, daß der Biograph wenigstens andeutet, an welchem Mangel damals einer der großartigsten und idealsten Entwickelungsversuche unserer Nation elend zu Grunde ging. Der große Moment fand den Mann nicht auf Preußens Throne, der ihm gewachsen, ihn zu benutzen fähig, für den selbst die Gefahr nur eine sieglockende Sirene gewesen wäre. „Wenn Sie Ihre beredten Worte“, also sprach Friedrich Wilhelm IV. zu dem letzten Botschafter des deutschen Parlaments, „an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen! Ich bin kein großer Regent!“

Doch zurück zu Mathy. Wieder einmal war sein Lebensschiff gestrandet, diesmal freilich im allgemeinen Schiffbruche. Im Juni 1849 war er aus seiner Stellung als badischer Minister entlassen worden, natürlich ohne Pension; der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan. Der Träger zweier Ministerportefeuilles ward wieder Journalist und trat wieder an den Comtoirtisch der Buchhandlung des hoffnungslos erkrankten Freundes. Seine Ersparnisse hatte er aufgezehrt als Redacteur der Zeitung seiner Partei; er mußte wieder für das tägliche Brot sorgen. Aber er hielt sich tapfer aufrecht. Er war mit ungleich weniger Illusionen als die Meisten in die vergangene große Bewegung eingetreten, darum traf ihn der Ausgang minder gewaltsam, als fast alle seine Freunde und Genossen. Selbst der Undank seiner Regierung kränkte ihn zwar, aber er trug ihn schweigend. Dunkler und dunkler senkte sich die Nacht der Reaktion auf Deutschland; er tröstete sich, daß doch trotz alledem und alledem die Nation in gar Manchem vorwärts gekommen, daß nicht alles Ringen und Mühen vergeblich gewesen sei. Die Buchhandlung, für die er

zehn Jahre gearbeitet, mußte aufgelöst werden; statt durch sie Vermögen zu erwerben, hatte er den größten Theil dieser Zeit von den Journalartikeln leben müssen, die er in den kurzen Mußestunden schrieb. Er war den Fünfzigen nahe, als er sich auf denselben Standpunkt zurückgeschleudert sah, von dem er vor einem halben Menschenalter ausgegangen war. Es ist ein ergreifendes Schauspiel zu sehen, wie der Minister Badens und des Deutschen Reichs sich jetzt um Zulassung als Mitarbeiter an diesem und jenem Journale bemühte! In Bremen, wo man ihn noch vor Kurzem bei einem Besuche mit Jubel als einen Vorkämpfer der Nation empfangen hatte, bot ihm jetzt die „Weserzeitung" die Stelle eines Redacteurs an, wenn er — einer der ersten und versuchtesten Publizisten Deutschlands — „auf Probe" arbeiten wolle!

Eine Einladung nach Grenchen, wo man das Stiftungsfest seiner Schule nicht ohne den Stifter feiern wollte, führte ihn zu einem kurzen Besuche zurück in sein geliebtes Schweizerbergthal, und die Beweise rührender Dankbarkeit und Verehrung, mit denen man ihn überhäufte, waren ihm ein erheiternder Sonnenblick. „Es war", wie er selbst sagte, „um wieder Schulmeister zu werden". Es that ihm wohl und Noth, zu erfahren, daß er „für Pflichterfüllung auch einmal Dank erworben, daß er auch auf dem verlorenen Posten nicht vergebens gelebt". Endlich kamen bessere Aussichten, wenigstens für seine äußere Lage. Nach dem Falle aller großen idealen und nationalen Strebungen in Deutschland, warfen sich Sinn und Thätigkeit der Menschen auf das Gebiet der materiellen Interessen. Das Jagen nach Geld und Geldgewinn begann in einem bis dahin unerhörten Umfange. Große Bankinstitute, industrielle Unternehmungen aller Art schossen gleichsam über Nacht wie Pilze empor. Da erinnerten

sich alte politische Freunde, wie Mevissen und Hansemann, des Mannes, dessen umfassende Kenntnisse auf dem Gebiete des finanziellen und Geschäftslebens, dessen Vertrautheit mit den Verkehrsgesetzen der deutschen Staaten, dessen Erfindungskraft, Umsicht und Scharfblick ihn wie wenige geeignet und befähigt machten, für solche Interessen als Rathgeber und Theilnehmer mitzuwirken. Es war David Hansemann, der ihn sich als Gehülfe für seine großen Bankprojekte ausersah und nach Berlin zog, wo er bald darauf zu einem der Direktoren der großen Hansemann'schen Diskontogesellschaft mit ansehnlichem Gehalt und Gewinnantheil ernannt ward. Es war ein Wechsel äußerer Lebensverhältnisse aus sorgenvoller Bedrängniß in reichliche Zustände, der ihn und seine Gattin bei der einfachen Genügsamkeit beider fast märchenhaft anmuthete. Aber sie sollten sich des guten Glücks nicht lange erfreuen.

Von ihren sämmtlichen Kindern war ihnen nur ein einziges geblieben: ein Sohn, ein schöner, hoffnungsvoller Jüngling, das verjüngte Ebenbild des Vaters. Mit achtzehn Jahren war er an einem Lungenleiden erkrankt. Ein wiederholter Aufenthalt im Süden, erst in Hyères, dann in Palermo, vom Vater durch Anstrengung aller Kräfte ermöglicht, hatten ihn scheinbar hergestellt. Jetzt trat das Uebel auf's Neue hervor. Diesmal tödtlich. Dreiviertel Jahr lang kämpfte das junge Leben gegen den Tod einen langen, schweren Kampf, unter den Augen der trostlosen Eltern. Dann starb er. „Es war das letzte Kind; nur einundzwanzig Jahre war es den Eltern geblieben. Da es geboren wurde, war der Vater flüchtig in der Schweiz gewesen, er hatte den Sohn nicht auf seine Arme gehoben, als dieser zum Leben erwachte. Jetzt hielt er ihn fest, bis die Augen sich schlossen. Und als ihm dies letzte Kind starb, — grade da war der Vater in eine

Lage versetzt, in welcher er reichlich für die Zukunft des Sohnes sorgen konnte."

Es war kurz nach dieser Zeit, daß ich Mathy und seine Gattin persönlich kennen lernte und beiden näher zu treten das Glück hatte. Das Glück — denn niemals habe ich ein Menschenpaar gesehen, an welchem sich in solchem Maße die veredelnde Kraft deutscher Ehe bewährt hätte. Wie ein verklärender Heiligenschein lag der Schmerz über diesen beiden Menschen, und die Resignation, mit der sie die Zerstörung aller ihrer Hoffnungen und Wünsche trugen, mußte jeden, der ihnen nahte, mit Ehrfurcht erfüllen. Ihr ganzes Leben war nur noch ein rührendes Aufblicken der Liebe, mit welcher Eins auf das Andere schaute, Eins für das Andere und in dem Andern weiter zu leben sich bestrebte. Was konnte ihnen auch auf Erden noch Weiteres geschehen? Das Schicksal hatte sein Härtestes an ihnen gethan, und es gewährte dem Manne, den es so schwer heimgesucht, jetzt wenigstens den einzigen Wunsch für sich selbst, der ihm geblieben war: die Gattin nicht überleben zu dürfen. Ein alter Weiser nennt es „ein Schauspiel der Götter würdig, einen tapfern Mann im Kampfe mit dem übermächtigen Schicksal zu sehen". Leider geben sich die Götter dies Schauspiel nur allzu oft, denn es sind eben die Starken, denen viel auferlegt wird. Und Karl Mathy war ein solcher. Aber im Verkehre mit ihm und seiner Gattin empfand der Gast des Hauses nichts von der niederdrückenden Dumpfheit verzweifelnden Schmerzes, nichts von alle dem, was dieses Mannes Seele, dieser beiden Menschen Herz belastete. Mit voller Einstimmung kann ich bestätigen, was sein Biograph an diesem Punkte seiner Darstellung von ihm sagt: „welch guter Mann er war, zeigte sich jetzt in neuer Weise; was ihm sein Leben ferner bot: neue Freunde, neue Arbeit und den alten

Glauben an die große Zukunft seines Vaterlandes, dem widmete er mit unverminderter Energie seine Gedanken.“ Im Laufe der achtzehn Jahre, die ich in Berlin verlebt habe, gehört die Zeit, in welcher uns sein Umgang gegönnt war, zu den Lichtpunkten edelsten geselligen Verkehrs und wahrhaft fördernder und belebender Gemeinschaft. Inmitten eines wildbewegten, aufregenden, die Meisten geistig völlig auszehrenden Geschäftslebens der Geld- und Börsenwelt, bewahrte er sich warme Theilnahme für alles Große und Schöne, für die würdigsten Interessen des menschlichen Geistes und Herzens, für Wissenschaft und Litteratur, für Kunst und Poesie; und wie er vor Jahren, als verfolgter Flüchtling sich erquickt und erhoben hatte an edler Dichtung, so liebte er auch jetzt, aus dem wüsten Jagen und Treiben des lärmenden Tages Ruhe und Erholung im Genusse seelenerhebender Schöpfungen der Poesie zu suchen. Unvergeßlich sind mir die abendlichen Stunden, in welchen er uns beim stillen Lampenscheine mit seiner klangvollen Stimme Altes und Neues aus den poetischen Schätzen unserer Litteratur vorlas, und Längstbekanntem neuen Reiz, dem Neuen erhöhte Wirkung durch seinen seelenvollen Vortrag zu verleihen wußte.

In Berlin blieb er drei Jahre. Persönliche Verhältnisse nöthigten ihn seine dortige Stellung aufzugeben, wogegen er eine ähnliche (1858) in Gotha als Direktor der dort errichteten Privatbank übernahm. Es war etwa das siebzehnte Mal, daß beide Gatten auf's Neue ein Hauswesen einrichteten, diesmal vielleicht am behaglichsten, und doch war es wieder nur für kaum zwei Jahre. Denn schon Ende 1859 zog ihn ein Ruf als Direktor der großen Leipziger Kreditgesellschaft nach Leipzig. Auch dort entsprach seine Wirksamkeit völlig den Erwartungen, die ihn empfingen. Aber die Last der Arbeit war groß, und

der starke Mann begann unter ihrem Drucke zu leiden. Das Herzübel, zu dem die Noth und Hast der ersten Schweizerflüchtlingszeit den ersten Grund gelegt, begann sich weiter zu entwickeln. Dabei zehrte im Stillen an ihm das Bewußtsein, daß er Anderes und Besseres vermöge, als was jetzt seit Jahren seine Aufgabe geworden war: sich in endloser Arbeit abzumühen, um Geld und Vermögen Anderer in einer Börsenthätigkeit und Prozentgeschäftigkeit wuchern zu machen, auf die er kühl herabsah, er, dem nie am Gelde viel gelegen gewesen, der jetzt nicht einmal Kinder hatte, für die er hätte sammeln mögen, und der, während er Millionen für Andere erwarb und erwerben half, bei seinem Tode nicht so viel hinterließ, „daß, wie sein Biograph sagt, von den Zinsen eine gebildete Familie mit den mäßigsten Ansprüchen in größerer Stadt leben könnte". Er fühlte „in sich eine Kraft, in den härtesten politischen Kämpfen geschult und bewährt, großartig, für die höchsten Angelegenheiten der Nation geschaffen; und dies Leben verrann in einer Thätigkeit — die das Beste seines Wesens nicht zur Geltung brachte. Auch das schien ein deutsches Loos, daß der kriegerische Vertreter der besten patriotischen Ideen als müder Beamter einer Aktiengesellschaft sein Dasein beenden sollte."

Aber das Schicksal hatte ihm einen würdigeren Abschluß bereitet. In seinem Heimathlande Baden und bei dessen Regenten waren endlich die nationalen Ideen zur Geltung gelangt, für die Mathy seit mehr als zwanzig Jahren gestrebt hatte. Er ward ehrenvoll in die Regierung berufen und folgte dem Rufe. Das Unrecht, das sein Heimatland an ihm begangen hatte, ward jetzt voll und reich gesühnt, und die nächsten Jahre seiner neuen, ihm allein gemäßen, seiner Kraft würdigen Thätigkeit waren die glücklichsten seines Lebens. Denn jetzt endlich schlug auch die

Stunde, die er vor langen Jahren vorausgesagt, die Stunde der entscheidenden Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich, und mit ihr die Möglichkeit zur Verwirklichung dessen, „was die heiße Sehnsucht seiner Jugend, der Kampfpreis seiner Mannesjahre gewesen war, wofür er geschrieben, gesprochen, gedarbt und sein Leben in die Schanze geschlagen hatte, — der Einheit Deutschlands“. Zwar schloß sich Baden nothgedrungen gegen seine Stimme an Oesterreich an, zwar schrieb er am 18. Juni des Jahres 1866 im grimmigen Schmerze darüber in sein Tagebuch: „Wir stehen auf der unrechten Seite für das Faule, Habsburg und Welf, gegen das Frische! Der Ausgang wird es lehren!“ Und der Ausgang lehrte es wirklich. Zuerst freilich kamen Nachrichten von preußischen Niederlagen, und Mathy, der am 1. Juli aus dem Ministerium trat, sah seine eigenen Zeitungsartikel für den Anschluß an Preußen in der „Badischen Zeitung“ vom Ministerium mit Beschlag belegt. Aber kaum vier Wochen später erhielt er den Auftrag, ein neues Ministerium zu bilden und an dessen Spitze zu treten. Er that es und bald fühlte das Land die sichere Führung einer starken Hand. „Gewaltig faßte Mathy seine Lebenskraft zusammen, sein Wesen war hoch gesteigert, seine Arbeitskraft schien verzehnfacht. Die Last dreier Ministerien trug er spielend, täglich von einem zum andern schreitend. Er hatte das Ungeheure erlebt, er selbst durfte dazu helfen!“

Nicht lange mehr! Er war seinem eigenen Ziele nahe; näher als er selbst, als sein Fürst, sein Land, seine Freunde glaubten. Sein letztes Schriftstück war ein Memoire an den Kanzler des neuen norddeutschen Bundes für Unterstützung des Eintritts von Baden in den Bund. Sein Mühen blieb erfolglos. Als er die auf ein „vielleicht einmal!“ vertröstende Antwort seinem Groß-

herzoge mittheilte, zitterte zum ersten Male in seinem Leben seine Hand, und das Papier, das sie hielt, sank auf den Tisch. Aber schnell sich zusammen raffend, sprach er: „Und wir thun doch unsere Pflicht!“

Ja! Du hast sie gethan, Karl Mathy, Dein Leben lang. Hätten sie alle, deren Sache es war, gethan, wie Du, ja, hättest Du selbst nur sie thun dürfen in einem Staate, dessen Machtmittel Deiner Kraft entsprechend gewesen wären, es stände anders und besser um Deutschland!

Seitdem ging es schnell mit ihm zu Ende. Noch auf dem Krankenlager, ja noch am letzten Januar 1868 ließ er sich die laufenden Ausfertigungen zur Unterschrift bringen. Zwei Tage später, in der Nacht des dritten Februar, starb er.

In Karl Mathy verlor Deutschland einen seiner treuesten und tüchtigsten Söhne, Preußen einen seiner tapfersten und bewußtesten Freunde im Süden unseres Vaterlandes. Sein ganzes Leben, wie es in Freytag's Buche vor uns liegt, ist für Beides ein einziger Beweis. Und dieses Buch selbst, das der Freund dem Freunde als Ehrendenkmal aufgerichtet hat, und das ich zu dem Besten rechne, was der beliebte Schriftsteller und Dichter seiner Nation dargeboten hat, wird keinen Leser unbewegt und unerhoben lassen, selbst solche nicht, die auf einer anderen Seite politischer Ansicht über Vergangenes und Gegenwärtiges stehen. Es ist ein schöner Bürgerkranz von Eichenlaub, mit dem Freytag das Bild des Dahingegangenen geschmückt und von dem meine Hand sich in diesen Zeilen gestattet hat, ein Blatt abzupflücken, um es auf dem Grabe des tapferen Lebenskämpfers weihend niederzulegen.

Eduard Jungmann,

der Sieger von Eckernförde.

(† 28. März 1862.)

(1862.)

Eduard Jungmann,

der Sieger von Eckernförde.

(† 28. März 1862.)

(1862.)

Am 28. März dieses Jahres ist in Hamburg ein deutscher Held von seinen Waffenbrüdern in die Erde gesenkt worden. Es war der Mann, von dem heute vor dreizehn Jahren der preußische General von Bonin in seinem Korpsbefehle das Wort aussprach: daß er eine Waffenthat ausgeführt habe, auf welche die Armee mit Stolz hinblicke und deren ruhmwürdiges Andenken nimmer aussterben werde in dem Gedächtnisse jedes braven Soldaten der Schleswig-Holsteinischen Armee, — der Major Eduard Jungmann, der Sieger von Eckernförde!

Er hat das Gnadenbrod kärglicher „Unterstützung", das ihm ohnehin erst in den letzten Jahren von Seiten des deutschen Bundes und der preußischen Regierung zu Theil wurde, nicht lange gegessen! Im kräftigsten Mannesalter, noch nicht siebenundvierzig Jahre alt, ist er dahingegangen, verdüsterten Geistes und gebrochenen Herzens über das Schicksal seines Vaterlandes. Die „Kriegsherren" Deutschlands hatten keine Stelle in ihren Heeren für den Mann, der in untergeordneter Stellung die glorreichste Waffenthat ausgeführt hatte, von der die Geschichte

deutscher Kriegertapferkeit seit einem Menschenalter zu berichten wußte. Sein Name steht nicht einmal im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon! Aber er steht dafür desto fester eingegraben in den Herzen aller Derer, die Gefühl haben für den Ruhm und die Heldenehre Deutschlands.

Ich habe das Glück gehabt, den Tapfern zu kennen. Es war am dritten Jahrestage des wunderbaren, in den Annalen deutscher Kriegsgeschichte unerhörten Sieges, der bei Eckenförde eine Handvoll braver Männer, geführt von einem unerschrockenen Helden, über eine mehr als zehnfach überlegene Macht erfochten hatte. Major Jungmann lebte damals zurückgezogen in Oldenburg. Ich war unter denjenigen, welche sich am Morgen dieses Tages in das kleine, niedrige, vor dem Thore gelegene Haus begaben, um dem Sieger von Eckernförde ihre glückwünschenden Huldigungen darzubringen. Wir fanden einen mittelgroßen, schlanken, ernst und einfach ausschauenden Mann, etwas über die Mitte der Dreißig, von soldatischer aber nichts weniger als steifer Haltung, der mit offener Freundlichkeit und ruhigem Wohlgefallen unsern Ehrengruß entgegennahm. Irre ich nicht, so hatte ihm auch der treffliche Großherzog Paul Friedrich August — der nun auch schon hinübergegangen ist, und in dem Deutschland einen seiner edelsten Fürsten verehrte, — zur Feier dieses Tages seinen Hausorden verliehen. Es ist, so viel ich weiß, das einzige Ehrenzeichen, das außer dem Orden des Herzogs von Koburg die Brust des tapferen Mannes geschmückt hat. Wir sahen uns nur noch einige Male in längerem Zusammensein, denn ich verließ Oldenburg bald darauf. Aber ich nahm von ihm das Andenken an einen Kriegsmann mit, wie ich deren unserm Vaterlande viele wünschen möchte in der nahenden Stunde der Entscheidung. In mehreren vertrauten Gesprächen — denn wir

fühlten uns gegenseitig zu einander hingezogen — erfuhr ich Einiges über sein Leben und seine Schicksale.

Im gebirgigen Theile von Schlesien geboren, hatte er früh das Waffenhandwerk ergriffen und auf preußischen Militär-Unterrichts-Anstalten seine erste Ausbildung erhalten, wie er denn auch seine ersten Dienstjahre als Offizier in der preußischen Armee verlebt hatte. Des Friedensdienstes überdrüssig war er in türkische Dienste gegangen, wo ihm bald eine seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprechende Stellung zu Theil ward. Er befehligte die Batterien am Bosporus — denn die Artillerie war seine Waffe — wo 450 Stück Geschütze unter seinem Kommando standen. Es war anmuthig, ihn von seinem dortigen Leben, von der Herrlichkeit der Gebirgsnatur Kleinasiens, von der Schönheit der Meeresufer, an denen die alte Konstantinsstadt, die Hauptstadt zweier Welttheile, liegt, von den Menschen und Dingen in dem Osmanenreiche erzählen zu hören. Denn er war nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch eine tiefpoetische Natur, fähig alles Schöne und Große lebendig zu fassen und wiederzugeben. Manche gute Stunde habe ich mit ihm fragend und hörend verbracht. Nur über seine letzte große Waffenthat war er zurückhaltend. Als ich aber von Oldenburg fortging, beschenkte er mich mit einem Berichte über den Kampf bei Eckernförde, den er ursprünglich für seinen Freund, den preußischen Oberstlieutenant von Kuczkowsky zu Konstantinopel, niedergeschrieben und später auf Bitten vieler Freunde drucken lassen. Ich verwahre diese kleine Schrift mit den von seiner Hand hineingeschriebenen für mich freundlichen Zeilen unter meinen liebsten Besitzthümern. Er war damals noch nicht arm an Hoffnung. Es schien ihm unmöglich, daß Deutschland länger als ein Paar Jahre die dänische Schmach und die Niederwerfung

aller seiner gerechtesten Hoffnungen ertragen werde. Er sollte es anders lernen! Nun ist er dahingegangen, ohne den neuen „Morgen der Vergeltung“ tagen zu sehen, auf den er damals so sicher hoffte! Aber er wird kommen, dieser neue Morgen, gewiß, gewiß! und die Sonne der Freiheit und Ehre des Vaterlandes wird ihre hellsten Strahlen senden, wenn sie das schmucklose Grab des Helden von Eckernförde bescheint, das dann sicherlich nicht ohne ein Ehrendenkmal bleiben wird, und auf das jetzt wenigstens treue Hände den wohlverdienten Lorbeerkranz niedergelegt haben.

Inzwischen will ich sein Andenken dadurch feiern, daß ich nach seinem Berichte die Leser dieser Blätter an jenen Tag seines Ruhmes, an den Tag von Eckernförde, erinnere. Eine „artilleristische Episode“ nannte er selbst die Schrift, welche seinen Bericht enthielt. Aber sie ist weit mehr als das. In lapidarer Kürze, in einem Style, der so unmittelbar die Sache trifft, wie ein wohlgezielter Schuß das Centrum der Scheibe, schmucklos und einfach wie der Alten Einer, ohne alle Selbstgefälligkeit, aber auch ohne jene falsche Bescheidenheit, die dem Manne übel ansteht, der da weiß, was er und seine That werth sind, — so erzählt er das Ereigniß. Nur wenige Blätter sind es, aber sie sind mehr werth, als viele dicke Bücher; und — sie sind zugleich das beste Portraitbild des Mannes, der die That vollbracht hat, von der er geschrieben.

Es war am 5. Februar des Jahres 1849, als er seine Stellung im Osmanischen Heere verließ, um seinen Arm der deutschen Sache im Kampfe Schleswig-Holsteins gegen dessen Unterdrücker zu bieten. Wenige Monate später gelangte die Kunde, mit welchem Erfolge er es gethan, mit der Siegesbotschaft des 5. April an die Ufer des Bosporus, von wo ihm sein Freund und Waffen-

bruder den Glückwunsch an das Ufer der Ostsee sandte. Ich kann es mir nicht versagen, hier einige Zeilen aus dem Widmungsbriefe herzusetzen, mit dem Jungmann diesen Glückwunsch beantwortete. Sie zeigen den Kriegsmann zugleich als Meister des Worts und der Darstellung, den Mann von dichterischer Empfindung in dem kühnen Soldaten: „Beim Niederschreiben dieser Zeilen hab' ich oft an Sie gedacht. Ich erinnerte mich der Stunde, da ich Schleswig-Holsteins Nationallied zum ersten Male aus der Augsburger Zeitung von Ihren Lippen hörte. Es war in Ihrem Köschk auf Moda-Burnu. Der erfrischende Hauch des Liedes erquickte uns in der Stille des Orients. Der schneebedeckte Gipfel des Bithynischen Olymps blickte aus der Ferne zu uns herüber, und drüben in den Strahlen der untergehenden Sonne lag das geheimnißvolle Stambul. Das Geräusch, welches von der Hauptstadt der beiden Welttheile emporstieg, war verhallt, ehe es an das asiatische Bosporusufer gelangte. Nur der Kanonendonner des Abendschusses im goldenen Horn und einzelne abgerissene Klänge der türkischen Musik kamen mit den Möven über den Bosporus geflogen. Unaufhörlich aber rauschte das Marmor-Meer um die Klippen von Moda-Burnu, — und jede Welle trug einen neuen Gedanken heran." —

Am 5. Februar hatte er das Schlachtfeld von Troja verlassen; am 10. März traf er, Tag und Nacht reisend, in Schleswig ein. Noch in türkischer Militärtracht meldete er sich beim kommandirenden Generale. Zwei Stunden später erhielt der bisherige Kommandant der Batterien des Bosporus und ihrer fünfthalbhundert Geschütze seine Ernennung zum Schleswig-Holsteinischen Artilleriehauptmann zweiter Klasse und Befehlshaber einer Festungsbatterie. Ob er sonst noch etwas wünsche? fragte ihn der Chef des Stabes der Armee, der treffliche Delius,

die Seele des jungen Heeres. „Möglichst nahe an den Feind gestellt zu werden," war die Antwort. Sein Wunsch ward erfüllt. Schon Tags darauf ward er zum Chef der Festungsbatterie ernannt, welche nach Eckernförde abmarschiren sollte. Erst am Tage vor dem Ausmarsche konnte er den Dienst der Batterie in die Hände nehmen. Am 17. März verließ er Rendsburg an der Spitze seiner Mannschaft. Sie bestand aus einem Feldwebel, vier Unteroffizieren, sechs Bombardieren und achtzig Kanonieren. Ihr Hauptmann war der einzige Offizier, — denn es war großer Mangel an Offizieren in der Armee. Von der Mannschaft bestand die Hälfte aus eben eingetretenen Rekruten, die andern aus jungen Leuten, deren Dienstzeit wenige Monate und Wochen zählte. Nur ein Bombardier hatte länger als ein Jahr gedient: der einzige alte Soldat war der Feldwebel Clairmond. Aber die Leute waren tüchtigen Willens; sie wußten, daß ihr Führer ein tapferer Kriegsmann sei, der eine hohe Stellung aufgegeben und aus dem fernen Asien herbei geeilt sei, um sie zur Feuertaufe zu führen gegen die Feinde Deutschlands. Und als er an dem trüben Märzmorgen an ihrer Spitze gen Eckernförde ritt, sangen sie ihm das Lied zu:

„Der Hauptmann er lebe!
Er geht uns kühn voran.
Wir folgen ihm muthig
Auf blutger Siegesbahn."

Am Nachmittage desselben Tages rückte er in Eckernförde ein. Die freundliche Stadt von 4000 Einwohnern, welche ihren Namen Eckernförde, d. h. Eichenbucht, von der einst mit Eichenwaldungen bewachsenen Einbuchtung der Ostsee führt, an deren Strand sie liegt, besaß zum Schutze ihres wichtigen Hafens zwei Batterieschanzen, östlich und südlich der Stadt. Die erste, eine

halbe Stunde von der Stadt entfernt, führte den Namen der Nordbatterie, die zweite, nur etwa 13—1400 Schritt von der Stadt südlich gelegene, hieß die Südbatterie. Die ganze Armirung beider bestand aus nur zehn Geschützen. Jungmann hatte nur noch wenige Tage des Waffenstillstandes vor sich, um die allernothwendigsten Vorbereitungen für den sicher zu erwartenden Kampf zu treffen, die Geschütze aufzupflanzen, Schießübungen nach einer schwimmenden Scheibe anzustellen, Signale zwischen den Batterien zu verabreden, und seine ganz dienst- und kriegsunerfahrene Mannschaft auf die nöthigsten Leistungen einzuüben. Den Befehl der Südbatterie übertrug er noch in der letzten Stunde dem Unteroffizier von Preusser, in welchem sein scharfes Auge unter dem bescheidenen Aeußern eine ungewöhnliche Verbindung von Einsicht, Energie und Thatkraft entdeckt hatte. Louis Theodor von Preusser war ein junger Mann, der begeistert von der Erhebung seines Vaterlandes aus einer höchst wünschenswerthen Stellung als selbstständiger Verwalter eines großen Gutes freiwillig zu den Fahnen geeilt war, und sich bereits bei mehreren Gelegenheiten glänzend ausgezeichnet hatte. Jungmann erkannte in ihm das Genie des gebornen Soldaten. Er schrieb eben in seinem Quartiere im Dorfe Barby das Gesuch an das Generalkommando um Beförderung des tapfern Mannes zum Offizier nieder, als ein Alarmschuß der Nordbatterie ihn im Schreiben unterbrach und im Sprunge auf seinen Posten eilen ließ.

Es war Abends am 4. April. Eine dänische Flotte von neun Schiffen segelte heran und legte sich an der Mündung des Hafens vor Anker. Augenblicklich ward Alles zum Kampfe für den andern Morgen bereit gemacht. Jungmann ließ darauf seine Mannschaft zeitig zur Ruhe gehen, um Kräfte für die be-

vorstehende heiße Arbeit zu sammeln. Ihn selbst weckte sein treuer Feldwebel Clairmond um 4 Uhr Morgens, wie er befohlen. Ein Blick durch den grauenden Morgen von der Brustwehrkrone seiner Batterie zeigte ihm reges Leben auf den Schiffen der feindlichen Flotte. Von dem riesigen Linienschiffe, dem Christian VIII., wurden Flaggensignale gegeben, die von den übrigen Schiffen erwiedert wurden; Dampfer bewegten sich dazwischen. Dann stiegen die Segel empor an den Masten und blähten sich im leichten Ostwinde. „Es war ein prächtiger Morgen, kein Wölkchen am Himmel, Sonnenschein überall. Ein feiner Meerduft ruhte auf dem Wasser.“ Da plötzlich bewegten sich die Meerkolosse. Allen voran segelte der gewaltige Christian VIII. im majestätischen Bogen in den Hafen ein; ihm folgten die übrigen Schiffe. „Es war ein stolzer Anblick!“

Noch immer stand der Kommandeur der Batterie allein auf der Brustwehr, unter ihm, von ihr gedeckt, seine Mannschaft bei den Geschützen, die Lunten in der Hand, zum Feuern bereit. Hatte er schon in den vorhergehenden Tagen durch die von ihm veranstalteten erfolgvollen Schießübungen nach einer auf dem Wasser festgeankerten Scheibe das Vertrauen seiner jungen Mannschaft auf ihre Waffe gestärkt, so hielt er es jetzt für nothwendig, auch ihren moralischen Muth durch ein Wagniß zu erhöhen, das unter anderen Umständen Verwegenheit, hier von kluger Kühnheit geboten schien. Darum hatte er sich vorgenommen, die ersten Geschütz-Lagen des Feindes auf der Brustwehr stehend zu empfangen. Und den Kühnen begünstigte das Glück. Er kommandirte auf der Brustwehrkrone stehend: „Feuer!“ Der erste antwortende Schuß des auf tausend Schritt herangedampften Kriegsdampfers schmetterte seine Kugel zwei Fuß unter ihm in die Brustwehr, und ihr folgte die erste volle Lage des größten

Linienschiffes, ohne ihn zu beschädigen. „Ihr seht, Leute, nicht alle Kugeln treffen!“ rief er heruntersteigend den Seinen zu, die ihn mit freudigem Hurrah begrüßten.

Es war sieben Uhr Morgens, als der ungleiche Kampf begann. Fünf Schiffe umzingelten die kleine Nordbatterie in einem Halbkreise zuerst auf tausend Schritt Entfernung. Eine Korvette, zwei Kriegsdampfer, eine Fregatte, die Gefion, und das Linienschiff Christian VIII. überschütteten, lagenweise ihr Feuer abgebend, die Batterie mit allen Arten von Geschossen. Aber die wackern Artilleristen Jungmanns blieben ihnen die Antwort nicht schuldig, und bei der Größe der Ziele, welche die Schiffe ihnen darboten, ging keine ihrer Kugeln fehl. Dennoch war der Kampf ein überaus ungleicher. Eine einzige volle Breitseite, welche die Batterie richtig gefaßt hätte, würde sie vernichtet haben.

Schon in der ersten Stunde fanden die ersten Verwundungen statt. Der Ordonnanz Jungmanns, dem Trompeter Hansen, ward an seiner Seite von einer Kanonenkugel die eine Wade weggerissen, ein Kanonier (Ehlert) von einer krepirenden Granate niedergeschmettert. Die Bedienungsmannschaft sprang von dem Geschütze ihren Kameraden zu Hülfe. Aber ein kleiner schwächlicher Kanonier, der auf seinem Posten blieb, und allein das Geschütz zu laden versuchte, brachte die Bestürzten zu ihrer Pflicht zurück, indem er ihnen zurief: „Hierher! ihr verd*** Kerls! hier ist euer Posten!“ Der tapfere Mann, der durch seine Geistesgegenwart die entmuthigte Mannschaft zu ihrer Pflicht zurückrief, war ein Jude, Elias mit Namen. Jungmann ernannte ihn für sein tapferes Benehmen zum Bombardier.

Das erste Schiff, welches durch das wohlgezielte Feuer der Batterie gezwungen wurde, den Kampfplatz zu verlassen, war die Korvette. Aber ihre letzte Kugel hatte ein Geschütz der Bat-

terie getroffen und dasselbe von seiner Stellung hinabgestürzt. Zu diesem schweren Unfalle gesellte sich alsbald eine viel größere Gefahr. Der Christian VIII. hatte sich so weit in den Hafen hineingezogen, daß sein Feuer die Batterie Jungmanns in der rechten Flanke fassen konnte. Dort lag das Pulvermagazin der Batterie, dessen unbeschützte weiße Holzthür den Schüssen des Linienschiffes ein deutliches Ziel bot. Schon schlugen die feindlichen Kugeln in der Nähe der Thür ein, der Kopf des einen Thürpfostens ward weggeschossen. Ein unglücklicher Schuß, der die Thür selbst traf — und die ganze Batterie flog mit Mann und Maus in die Luft. Jungmann befahl Balken und Bohlen zur Blendung auf die Thür zu legen. Der Ruf: „Freiwillige vor!“ erscholl, und in fünf Minuten war das gefährliche Werk, unter Leitung des tapfern Clairmond vollbracht. Es war hohe Zeit! denn bei der nächsten Feuerlage des Feindes setzte eine Granate, welche die Thür getroffen haben würde, auf der schrägen Fläche der Blendung auf und prallte krepirend in die Luft, nur einen Mann verwundend. Der Feldwebel, dessen rasche Ausführung die Batterie gerettet hatte, ward sofort zum Oberfeuerwerker ernannt. —

Das zweite Dampfschiff nähert sich, um seine volle Ladung abzugeben. Jungmann läßt die eine seiner 84pfündigen Bombenkanonen auf dessen Radkasten richten. Der Bombardier zielt ruhig und genau, und dumpfen Anschlags bricht die Bombe ein in den Rumpf des feindlichen Schiffes, dessen volle Lage fast in demselben Augenblicke gegen die Batterie heransaust. Niemand in derselben war getroffen — aber das Rohr der Bombenkanone ragte vorn hoch in die Luft; die Hinterachse war zerschossen, das Geschütz unbrauchbar. Doch auch das feindliche Schiff feuerte nicht wieder; es zog sich mit dem andern Dampfer langsam aus dem Hafen zurück.

Der unerschrockene Jungmann, der sofort den Bombardier, welcher den glücklichen Schuß gethan, zum Unteroffizier ernannt hat, sieht, daß Alles daran liegt, an die Stelle des unbrauchbar gewordenen Geschützes ein anderes zu bringen. Aber er hat kein anderes als jenen kurz zuvor von der Brüstung herabgestürzten Vierundzwanzigpfünder, der nutzlos im Innern der Batterie liegt. Er ruft einem Bombardier zu, der Tags zuvor um Beförderung gebeten: Hier sei die Gelegenheit dazu, wenn er das Geschütz zur Aufstellung bringe, solle er Unteroffizier sein. Von dieser Aussicht begeistert, machte sich der wackere Bombardier an das schwierige Werk, das ihm mit Hülfe herbeigeeilter Mannschaften des in Eckernförde liegenden Infanteriebataillons in zwei Stunden glücklich gelang. Inzwischen wüthete der Kampf ununterbrochen fort. Die deutsche dreifarbige Flagge, welche auf der Brustwehrkrone der Batterie flattert, wird von Kugeln zerrissen und zerfetzt; endlich schneidet eine Kugel das Seil durch, an dem sie aufgezogen ist, und unter dem donnernden „Hurrah!“ der Dänen stürzt das geheiligte Symbol des Kampfes nieder in das Innere der Batterie. Jungmann selbst ergreift das herabgeschossene Banner und richtet es, begleitet von dem Lieutenant Schneider des Reservebataillons und vier andern Braven auf der Höhe des Blockhauses wieder auf. Die Dänen, welche anfangs gemeint hatten, die Batterie habe die Flagge gestrichen, erneuerten ihr Feuer mit beispielloser Wuth, als sie die verhaßte deutsche Tricolore wieder lustig im Winde flattern sahen. Jungmann selbst sagt: „Die Geschosse überschütteten uns. Volle Lagen aus den Breitseiten des Linienschiffs Christian VIII. und der Fregatte Gefion sandten sie nach der Batterie. Aber die Flagge blieb stehen. Sie wurde wohl noch mehr zerfetzt; aber sie blieb stehen, — und sie stand noch als die Gefion

ihre Flagge gestrichen hatte und der Christian VIII. in die Luft geflogen war!“

Außen gab man die Batterie und ihre Tapferen verloren. Das Gerücht war in die Umgegend gedrungen: die Verwundeten und Todten lägen haufenweise in der Batterie, dem Kommandeur seien beide Beine weggeschossen u. s. w. Ein beherzter Landmann konnte es nicht ertragen, die Verwundeten hülflos zu wissen. Er spannte seine besten Pferde vor den Leiterwagen und jagte in der Karriere vor das Pallisadenthor der Nordbatterie. Man konnte ihn wenigstens dazu benutzen, die Schwerverwundeten zum Arzte zu schaffen. Kaum waren sie hinaufgehoben, als eine volle Lage durch die Luft heulte. Granaten und Kugeln schmetterten gegen Wall und Pallisaden, eine Kanonenkugel tödtete den Kanonier, der freiwillig als Begleiter der Verwundeten auf den Wagen gesprungen war. Die erschreckten Pferde jagten davon, die Verwundeten waren gerettet.

Gegen drei Stunden hatte der Kampf schon gewährt, da kam die Nassauer Artillerie der bedrängten Nordbatterie zu Hülfe, indem sie sich in ihrer Nähe aufstellte, und so wenigstens einen Theil des feindlichen Feuers von ihr auf sich ableitete.

Jetzt wandten sich aber die beiden feindlichen Schiffe von der Nordbatterie ab, um den zweiten Angriffsstoß gegen die schwächere Südbatterie zu führen, die bis dahin das Feuer der Nordbatterie tapfer unterstützt hatte. Der Stoß war furchtbar. Lage auf Lage sandten die beiden mächtigen Schiffe der kleinen Südbatterie zu, und Jungmann und die Seinen hörten deutlich das Krachen und Schmettern der Geschosse gegen Brustwehr, Blockhaus und Pallisaden der kämpfenden Batterie. Aber ihr tapferer Kommandeur, der Unteroffizier von Preusser, erwiederte mit seinen vier Geschützen mannhaft das feindliche Feuer. Ueberall, so er-

zählen Augenzeugen, war er zugegen, und überall griff er ein, wo es Noth that. Sein Zuruf: „Frisch, ihr Leute! frisch!" scholl ermuthigend durch den Geschützesdonner. — „Er war der Bravste unter den Braven!" sagt Jungmann in seinem Berichte: Das Wort wäre die schönste Inschrift auf einem Denksteine des jungen Helden, der nach dem Siege als letztes und kostbarstes Opfer fallen sollte. Schweren Herzens blickte Jungmann über die Brüstung seiner Batterie nach der Stelle, wo die kleine Schanze, auf die der Wind den Pulverdampf zuführte, zuweilen ganz in Staubwirbel und Dampfwolken verschwand. Aber immer wieder erschien sie, und immer wieder gaben ihre tapfern Kanoniere das Feuer ihrer vier Geschütze ab auf den übermächtig drängenden Feind. Die Explosion einer Kartusche in der Südbatterie wirft fünf Mann verwundet nieder, zwei ihrer vier Geschütze werden durch feindliche Kugeln unbrauchbar; Preusser hat nur noch je ein Geschütz gegen jedes der beiden Schiffe. Aber er feuert fort und Jungmann sekundirt ihm so lange er kann mit seiner einzigen noch übrigen Bombenkanone. — Endlich versagt auch diese den Dienst.

Da — plötzlich, wird das Feuern der Feinde schwächer. Es ist ein Uhr Mittags. Das Linienschiff zieht eine weiße Flagge auf. Beide Schiffe hören auf zu feuern. Ein dänischer Parlamentär langt mit einem Briefe an, in welchem für die Schiffe freier Rückzug verlangt wird. Versage man denselben von Seiten der Batterien, so würden die Dänen die Stadt Eckernförde in einen Aschenhaufen verwandeln. Der Bürgermeister von Eckernförde überbringt dem Kommandeur der Batterien diesen Antrag, mit der Frage, was er zu thun gedenke. Jungmann's Antwort war: „Ich werde schießen, so lange ich ein Geschütz und einen Schuß habe!" Zugleich aber erließ er an den dänischen Flotten-

Kommandanten Paludan ein Antwortschreiben, in welchem er die Zerstörung einer offenen Stadt als eine That des Vandalismus bezeichnete, „deren Fluch selbstverständlich auf Dänemark zurückfallen werde“. Er wußte, was er that. Die Dänen hatten sich, indem sie das Linienschiff und die Fregatte zwischen beide Batterien legten, ehe sie die eine derselben ganz zum Schweigen gebracht, in eine Zange begeben, die sie festhielt. Zugleich war der Ostwind im Laufe des Tages immer stärker, und gegen Abend sogar heftig geworden. Auch dieser hielt die Schiffe in ihrer schlimmen Lage fest. Und endlich hatte Jungmann bemerkt, daß höchst wahrscheinlich auf dem Linienschiffe Feuer ausgebrochen sei, das die Dänen zum Parlamentiren genöthigt hatte.

Um 4½ Uhr Nachmittags erhielt Jungmann die Nachricht, daß die Dänen den Kampf auf's Neue beginnen würden.

Er hatte indeß die Zwischenzeit auf's Beste benutzt. Seine einzige Bombenkanone war wieder schußfertig gemacht, der hinabgeworfene Vierundzwanzigpfünder wieder aufgestellt, seine todtmüden Leute hatten sich mit Speise und Trank erquickt, die man ihnen aus der Stadt gesendet. Er hatte an Preusser Verstärkung von Munition in die Südbatterie geschickt und ihm befohlen, von jetzt an mit glühenden Kugeln zu schießen. Er hatte endlich vier Nassauer Feldgeschütze so postirt, daß ihr Feuer das der Batterien wirksam unterstützen konnte, falls die Schiffe noch näher herankämen.

Und sie kamen näher heran. Das Linienschiff spannte seine Segel auf und fuhr, im Bereiche der Nordbatterie, auf Kartätschenschußweite an die Südbatterie heran, um diese zu vernichten. Es war sein letzter Verzweiflungskampf. Der Kartätschen Hagel der Nassauer Geschütze schmetterte die Seekadetten und Matrosen wie fallende Früchte von der Takelage der Masten

herab. Die Fregatte strich zuerst die Flagge und ergab sich. Ein Dampfer erschien, um das bedrängte Linienschiff zu retten, aber Jungmann's Geschütze bewogen ihn zur Umkehr.

Um 6 Uhr Abends war der Kampf zu Ende. Auch das Linienschiff, in dessen Innern der Brand wüthete, hatte sich ergeben.

Zehn Stunden hatte der Kampf gedauert. Von ½7 Uhr früh bis Mittag 2 Uhr, und wieder von ½5 Uhr bis Abends ½7 Uhr. Drei Segelschiffe und zwei Dampfschiffe mit hundertundvierzig Kanonen hatten gegen die zehn Kanonen der beiden Batterien gestritten. Es war nicht ein Quadratfuß in den Werken der letzteren, der nicht die Spuren gezeigt hätte von den mörderischen Geschossen, mit denen sie überschüttet worden waren. Der herbeigeeilte Kommandeur der Truppen, welche in der Nähe von Eckernförde lagen, Herzog Ernst von Koburg, umarmte den tapfern Helden des Tages, der unmittelbar darauf zum Major ernannt ward. Aber ein schweres Opfer sollte nach dem Siege dieser Tag noch kosten. Als die blutige Arbeit vollendet war, sprengte Jungmann nach der Südbatterie, um seinen wackeren Kampfgenossen, von Preusser, zu begrüßen. Er fand ihn nicht dort. Der Brave war nach dem brennenden Schiffe geeilt, um dort zu retten, was zu retten war. Da plötzlich ward die Nacht taghell erleuchtet, die Erde bebte von einer gewaltigen Explosion. Das Linienschiff war in die Luft geflogen, mit ihm der Held, der es besiegen helfen. Die Regierung des Landes ehrte sein Andenken. Im Tode ward er zum Offizier ernannt, und sein Name als solcher fortgeführt in den Offizierranglisten der Artilleriebrigade. Bei allen Truppenkorps ward dieser Ehrenbefehl verlesen.

Preussers Schicksal war ein beneidenswerthes, wenn man es

vergleicht mit dem seiner überlebenden Waffengenossen. Im Hochgefühle heldenhaften Sieges war er dahingegangen, noch erfüllt von dem Bewußtsein, geholfen zu haben an einer Waffenthat, deren Kunde bald darauf die Herzen der deutschen Nation mit einem Freudengefühle patriotischen Stolzes elektrisch durchzuckte. Aber diese Waffenthat war das letzte Aufleuchten des ersten, seit einem Menschenalter wieder von Deutschen für Deutschlands Sache geführten Kampfes. Der Sieger von Eckernförde blieb leben, um die Vernichtung aller seiner Hoffnungen sich vollziehen zu sehen. Ein halbvergessener Mann, mit Sorge sogar um die Existenz kämpfend, gebrochenen Herzens verzehrte er sich im Grame um das Geschick seines Vaterlandes, bis man ihn in die Erde legte. Möge sie ihm leicht, und sein Andenken und Name unvergessen sein im deutschen Volke.

Erinnerung

an

Paul de Flotte.

(1864.)

Erinnerung an Paul de Flotte.

(1864.)

Paris, October 1864.

Endlich habe ich nach langem vergeblichen Umherfragen etwas Näheres erfahren über das Schicksal und den Hingang dieses ausgezeichneten Mannes, dessen Bekanntschaft für mich zu den wichtigsten Ereignissen meines ersten Pariser Aufenthalts gehörte.

Als ich Paul de Flotte im Herbste des Jahres 1850 im Hause unserer Freundin, der Madame Bardonneau-Narcy, kennen lernte, war sein Name in Aller Munde; seine im Frühlinge des Jahres mit 127,000 Stimmen erfolgte Wahl zum Abgeordneten für Paris in die Assemblée législative hatte das größte Aufsehen erregt. Er war der Sprosse einer alten royalistischen Adelsfamilie, und hatte als sechszehnjähriger Jüngling sich selbst an dem Aufstandsversuche für die legitimistische Partei der Herzogin von Berry betheiligt. Späterhin, in Folge von Studien und reichen Lebenserfahrungen, hatte er aus Ueberzeugung den Ueberlieferungen und Vorurtheilen seiner Kaste und damit zugleich der Legitimistenpartei entsagt und sich den Ideen der Freiheit und des Republikanismus mit voller Entschiedenheit hingegeben. Die Revolution von 1848 fand den jungen Marineoffizier als

einen ihrer feurigsten Anhänger. Die ungeheure Majorität, mit welcher ihn Paris zu seinem Abgeordneten wählte, zeugte für das Gewicht, welches die Anhänger der Republik und der Freiheit auf den Eintritt eines Mannes in die Volksvertretung legten, dessen edler und makelloser Charakter, dessen große Fähigkeiten, verbunden mit voller Hingebung an die Sache der Freiheit und des Rechts, dessen milder Ernst und ruhige Unerschütterlichkeit überall, wo es die Vertheidigung der großen Grundsätze der Freiheit galt, ihn vor vielen seiner Genossen auszeichneten. Mit tiefem Schmerze hatte er durch die Fehler der Regierung den furchtbaren Juniaufstand des Jahres 1848 heraufbeschwören sehen, der im Gefolge seiner nothwendigen blutigen Niederwerfung den ersten Nagel in den Sarg der kaum gebornen Freiheit Europa's einschlagen und dem lauernden Bonapartismus den Weg zu seiner Restauration bahnen sollte. Als ich de Flotte ein Jahr später kennen lernte, machte er sich über das nächste Schicksal Frankreichs keine Illusionen mehr, wenn er gleich die Katastrophe etwas später erwartete als sie eingetreten ist. Er hatte die Wahl Louis Napoleons zum Präsidenten der Republik vorausgesagt und den Grund derselben ganz richtig bezeichnet.

„Man muß das französische Landvolk kennen, wie ich es kenne, der ich unter ihm aufgewachsen bin, um seine Wahl dieses Napoleon ganz begreiflich zu finden. Der französische Bauer hat nur einen politischen Grundgedanken, und dieser entstammt seinem eignen Familienverhältnisse. Dieser Grundgedanke ist die Heiligkeit und Nothwendigkeit des Erbrechts. Daß der Besitz des Vaters auf dessen Sohn oder sonstigen Familienerben übergehe, scheint ihm die Grundbedingung aller staatlichen Ordnung und allen menschlichen Daseins für Hoch und Niedrig. Nun also, vergegenwärtigen Sie sich die Lage der Dinge in Frankreich. Mit den

älteren Bourbons hat der französische Landmann keinen Zusammenhang mehr; die Revolution von 1789 hat zwischen ihnen und dem Lande eine Kluft gerissen, über die hinweg und zurück, für den französischen Bauer nichts mehr existirt. Alles was er von den Bourbons weiß, ist, daß sie ihm die fremden Heere ins Land gebracht haben, wofür er sie von Herzen verwünscht, und daß sie ihm gern das alte feudale Joch des Absolutismus wieder aufgedrückt hätten, wofür er sie verabscheut. Die Dynastie der Orleans ihrerseits hat nie Boden im Landvolke gewonnen. Sie regierte zu kurze Zeit und vor Allem — der Bauer vergab es dem alten Louis Philippe nicht, daß er doch eigentlich das Erbrecht verletzt hatte. Blieb also nur der Bonapartismus übrig. Der Kaiser Napoleon war für den Bauern der einzige in seinem Bewußtsein noch lebendig gebliebene Träger des dynastischen Besitzrechts, des droit du commandement héréditaire, und der legale Erbe des Kaisers war für ihn der Neffe des Kaisers. Es bedurfte daher auch gar keiner großen Künste, um ihn dahin zu bringen, den Namen Napoleon auf seinen Stimmzettel zu schreiben oder schreiben zu lassen. Er that es von selbst aus Ueberzeugung, daß es ein Akt der Gerechtigkeit sei, und daß das Erbrecht es verlange."

Ich sehe ihn noch vor mir, wie er, uns aus der Gesellschaft nach Hause begleitend in einer mondhellen Oktobernacht auf dem Vendomeplatze vor der riesigen Denksäule des großen Gewaltmeisters mit diesen und ähnlichen Reden sein Herz gegen uns ausschüttete, und seinen schweren Befürchtungen für die Zukunft der Freiheit in Frankreich und Europa beredte Worte verlieh. Eine ausgearbeitete muskulöse stattliche Gestalt, runde lebhafte geistglänzende Augen, der ernste Ausdruck der von einer gewissen sinnenden Schwermuth überschatteten Züge, das bläuliche Schwarz

des Haars und Bartes, schon hier und da leicht mit Grau gemischt, — so erschien er mir, obschon noch nicht vierunddreißig Jahr alt, doch bereits als ein angehender Vierziger.

Daß ein Mann wie Paul de Flotte auf der Seite der Tapferen stehen würde, welche dem Verbrechen der Verschwörer des zweiten Dezember entschlossenen Widerstand zu leisten versuchten, konnte nicht zweifelhaft sein. Aber die Catilina's des republikanischen Frankreichs blieben Sieger in dem ausbrechenden Kampfe, und das Napoleonische Kaiserthum erhielt am 4. Dezember 1851 seine fürchterliche Bluttaufe. Anfangs hieß es, auch de Flotte sei im Kampfe gefallen. Es war ein falsches Gerücht. Aber die Dezemberverschwörer hatten ihn nicht aus den Augen verloren. Sein Name ward mit auf die Proskriptionslisten gesetzt, und lange Zeit hindurch hieß es: er habe das Schicksal der Tausende getheilt, welche in Folge dieser Proskription — der fürchterlichsten, welche die Weltgeschichte seit den Tagen der letzten Triumvirn Roms kennt, — nach Afrika und Cayenne transportirt wurden, um in den giftathmenden Gefängnissen dieser Himmelsstriche eines elenden Todes zu sterben. Es waren, nach den eigenen amtlichen Berichten der Sieger, nicht weniger als sechsundzwanzigtausend fünfhundert Männer, welche dieses Schicksal traf! So wurde Frankreich „entmannt". Denn dieser Verlust bedeutete unendlich mehr als der Verlust eines gewöhnlichen Heeres von hunderttausend Soldaten und Arbeitern. Ein solches hätte Frankreich ohne besondere sichtbare Schwächung verlieren können, „aber keine Nation der Welt, selbst Frankreich nicht" — setzt der englische Historiker der Dezemberrevolution*) hinzu — „ist so überreich an Männern, welche fähig sind für Ehre und Freiheit etwas

*) Kinglake. The invasion of the Crimea II. p. 33—34 (Tauchn.).

zu wagen, um im Stande zu sein, einen Verlust von zwanzig- bis dreißigtausend Männern ungeschwächt zu ertragen, die das Verderben aus den Thatkräftigsten und Muthigsten des Landes herausgreift. Ein solcher Verlust mußte auf lange Jahre hin Frankreich entmannen.

Es gelang de Flotte, der Transportation zu entgehen. Aber er konnte sich nicht, gleich so vielen Andern, zur Flucht ins Ausland entschließen; er konnte es nicht ertragen, sein geliebtes Frankreich zu verlassen. Verkleidet war er aus Paris entkommen und hatte bei Freunden seiner Heimatprovinz ein sicheres Versteck gefunden. Er verließ es nur, um unter einem angenommenen Namen in eine Stelle bei der Verwaltung einer Eisenbahn einzutreten, zu der ihn seine Fachstudien vorzüglich befähigten, und deren Ertrag bei seiner Einfachheit und Bedürfnißlosigkeit für seinen Lebensunterhalt vollkommen ausreichte. Obschon Viele um das Geheimniß wußten, so fand sich doch kein Verräther, und de Flotte lebte sechs Jahre lang unangefochten in dem kaiserlichen Frankreich. Aber als Garibaldi die Sturmfahne der Freiheit Italiens zum zweiten Male erhob, da litt es ihn nicht länger in dem niedergeworfenen Vaterlande. Er eilte, sich dem sizilianischen Feldzuge des großen italienischen Befreiers anzuschließen, um noch einmal den Kampf für Volksfreiheit zu wagen. Er wußte, daß die Freiheit nicht minder solidarisch sei für die Völker Europa's als die Tyrannei, und lebte des Glaubens, daß eine Nation befreien helfen an der Befreiung aller andern mitarbeiten heiße. Manche Freunde glaubten, er habe den Tod gesucht; denn seine Seele war müde und traurig bis zum Tode über das Schicksal seines Vaterlandes und über die Zerstörung aller seiner Hoffnungen. Welche Dienste er der Sache Italiens geleistet, welche Verehrung er bei Garibaldi und seinen Tapfern ge-

noß, bezeugt der weiterhin mitzutheilende Nachruf, den ihm der große Diktator der Freiheit in dem Tagesbefehle widmete, mit welchem er den Tod des französischen Freiheitshelden seinem Heere und Volke bekannt machte.

Paul de Flotte sollte die letzte glorreiche Entscheidung des Kampfes nicht mehr erleben. Schon war Sizilien glücklich befreit, und es galt nun für Garibaldi, seine siegreichen Schaaren von dort nach dem Festlande überzusetzen. Ein vereinzelter Versuch ward in der Nacht vom 20. zum 21. August (1860) unternommen, wobei de Flotte auf seine Bitte den ehrenvollen Auftrag erhielt, die Avantgarde des General Cosenz zu führen. Er landete glücklich zwischen Scylla und Bagnara in Kalabrien, und schickte sich an, auf die Höhen von Aspromonte zu marschiren, um dort der nachrückenden Abtheilung des General Cosenz Stellung zu sichern. Sein kleines Korps bestand aus Franzosen und Engländern, die er als Freiwilliger führte. Es war sein erstes Unternehmen zu Lande, denn bisher hatte er nur als Anführer zur See Dienste geleistet. Gegen Ende der Nacht stieß er auf ein starkes Bataillon neapolitanischer Truppen, welche einen Hügel bei dem kleinen Dorfe Solano besetzt hielten. Er griff es unverzüglich im Sturme an, wobei er persönlich an der Spitze seiner kleinen Schaar einen Gegner niederschoß und zwei Gefangene machte. Die Königlichen wurden geworfen und flüchteten sich in Auflösung hinunter in das Dorf, wo sie sich zu setzen suchten. De Flotte verfolgte sie und stürzte sich, Allen voranleuchtend durch seine Kühnheit, auf's Neue in den Kampf, der mit der vollständigen Niederlage des Feindes endete. Aber die Sieger zahlten einen theuern Preis. Der letzte Schuß des Kampfes, den ein hinter einer Gartenhecke des Dorfes versteckter neapolitanischer Soldat gegen den heldenmüthigen Anführer auf

wenige Schritte Entfernung abfeuerte, zerschmetterte de Flotte's Haupt und streckte ihn todt nieder.

Die Trauer der Seinen, des ganzen Heeres, war unbeschreiblich. Garibaldi's Tagesbefehl lieh ihr sein beredtes Wort: „Wir haben de Flotte verloren!" so lautete derselbe. „Die Benennungen des braven, ehrenhaften, des wahren Demokraten sind unfähig, den ganzen Heroismus dieses unvergleichlichen Mannes auszudrücken. De Flotte, Frankreichs edler Sohn, ist einer dieser bevorzugten Geister, die ein einziges Land nicht das Recht hat, sich allein anzueignen. Nein, de Flotte gehört der ganzen Menschheit, denn für ihn war sein Vaterland da, wo ein leidendes Volk sich für die Freiheit erhob. De Flotte, der für Italien gestorben ist, hat für sie gekämpft, wie er für Frankreich gekämpft haben würde. Dieser ausgezeichnete Mann ist ein kostbares Band für die Verbrüderung der Völker, welche das Ziel der Menschheit ist. Gefallen in den Reihen der Alpenjäger, war er mit vielen seiner braven Landsleute der Vertreter seiner edelherzigen Nation, die man wohl einen Augenblick in ihrer Bahn aufhalten kann, die aber trotz alledem und alledem vom Weltgeschick berufen ist, als Vorvolk an der Spitze der Völkerbefreiung und der Civilisation der Welt einherzuschreiten. Garibaldi."

Dieser Nachruf, — der es unter anderm auch klar macht, welche gegründete Ursache der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs zu dem Todhasse wider sein Gegenbild Garibaldi seit jenen Tagen hat, — ist das beste Denkmal des gefallenen Freiheitskämpfers.

Mehrere Tage vor seinem Tode umdüsterte Todesahnung, wie sein Kampfgenosse Maxime Du Camp erzählt, seinen Sinn. „Ich habe nie einen Menschen getödtet" — äußerte er gegen vertraute Freunde, „ja, ich habe nie im Kampfe ein Gewehr

abgefeuert. Ich bin gewiß, bei dem ersten Menschen, den ich tödte, — und ich werde nur tödten, wenn es die Vertheidigung meines eigenen Lebens gilt, — wird mein Leben den Schicksalsmächten verfallen sein." Es geschah, wie er gesagt hatte: er tödtete und ward getödtet. Aber diese düstern Vorgefühle eines sichern und nahen Todes hatten keinen Einfluß auf seinen Kampfmuth; er besaß die stolze Tapferkeit derer, die an ein unbezwingliches Verhängniß glauben. Bei verschiedenen Angriffen und Landungsversuchen, die er in den vorhergehenden Tagen geleitet hatte, hielt er sich stets aufrecht am Steuer seines Schiffes, den feindlichen Kugeln seine hohe Gestalt in der rothen Blouse verachtungsvoll darbietend. Ein Hang zur Mystik lag in dem Wesen dieses so ganz auf That gestellten Mannes, und dieser Hang gewann an Boden bei ihm, je mehr seine Hoffnung schwand, die Ideale seines Herzens in dem eigenen Vaterlande und den Sieg seines Prinzips, des Prinzips der Freiheit und Menschlichkeit und der brüderlichen Arbeit der europäischen Nationen für diese beiden erhabenen Ziele, verwirklicht zu sehen. Er liebte die Menschheit, er glaubte an sie und ihre Bestimmung, aber der langdauernde Erfolg des zweiten Dezember hatte seinem Herzen eine tödtliche Wunde geschlagen. Selbstlos, aufrichtig, von unwandelbarer Treue für sein Prinzip, und stets bereit, Alles für dasselbe hinzugeben, jede Gelegenheit benutzend, demselben seine Kraft zu weihen, nie mit sich und seinen Interessen, aber immer mit denen des Allgemeinen beschäftigt, dabei von großer Sanftmuth und Milde im persönlichen Umgang und Verhalten — so schildern ihn seine Freunde, so habe ich selbst ihn gekannt; und so hat er gefunden, was er zuletzt vielleicht zu finden wünschte: den Tod im Kampfe für die Sache der Freiheit, der er sein Leben geweiht hatte.

G. A. von Halem.

(1840.)

G. A. von Halem*).

(1840.)

Lasse sich Niemand durch die für unsere Zeit auffallende Ineleganz in der äußeren Ausstattung dieses Buches von seiner Lektüre abschrecken. Es ist ein ebenso interessanter als nach manchen Seiten hin wichtiger Beitrag zur Spezialgeschichte der Litteratur wie der socialen Zustände der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts; und wenn gleich der Mann selbst, an den sich die hier gebotenen Notizen und Documente anschließen, in dem großen Weltgewoge des deutschen Bildungsprocesses nur ein verschwindendes Moment, und außerhalb seines Vaterlandes jetzt wohl vollständig vergessen ist, so bleibt doch seine Biographie, so wie jene brieflichen Documente eines ausgebreiteten persönlichen und litterarischen Verkehrs mit vielen bedeutenden Männern einer vergangenen Culturepoche von um so größerer Wichtigkeit, je weniger noch gerade das Verhältniß dieses nörd-

*) Gerhard Anton von Halem's Selbstbiographie, nebst einer Sammlung von Briefen an ihn von Biester, Bode, Bürger, Cramer, Justi, Knigge, Kosegarten, Lavater, Meißner, v. Meister, Nicolai, Oelsner, v. Ompteda, Reinhold, v. Schlieffen, Schröder, F. L. Gr. zu Stolberg, v. Ungern-Sternberg, Voß, Wieland u. A., zum Druck bearbeitet von seinem Bruder L. W. C. v. Halem, herausgegeben von C. F. Strackerjan. Oldenburg, 1840. IV, 203 u. 215 S. 8. Verl. der Schulze'schen Buchhdl.

lichen Theiles von Deutschland, dem Halem durch Geburt und Lebensstellung angehörte, zu den großen geistigen Bewegungen, die in der zweiten Halbscheid des vorigen Jahrhunderts ein neues Leben und neue Bildungsprocesse vermittelten, durch ähnliche Mittheilungen aufgehellt ist.

Das veraltete Aeußere des Buches aber, das uns um ein Vierteljahrhundert zurückversetzt, verzeiht man leicht, wenn man hört, daß das Buch wirklich schon vor zwanzig Jahren bis auf ein Paar Bogen fertig gedruckt war, aber aus übertriebener Aengstlichkeit des Herausgebers L. W. C. v. Halem, der mit dem Buche, man weiß nicht welchen, Anstoß zu geben befürchtete, bis zu seinem vor einem Jahre erfolgten Tode zurückgehalten wurde.

Die Selbstbiographie geht bis Seite 100. Der Verfasser schrieb sie nicht für die öffentliche Bekanntmachung, sondern nur für seine Familie und den näheren Kreis seiner Freunde schon im Jahre 1798, und setzte sie 20 Jahre später bis zu dem angegebenen Punkte fort. Nach seinem Tode beendigte sie sein Bruder, der auch die Briefsammlung besorgte. Mit welcher mehr als deutschen und nur aus den lokalen Lebensverhältnissen und ihrer Beschränktheit erklärlichen Aengstlichkeit der ehrwürdige Greis dabei verfuhr, kann man daraus sehen, daß er aus dem überaus reichen Vorrathe nur Briefe Verstorbener, und auch von diesen nur die vor 1801 geschriebenen auswählte. Und dennoch war es eben nur die Furcht vor einer dadurch begangenen Impietät, die den liebenswürdigen Greis, der seine letzten Jahre gelähmt, auf einem Rollstuhle verlebte, von der Ausgabe des bereits gedruckten Buches abhielt, mit dem er ein Denkmal seiner brüderlichen Liebe für den vor ihm Hingeschiedenen zu errichten beabsichtigt hatte. Welch ein Unterschied von der Gegenwart und ihrer Rücksichtslosigkeit in so Vielem!

Halem, der Aeltere, wurde zu Oldenburg im Jahre 1752 am 2. März, geboren. Glückliche äußere Verhältnisse eines wohlhabenden und wohlunterrichteten, durch Reisen gebildeten Vaters gaben ihm eine sorgfältige Erziehung. Reisen, auf denen der Knabe den Vater nach Holland, Hamburg, Bremen u. s. w. begleitete, eröffneten früh den Blick über die engen Grenzen der kleinen damals unbedeutenden Vaterstadt. Sein Lehrer Herbart (Großvater des Philosophen in Göttingen) machte früh ihn und Andere zu Proselyten Klopstock's, der damals sowohl von den Gottschedianern als von den Franzosenfreunden par excellence als barbarischer Neuerer verschrieen war. Solche Häresie mußte selbst dem alt-classisch gebildeten Vater geheim bleiben, der in enger Freundschaftsverbindung mit dem hamburger Schöngeist Johann Matthias Dreyer stehend, dessen Abneigung gegen Klopstock auf das Entschiedenste theilte. Dreyer, dessen satirische Gedichte in Hamburg confiscirt und unter dem Geläute der Schandglocke vom Henker verbrannt wurden, nachdem alle dortigen Prediger, namentlich der Hauptpastor Götze, wider ihre Ruchlosigkeit geeifert, schrieb unter Anderem an Halem's Vater (S. 15):

Den Weisen dichtet Haller,
Den Schönen singet Gellert,
Den Bürgern reimet Stoppe.
Wem aber singet Klopstock?
Zu ungelehrt für Weise,
Zu trocken für die Schönen,
Zu dunkel für die Bürger! —
Wenn er die Psalmen plündert,
Und, was der große Luther
Schön und mit Nachdruck sagte,
Bloß holpricht-undeutsch saget,

So mögen seine Lieder
Voll Andacht ohne Denken
Die alten Weiber singen.

Mehr von seinem Vater als von der Schule vorbereitet, bezieht Halem die Universität zu Frankfurt, besucht Straßburg, Wetzlar und Kopenhagen, um die Rechtswissenschaft zu studiren und den juristischen Doctorhut zu erwerben. Seine Mittheilungen über diese Studienjahre sind höchst interessant für den damaligen Zustand des akademischen Lebens, und geben über einzelne Persönlichkeiten von Bedeutung, mit denen er in Berührung kam, artige Notizen. Das überrohe Studentenleben in Frankfurt grenzt dicht an Escarpins, Chapeaubas und Degen der feineren Zirkel. Die leibeigenen, vor der Thür der studirenden kurländischen Junker wie Hunde liegenden Bedienten derselben finden ihr Gegenbild in den Unterthanen der Grafen Lynar zu Lübbenau an der Spree, die sich beim Anblick der hochgräflichen Equipage grüßend zur Erde werfen. In Straßburg (1770) sieht und beschreibt er die Festlichkeiten beim Einzug Marie Antoinette's, — auch Göthe war bekanntlich damals in Straßburg, — und in seine Oldenburgische Heimat zurückgekehrt, die damals eine ziemlich stiefmütterlich behandelte dänische Provinz war, lernen wir bei seinem mehrmonatlichen Aufenthalte in der Hauptstadt Kopenhagen die Verderbtheit der dortigen Zustände, die Käuflichkeit der Gunst und der Staatsämter, und ein an gleichzeitige französische Verhältnisse erinnerndes Weiberintriguenwesen kennen, — lauter Dinge, die in der „guten alten Zeit“ gar nichts Auffallendes hatten. In Oldenburg als zweiundzwanzigjähriger Jüngling bereits tief in den Acten vergraben, verläßt ihn doch die frühere Neigung zu Poesie und Litteratur nicht. Er studirt Englisch, um Shakspeare und Milton, und Griechisch, um Homer

und die Tragiker lesen zu können. „Schauspieler-Banden“, die sich vereinzelt hierher verirren, und Stiftung von litterarisch-geselligen Lesevereinen, bei denen er sich thätig zeigt, wecken auch in seiner Umgebung den Sinn für Bildung und neuere Litteratur. Im Jahre 1778 wird mit Boje, dem Beiträge für das deutsche Museum eingesandt werden, ein fleißiger litterarischer Briefwechsel begonnen, der bis zu dessen Tode fortgesetzt wurde. Auch mit Friedrich Stolberg, so wie mit Klopstock, Büsch, Bode und Schröder wird bei Gelegenheit einer Reise nach Hamburg Verbindung geknüpft. Klopstock lernte er in der von diesem gestifteten litterarischen Gesellschaft kennen, in welcher Lectüre und Kartenspiel abwechselten, an welchem letztern jedoch Klopstock nicht Theil nahm, „der sich sehr lebhaft mit den Damen unterhielt und mit ihnen schäkerte und lachte“.

Ueber seine sonstigen Beziehungen zu den bedeutenden Männern seines Jahrhunderts giebt die Briefsammlung Aufschluß, denn die Autobiographie bricht leider früh ab, und die ergänzende Hand des Bruders hat sich mehr darauf beschränkt, die Familienverhältnisse, die amtliche Wirksamkeit des in verschiedenen Staatsämtern eifrig thätigen Mannes und seine persönlichen Schicksale in Folge der Katastrophe, die sein Vaterland mit dem französischen Kaiserreiche in eine vorübergehende Vereinigung brachte, zu schildern. Auch der letztliche Herausgeber hat es von der Hand gewiesen, die Bedeutung Halem's als Schriftsteller und Poet des vorigen Jahrhunderts in einer kurzen Charakteristik hervorzuheben. Und doch war eine kurze Charakteristik des Mannes, der sich in lyrischen, dramatischen und epischen Arbeiten sowie als Historiker versucht hat, von dem Herausgeber um so mehr zu erwarten, da er sich gewiß die Mühe genommen hat, jene Productionen durchzulesen, was ihm

im ganzen Umfange jetzt schwerlich Jemand nachthun wird. Dennoch aber möchte man mit ihm nicht übereinstimmen, wenn er eine neue vollständige Ausgabe der poetischen Werke Halem's „zeitgemäß“ nennt. Die ungeheure Masse dessen, was der außerordentlich gewandte und sich in einer gewissen Formleichtigkeit, die an Wieland und Thümmel erinnert, bewegende Mann zusammengeschrieben hat, setzt weniger in Erstaunen, wenn man die ungeheure Schreiblust und die Unbefangenheit bedenkt, mit der damals jeder Stoff ergriffen ward. Nichts in der ganzen Welt gab es, was Leute, wie Halem, nicht zu Gedichten begeisterte; politische Ereignisse so gut wie die Pockenimpfung des Töchterchens werden wohlgefällig besungen. Der Gehalt kam wenig in Betracht, und die Form war diesen Anakreonen und Pindaren geläufig und leicht. Sein Epos „Jesus, der Stifter des Gottesreiches“, in 12 Gesängen und 2 Bänden (Hannover, 1810), und Dramen, unter denen auch ein Wallenstein (1786) und eine Johanna von Neapel, werden wohl kaum noch in Compendien erwähnt. Verdienstlicher sind seine historischen Arbeiten und darunter seine Geschichte Oldenburgs. Die wahrhaft immense Anzahl seiner Schriften dieser und ähnlicher Gattung, zu denen noch Hunderte von Aufsätzen für Zeitschriften und Almanache, ja die Herausgabe eigener von ihm gegründeter Journale gehören, würde bei einem amtlich bedeutend in Anspruch genommenen Manne in Erstaunen setzen, wenn man nicht einen erklärenden Zug dieser ungeheuerlichen Vielthätigkeit in der von ihm gegebenen Notiz fände, „daß er nie ein Buch, ohne Excerpte zu machen, gelesen,“ wie denn diese Excerpte schon früh eine stattliche Reihe von Bänden füllten.

Tüchtig und segensreich wirksam als praktischer Geschäftsmann und Jurist, strebsam nach Fortschritt mit der ästhetischen Bildung

seines Jahrhunderts, und diese erfolgreich mit seinen näheren Umgebungen vermittelnd, wird Halem aber mehr noch, als durch die Unzahl seiner vielseitigen Productionen, ehrenwerth und bedeutend durch den Geist Herder'scher Humanität, durch den Eifer für Denkfreiheit und Aufklärung, durch den Anschluß an die Bewegung des Geistes, in Folge dessen er mit seinem nächsten Freunde Stolberg zuletzt gänzlich zerfiel. Dies Verhältniß ist wohl einer näheren Beachtung würdig, da die reichhaltigen Briefe des Apostaten Stolberg (es sind deren über funfzig) so manchen Aufschluß über die praktische Wendung geben, die der Romanticismus am Schlusse des 18. Jahrhunderts in der Person eines seiner Hauptträger nahm.

Das Verhältniß Halem's zu Stolberg währte nahe an zwanzig Jahre. Gleiche Bestrebungen für Uebertragung des Aeschylus, — wobei zu bemerken, daß Halem, der eine Uebersetzung des Agamemnon herausgab, sehr wenig Griechisch verstand und sich meist an englische und lateinische Uebertragungen hielt, — gegenseitiges Loben und Preisen der poetischen Productionen, wie es damals an der Tagesordnung war, die Verehrung Beider für Klopstock und seine Richtung, die enge Verbindung mit Voß in Eutin bildeten die Grundfäden in dieser Verbindung sehr heterogener Naturen, die durch persönliches öfteres Zusammenleben nur noch fester wurde. In diesem Briefwechsel erscheint Stolberg, der damals in Eutin, Tremsbüttel und Neuenburg lebte, außerordentlich liebenswürdig. Einer gewissen Selbstgefälligkeit, mit der er sich in seinen Productionen bespiegelt, hält wiederum jene Bescheidenheit die Wage, mit der er z. B. Voß und seine Homerische Uebersetzung hoch über die seinige stellt (S. 43), und sich selbst durch Halem's entgegengesetztes Urtheil (S. 45) nicht bestechen läßt. Bemerkenswerth für die

damaligen äußeren Litteraturverhältnisse kann der Umstand genannt werden, daß Stolberg, wie er selbst schreibt (1787), für alle seine Schriften kein Honorar, sondern nur Freiexemplare erhielt.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin (1788), der ihn, wie seine Briefe bezeugen, tief darniederbeugte, verließ Stolberg seinen Aufenthalt in Neuenburg und vertauschte seine dortige Stellung mit einem Gesandtschaftsposten in Berlin. Der Tod jenes überaus liebenswürdigen Wesens erwies sich verhängnißvoll für Stolberg's ferneres Geschick. Sie war es gewesen, die, wie Göthe sich ausdrückt, das Unvereinbare von Stolberg's und seiner Freunde Natur vermittelt, als Engel das irdische Unwesen besänftigt und als Grazioso eine furchtbar drohende Tragödie mit anmuthiger Ironie durch die ersten Acte zu mildern gesucht hatte. Kaum war sie abgetreten, so that sich das Unversöhnliche hervor, und lange ehe sein öffentlicher Abfall zum Katholicismus der Trennung das Siegel aufdrückte, hatten sich die früher geknüpften Bande schon gelöst. Stolberg war längst katholisch in Gesinnung und Handeln, ehe er es äußerlich wurde.

In dem vorliegenden Briefwechsel sehen wir nun den Gang jener Trennung näher verzeichnet. Das nächste Moment bildet das gewaltige Weltereigniß der französischen Revolution. Alle in diesen Briefwechsel verflochtenen Personen zeigen sich von diesem weltbewegenden Pathos ergriffen und begeistert. Halem selbst, Oelsner, Ungern-Sternberg, v. Hennings, Knigge, Voß und sogar Wieland sprechen dies laut und frei aus, und diese Mittheilungen haben schon darum ein wesentliches geschichtliches Interesse, weil sie beweisen, wie die Donner dieses geistigen Gewitters selbst in den fernsten Winkeln Deutschlands in allen Herzen wiederhallten. Auch Stolberg schrieb (27. Oktober 1789

aus Berlin): „Ueber Frankreich freue ich mich, obwohl mancher Gallicismus die herrliche Sache der Freiheit befleckt, dennoch von ganzem Herzen. Ich fühlte mich nie kosmopolitischer als jetzt, und möchte das macte nova virtute! ausrufen von den Pyrenäen bis zum Rhein, vom Canal bis zur Garonne." Und im Jahre 1790: „Was ich als Knabe unter dem Drucke allgemeinen Widerspruchs fühlte, was ich in meinem ersten Gedichte „die Freiheit" mit lallender Poesie zu päanen mich unterwand, das wird nun Volkseinsicht. Deutsche Zeitungen, dieser Abschaum des Gemeinorts-Kleinmuths und knechtischer Kannegießerei, sagen nun Wahrheiten, welche der große Montesquieu umhüllen mußte. Der Monarchisten Ausdrücke werden gemäßigter, und Keiner wagt es, die edlen Belgen Rebellen zu nennen, selbst hier nicht, in diesem Berlin, welches seinen Friedrich, sobald er todt war, einzig und Menschenfreund nannte. Jede Zeitung wetzt jetzt an dem Griffel, welcher in dauernden Tafeln die Schmach der sclavischen Panegyristen und deren Götzen eingräbt, welche man groß nannte, weil Millionen ihnen den Schutt zuhäuften, auf welchem sie hoch standen."

Hier finden sich also die Extreme noch friedlich beisammen wohnend, die später den Riß im Geiste des Schreibenden herbeiführten: Schwärmerei für die abstrakte Freiheit des Subjekts, und bitterer, blinder Haß gegen den Träger der Freiheit des Geistes und seiner Entwicklung, Friedrich den Großen, gegen dessen Erscheinung und sein Prinzip sich instinktmäßig das trübe Bewußtsein des Romantikers empört. Aber schon 1791 verzweifelt Stolberg an der Revolution vollständig. Der „Enthusiasmus" ist vorüber; „ich war so enthusiasmirt für Frankreichs Revolution, als man es nur sein kann", schreibt er (den 20. Januar), „aber jetzt ist alle Hoffnung vorüber." Und während Halem sich durch

eine Reise nach Frankreich nur immer tiefer in das Pathos der Freiheit versenkt, während Voß den lauten Jubel seines Herzens nicht verhehlt, gewinnt in Stolberg die Reaktion immer mehr Boden. Voß' eben erwähnter Brief ist höchst bedeutend für die Kenntniß der damaligen Stimmung jener durch ihn bezeichneten Richtung. „Welche Zeiten erleben wir!“ schreibt er (den 26. September 1791), „welche Aussichten in die nahe Zukunft! Auch Stolberg wird sich besinnen, wird von seiner schweren Betäubung genesen. Freilich betäubt ihn wohl am meisten seine dumpfe Alleinseligmacherei, die jetzt in Lavater's Dunstkreise noch mehr in Gährung geräth, aber vielleicht endlich die trüben Hefen ausstößt, wenn er durch die Ruinen des schönen Alterthums fortgerüttelt wird. Etwas thut auch wohl seine Deutschheit, die den verachteten Franzosen das franke Werk nicht verzeihen kann. Wie konnte er sonst so weit gehen, sogar den Adel zu vertheidigen! Klopstock glüht von Freiheitsliebe wie ein Jüngling. Seine Aeußerungen waren so stark, daß an ihrem Uebertriebenen der ... sich glaubte ergötzen zu dürfen. Die Aristokraten werden schon aufhören, zu schimpfen und zu spotten, sie werden mit sardonischem Lächeln zuerst, und endlich, zum Durchbruche gereift, mit wahrem Ergötzen ihre Adelsbriefe, Bänder und Schlüssel zum Mond aufsteigen sehen.“ Und bei dem Einrücken der verbündeten Heere in Frankreich schreibt er (den 18. September 1792): „Es wird doch ein gutes Ende nehmen, doch! Und wenn die Welt voll Preußen wär', und wollte sie verschlingen.“ — So der gute tapfere Voß.

Stolberg, unterdessen nach Italien gereist, schreibt aus Rom sich nur immer fester in seinen Widerwillen hinein. Er findet „in dieser ganzen Gährung“ nur ein trübes, verderbenschwangeres Chaos; „nur einige Schönredner, kein einziger Mann von Geist

und Charakter ist bis jetzt dort aufgestanden.“ Bonaparte ist ihm ein „Polisson“, und in der Aufhebung des Jesuitenordens sieht er die Quelle von Frankreichs Unglück (S. 194). Unterdessen werden die Zeichen in Deutschland immer bedenklicher. Die reaktionäre Partei tritt schroffer und thatkräftiger auf. Interessante Details liefert hier der Briefwechsel S. 149, 155 u. a. a. St. Stolberg kehrt aus Italien zurück und triumphirt über den Gang der Ereignisse, der ihm freilich ein einseitiges und vorübergehendes Recht giebt (S. 158). Selbst für den edlen Schmerz der für den Moment so furchtbar getäuschten Freunde hat er kein Gefühl. „Seine Ueberzeugung“, schreibt ein Freund an Halem, „geht immer in Groll gegen Andersdenkende über. Ich habe so sehr gewünscht, Vernunft gegen Vernunft mit ihm wechseln zu können, aber es ist unmöglich. Er kennt nur zwei Worte: Meinen und Verdammen“ (S. 183). So giebt denn auch ein geringfügiger Umstand Stolberg Anlaß zu völligem Bruche mit Halem, und der letzte Brief Stolberg's, in welchem er „auf die jugendliche Erwartung, den einstigen Freund zu seiner Denkart herumzubringen“, verzichtet, wirft ein helles Licht auf den wunderlichen Charakter eines Mannes, dessen Leben und Handeln selbst für unsere Zeit nicht ohne Bedeutung ist. — Auch außer diesem berührt der Briefwechsel noch manche interessante Verhältnisse, und seine Veröffentlichung verdient wohl als ein Beitrag zur Litteratur- und Zeitgeschichte freundlich aufgenommen zu werden.

Zu unsern Klassikern.

Lessing.

Lessing und Friedrich der Große.

Rede bei der zweiten Lessing-Feier in Leipzig.

Gehalten am 22. Januar 1861.

Vorbemerkung.

Die Stadt, welche mit der Schillerfeier in Deutschland vorangegangen ist, hat jetzt auch das erste Beispiel eines regelmäßig wiederkehrenden Jahresfestes am Geburtstage Lessing's, des großen Bewegers von Deutschland, aufgestellt.

Dieses Beispiel fordert zur Nachahmung auf. Möge es an derselben nicht fehlen! Lessing's Wirken, seine Gestalt und seine Werke, seinen erhabenen Charakter, seinen freudigen Kampfesmuth, seine begeisterte Wahrheitsliebe und Wahrheitsforschung, sein unerschütterliches Ausharren im Kampfe um die höchsten geistigen Güter der Menschheit unserm Volke, das diesen seinen Helden noch weit nicht genugsam kennt, immer näher und näher zu bringen, dazu sind solche Erinnerungsfeste ein unschätzbares Mittel. Mögen sich alljährlich einmal in allen Städten deutschen Landes Männer und Frauen versammeln am Geburtstage des Dichters, der uns den Nathan gedichtet, um sich und andere daran zu erinnern was wir alle diesem Helden des Lichtes und

der Wahrheit verdanken. Denn Lessing vor allen muß jetzt unser Führer und Vorbild sein in dem neuentbrannten Kampfe des Lichts wider seine Verdunkler von heute. Und in seinem Zeichen werden wir siegen!

Berlin, 26. Januar 1861.

Hochverehrte Versammlung!

Als wenige Monate nach der verhängnißvollen Schlacht von Jena der große Historiker Johannes Müller in der Hauptstadt des niedergeworfenen und gedemüthigten Preußenlandes die Gedächtnißfeierrede auf Friedrich den Großen, auf den einzigen Mann hielt, an dessen Erinnerung sich der Muth der Schwergebeugten wieder aufzurichten hoffen konnte, da pries er die Sitte, jährlich das Andenken unsrer großen Männer zu erneuern, mit folgenden Worten: „Wenn, mit jedem Jahre neuer Prüfung unterworfen, der Glanz ihres Verdienstes durch keinen äußeren Wechsel, nicht durch den Ablauf mehrerer Jahrhunderte gemindert wird; wenn ihr Name hinreicht, ihrem Volke einen Rang unter den Nationen zu behaupten; wenn immer neu, niemals zum Ueberdruß eine solche Lobrede keiner Künste bedarf, um die Theilnahme großer Seelen zu wecken und die Schwachen tröstend aufrecht zu halten, die im Begriffe sind sich selbst aufzugeben: dann ist die Weihe vollbracht! Ein solcher Mann gehört dann — nicht mehr einem gewissen Lande, einem einzelnen Volke, — er gehört der ganzen Menschheit an, die so edler Vorbilder bedarf, um ihre Würde aufrecht zu erhalten."

Diese Worte, — auf wen können sie mit größerem Rechte angewendet werden, als auf den großen Deutschen, dessen Er=

innerungsfest wir heute an seinem Geburtstage begehen? Von wem können sie mit vollerer Wahrheit gesagt werden, als von dem Manne, dessen Name in der That schon hinreicht, unsrem Volke seinen Rang unter Europa's Kulturnationen zu behaupten? Von dem Manne, dessen Lobredner in Wahrheit keiner Künste bedarf, um die Theilnahme starker, großempfindender Seelen zu erwecken, und die Schwachen und Verzagenden von heute tröstend aufzurichten durch den Hinweis auf sein kampferfülltes, mit Ruhm und Dornen gleichmäßig gekröntes Heldenleben? Von dem Manne endlich, der schon lange nicht mehr blos seinem Volke, sondern der ganzen Menschheit angehört, von Gotthold Ephraim Lessing, der da vor uns steht als —

Das echte Abbild von der Menschheit Adel,
Der treuste Ritter aller Geisteswahrheit,
Ihr Spiegelbild Er Selbst in Sonnenklarheit:
Der Freiheitskämpfer ohne Furcht und Tadel!

Jene Sitte, das Andenken großer Männer durch Jahresfeste zu erneuern, ist jetzt in unserem Volke von den irdischen Königen auch, und mit vollstem Rechte, ausgedehnt worden auf unsere Könige im Reiche des Geistes, auf die großen deutschen Geistesfürsten des achtzehnten Jahrhundert, diese wahren und echten „Herrscher von Gottes Gnaden". Mehr und mehr fühlt sich unsere Zeit von einem tiefen, halb unbewußten Drange getrieben, das berüchtigte Wort von der „Umkehr" des Geistes und der Wissenschaft auch ihrerseits anzuwenden und zu einer Wahrheit zu machen, das heißt: um und zurückzukehren zu den erhabenen und leuchtenden Gestalten unsrer großen Geisteshelden des verflossenen Jahrhunderts, und aus der vertieftern Erkenntniß ihres Lebens und Strebens, aus dem erfrischenden Born ihrer unsterb-

lichen Freiheitsgedanken Erhebung und Stärkung in schwüler, dumpfer Gegenwart, Vertrauen auf den Genius unserer Nation und Hoffnung auf den endlichen Sieg der Idee, auf den Sieg der Humanität, der Freiheit, Schönheit und Wahrheit zu schöpfen. Solch eine „Umkehr", die ein Fortschritt zugleich ist, ist auch die Umkehr zu Lessing!

Jemehr ein anderer Hang und Zug unserer Zeit unwidersprechlich als ein Hang zu rohem Materialismus bezeichnet werden muß, je mehr die sich am meisten auf die Oberfläche des Zeitstroms drängende Thätigkeit und das vorwiegende Interesse einer großen Anzahl unserer Zeitgenossen — unbekümmert um die edelsten Güter der Menschheit — auf das Sinnliche und Materielle, auf Gewinn, Genuß und eitlen Glanz gerichtet erscheint: um so nothwendiger bedarf unsere Zeit „zur Aufrechthaltung ihrer Würde" des immer erneuten Hinweises auf jene erhabenen Vorbilder, bedarf sie der Katharsis, der sittlichen Reinigung ihrer niedern Leidenschaften und Triebe durch die immer erneute Aufstellung jener edlen und erhabenen Menschheitsziele, für welche die großen deutschen Geisteshelden des achtzehnten Jahrhunderts, deren verpflichtete Epigonen wir sind, gekämpft und gelitten haben. Denn diese Helden sind es, welche Ernst gemacht haben mit jenem heiligen Gebote, das da lautet: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Andere Alles zu Theil werden!" Dieses „Reich Gottes" aber ist kein anderes als das Reich der Humanitätsidee, der Bildung zu Freiheit, Schönheit und Wahrheit. Und ein Prophet, ein sieghafter König und Mehrer dieses Reichs Gottes auf Erden, ist uns der Mann, der heute vor hundertzweiunddreißig Jahren unserem Volke und der ganzen Menschheit geboren ward, ist Gotthold Ephraim Lessing, dessen Geburtsfest wir heute in der

Stadt, welche die ersten Blüthen seines Geistes sich erschließen sah, in feierlicher Bewegung festlich begehen.

Ja, feierlich bewegt im innersten Herzen muß sich jeder Deutsche empfinden, der heute zurückblickt auf das, was Deutschland und die deutsche Kultur waren in der Zeit, als in der ärmsten der Sechsstädte jener kleinen Provinz, an die für ewig der unsterbliche Name Lessing's geknüpft ist, in dem armseligen Pfarrhause zu Camenz der Erneuerer des deutschen Geisteslebens geboren ward!

Der Beginn des achtzehnten Jahrhunderts fand in Deutschland ein Volk vor, dem seine große geschichtliche Vergangenheit und das Bewußtsein nationalen Zusammenhangs fremd geworden, dem jede Kraft eines starken Gemeingefühls abhanden gekommen, dem jeder Zusammenhang mit seiner früheren selbstständigen Kultur und damit jedes selbstbewußte Gefühl des eignen Werthes verloren gegangen war. Durch einen dreißigjährigen Religionskrieg waren Wohlstand und Bildung um Jahrhunderte zurückgeworfen worden. Getheilt in unzählige Territorien, belastet von dem Joche eines despotischen Fürsten- und Beamtenregiments, dessen Unkraut auf der wüsten Kriegesbrandstätte wuchernd aufgeschossen war, erscheint das deutsche Volk jener Zeit — verlustig seines einstigen großen historischen Charakters und seiner alten Kernhaftigkeit, verlustig seiner früheren eigenartigen Kultur und Litteratur — als ein Volk von Philistern, beschränkt in seinem Leben, verknöchert in seinen Ansichten und Begriffen, verkommen in seiner Litteratur wie in seinem ganzen Dasein, auf geistigem Gebiete ebensowenig wie auf dem politischen mitzählend unter den Kulturnationen Europa's. Spielball und Affe zugleich des Auslandes, ward es gering geachtet, ja verachtet selbst von denjenigen, die es als seine Muster und Vorbilder blind be-

wunderte und verehrte. Ob ein Deutscher Geist haben könne? war eine Frage, die jenseit des Rheins noch mit entschiedenem Nein! beantwortet wurde, als Lessing bereits in Leipzig seine ersten Flügelschläge versuchte. Der größte König des Jahrhunderts, Preußens Friedrich II., fand keine Litteratur in seiner Nation vor, an der sich seine geniale Jugend hätte erwärmen mögen. Denn was konnte ihm eine Litteratur bieten, in welcher die „Dichtungen" eines Gottsched und seiner Jünger als Meisterwerke galten, und eine Sprache, die in ihrer kanzleitrocknen Steifheit und Pedanterie, lächerlich aufgeschnörkelt mit lateinischen und französischen Brocken, nur ein Bild der Verzerrung und des Ungeschmacks darbot? War es zu verwundern, daß seine Jugend sich abwandte von dieser Litteratur und dieser Sprache, den Erzeugnissen eines verkommenen und in sich verknöcherten Daseins, in welchem alles ursprünglich eigne Leben erstorben war, wo auf allen Lebensgebieten hergebrachte, theils veraltete, theils fremde Formen despotisch herrschten, jeden lebendigen Trieb und Keim in der Geburt erstickend und dem ganzen Dasein der Nation das uniforme Gepräge eines langweiligen, bezopften und bepuderten Philisterthums aufdrückend?

Und nun — blicken wir aus jenen Tagen, wo der Studiosus Lessing in den Mauern dieser Stadt weilte, nur fünfzig Jahre vorwärts, und wir sehen diese klägliche Gestalt des deutschen Geisteslebens wie mit einem Zauberschlage geändert. Eine Revolution war vollbracht worden in diesem deutschen Geistesleben, wie die Welt kaum eine zweite gesehen, und beispiellos wie sein Fall war auch die Erhebung des deutschen Geistes. Noch war das letzte Jahr des achtzehnten Jahrhunderts nicht abgelaufen, da zählte das verachtete Deutschland bereits wieder geistig mit unter den Kulturnationen Europa's; da hatte es die Fesseln der

geistigen Fremdherrschaft zerbrochen, hatte es aus ureignem Geiste eine neue Nationallitteratur und in den Werken derselben eine Sprache geschaffen, welche, an Adel und Würde und Vielseitigkeit des Ausdrucks keiner andern nachstehend, an Bildungsfähigkeit und Schmiegsamkeit im Wiedergeben fremder Geisteserzeugnisse allen voran stand; hatte es endlich seine gesammte Denkart emporgehoben zu den Idealen freier und schöner Humanität und im Gebiete des Gedankens mit kühnem Fluge eine Höhe der Freiheit erreicht, zu der noch heute die andern Nationen verehrend emporblicken.

Ja, eine Revolution war vollbracht worden in dem deutschen Geistesleben, und an der Spitze dieser glorreichsten aller Revolutionen steht Lessing da, Lessing, „das Revolutionsgenie", wie ihn der Geschichtschreiber der deutschen Nationallitteratur genannt hat; Lessing, der Pfadfinder des Geistes, der durch das wuchernde Gestrüpp und Schlingkraut dessen, was damals deutsche Litteratur und Dichtung hieß, mit scharfer Sichel nach allen Seiten freie Pfade öffnete und die Merk- und Richtsteine setzte für die nach ihm Kommenden; der den Despotismus der französischen Geschmacksregel niederwarf und die ewigen Gesetze der Natur und Wahrheit an ihre Stelle setzte; der den Deutschen das Alterthum und Shakespeare erschloß und ihnen die Wissenschaft vom Schönen — die Aesthetik — und die Wissenschaft der Erkenntniß des Wahren und Falschen — die Kritik — neu erschuf, und beide durch Schöpfungen erläuterte und bewährte, die noch heute die Freude Aller und der Stolz unserer Litteratur sind; der endlich, wie durch Wort und Schrift, so durch Leben und Beispiel alle Pedanterie und unfruchtbare Schulgelehrtheit, alle Engherzigkeit und Philisterei, alle Unfreiheit und knechtische Gesinnung, alle religiöse Unduldsamkeit und theologischen Zelotis-

mus, so wie alle Halbheit liberaler Vermittlung mit dem sieg= reichen Schwerte seines Geistes bekämpfte, und so auf allen Ge= bieten die Deutschen mit seiner starken Hand emporriß aus ihrer Schlaftrunkenheit und schlaffen Selbstgefälligkeit zum Bewußtsein ihrer schlummernden Kräfte und ihrer geschichtlichen Aufgabe. —

So steht Lessing an der Spitze der Epoche unserer geistigen Wiedergeburt, und sein Name ist es, nach dem diese Epoche für immer genannt werden wird. Und wenn das alte helle= nische Wort wahr ist, das den Anfang die Hälfte und mehr als die Hälfte des Ganzen nennt, so wird keine Geschichtsschreibung unseres nationalen Lebens Lessing jene Ehre versagen können. Wohl strahlen Goethe's und Schiller's Namen mit hellerem Glanze in der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Litteratur. Aber ohne Lessing, als dessen siegreiche Epigonen sie dastehen, — welche Kräfte hätten sie verschwenden müssen, um nur die Stätte zu gewinnen, die Lessing ihnen mit seiner Arbeit bereitet hatte! Sie waren die Glücklicheren, denen es beschieden war, in die noch frischen Furchen, die er mit scharfem Pfluge in dem verwilderten Boden aufgerissen hatte, die goldene Saat ihres Wirkens und Schaffens säen zu können! Daß aber diesen Heroen ein glückliches Geschick einen Lessing als Vorläufer sendete, der die Nation emporhob aus ihrer mehr als hundert= jährigen Verdumpfung und Versunkenheit, das war zugleich das größte Glück, welches unserem Volke seit langen Zeiten wider= fahren war. —

Der große Beweger seines Volkes hatte keinen ihm eben= bürtigen Bundes= und Arbeitsgenossen unter den litterarischen Männern seiner Zeit, und es gab Stunden, wo das Bewußt= sein seiner Vereinsamung schwer auf dem Starken lastete. Wohl aber hatte er einen solchen an dem großen Herrscher, dessen

Name bisher in der Schilderung von Lessing's Lebensgange und Schicksalen nur mit Schmerz von dem Biographen genannt worden ist, mit Schmerz darüber, daß der große preußische Friedrich den einzigen Mann nicht beachtete, nicht erkannte, der unter seinen Augen gleich große, ja größere Thaten vollführte, als er selbst auf der Höhe seines Thrones und an der Spitze seiner Heere; daß er es verschmähte, den Mann zu dem Seinen zu machen, den er allein von allen Herrschern Europa's den Seinen zu nennen würdig gewesen wäre. Aber dennoch war Friedrich II., wenn auch ohne es zu wissen, ein geistiger Bundesgenosse und Mithelfer Lessing's an dem Werke der Erweckung und Erhebung des deutschen Geistes. Lassen Sie mich bei dieser Betrachtung einige Augenblicke verweilen.

Die Männer, welche Ihrer Stadt diese Lessingfeier geschaffen haben — die in allen Städten unseres Vaterlandes Nachahmuug zu finden verdiente, haben mir, indem sie mich würdig achteten, bei dieser Feier den Manen des Unsterblichen die schwache Huldigung meines Wortes darzubringen, die höchste Ehre erzeigt, welche freie Männer, und sie allein, einem freien Manne erweisen können; denn Ehre kommt jedem nur von Seinesgleichen. Und indem sie an mich, den preußischen Deutschen, diese Ehrenaufforderung ergehen ließen, schienen sie mir zugleich Anlaß und Berechtigung zu geben, den Namen des größten Preußenkönigs zusammenzurücken mit dem Namen des größten sächsischen Geisteshelden. Gestatten Sie mir daher, anzudeuten, wie der große Sohn Preußens mit dem großen Sohne Sachsens geistig Hand in Hand gegangen und ihm unbewußt ein Helfer geworden ist an seinem Lebenswerke.

Man faßt den großen Preußenkönig nicht nach seiner vollen Bedeutung auf, wenn man ihn nur als den Begründer der

preußischen Staatsmacht und ihrer politischen Weltstellung, und daneben als einen aufgeklärten Regenten betrachtet. Viel bedeutender steht er zunächst in der Geschichte unseres deutschen Volkes da als Wiedererwecker der ersten Regungen deutschen Nationalbewußtseins, als die erste große Persönlichkeit, im Hinblick auf welche der Deutsche als solcher seit lange wieder einmal jenen edlen Stolz empfinden konnte, den Lessing in seinem Volke zu erwecken so unablässig beflissen gewesen ist.

Wir wissen aus Goethe's biographischen Jugendbekenntnissen, wie „der Enthusiasmus für den offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Mann, der täglich bewies und darthat, was er vermöge", sich durch ganz Deutschland und selbst in den stillen, abgeschlossenen Kreisen des Frankfurter Lebens geltend machte, und wie in der alten Krönungsstadt der deutschen Kaiser die Begeisterung für diesen Empörer gegen Kaiser und Reich selbst Familien und Befreundete zu erbitterter Parteinahme auseinanderriß. So waren der Knabe Goethe und die nächsten Seinen, wie er in „Dichtung und Wahrheit" sagt, „Fritzisch gesinnt"; „Fritzisch", fährt Goethe fort, „nicht preußisch! denn was ging uns Preußen an? Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte." — Und wie der Knabe Goethe die fliegenden Blätter der Siegeslieder auf die Thaten des großen Königs und die Spottlieder auf seine Feinde und Gegner eifrig abschrieb, so stand auch dem in Leipzig studirenden Jünglinge Goethe Friedrich II. noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts. Selbst das Elend und die Gräuel, mit welchen der langjährige Krieg einen Theil Deutschlands so schwer heimsuchte, konnten diese Begeisterung nicht mindern. „Die Siege, die Großthaten, die Unglücksfälle, die Wiederherstellungen folgten auf einander, verschlangen sich, schienen sich

aufzuheben; immer aber schwebte die Gestalt Friedrich's, sein Name, sein Ruhm in Kurzem wieder oben."*) War es doch seit Jahrhunderten das erste Mal, daß ein deutscher König über auswärtige Feinde Siege erfocht, die das deutsche Nationalgefühl erwecken konnten! Es war ein Großes für diese Erweckung des deutschen Selbstgefühls, daß Friedrich die prahlerischen Franzosen, die übermüthigen Verächter alles Deutschen, bei Roßbach zum Hohn und Spott der Welt machte — zehn Jahre bevor Lessing ihrer geistigen Despotie über Deutschland ihr Roßbach angedeihen ließ — und daß sächsische Bauern auf der Siegesstätte der Preußen ein Denkmal errichteten. Daß er die räuberischen Erbfeinde Deutschlands demüthigte, daß er die barbarischen Horden Rußlands niederwarf, daß er, er allein, einer Welt in Waffen sieben Jahre lang, ungebeugt und letztlich siegreich, Trotz bot: das ließ viele Deutsche vergessen, was der Krieg Schreckliches über sie brachte. Das war es, was sie in dem Empörer wider Kaiser und Reich vielmehr nur den muthigen, aufstrebenden Helden sehen ließ, der über die niedergeworfenen Schranken des Hergebrachten hinweg dem instinktiven Drange seines Geistes nach freier Entfaltung seiner Kraft und eigener Gestaltung und Erfüllung seines Lebens und seiner Lebensaufgabe mit kühnem, auf sich selbst allein gestellten Muthe folgte. Das war es, was die Gemüther der Menschen jener Zeit unwillkürlich auf Friedrich's Seite zog; das war es, was die Tellheims, wie Lessing sie schildert, unter seine Fahnen trieb, und was den Sachsen Lessing hinzog zu dem Verwüster seines Vaterlandes. Das endlich war es, was einen Goethe aussprechen ließ: daß durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Krieges der erste

---

*) Goethe: Werke XXIV., 112.

wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie und mit ihr in die lebendige Seele der Nation gekommen sei, und daß dadurch das protestantische Deutschland für seine Litteratur einen Schatz gewonnen habe, welcher der Gegenpartei fehlte. Neben solchem Verdienste um die Erweckung des deutschen Nationalgefühles sind es weiter besonders zwei Gedanken, welche den großen Preußenkönig als den Vorläufer und Mitstreiter Lessing's bezeichen.

„Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden!"

Mit diesem herrlichen Ausspruche hatte Friedrich wie mit einem strahlenden Sonnenaufgange seinen Regierungsantritt und seine erste Regierungshandlung, die Zurückberufung des von seinem Regierungsvorgänger schimpflich vertriebenen Philosophen Wolf begleitet. Diese Worte enthalten den innersten Lebenskern des Prinzips der freien Selbstthätigkeit und der souveränen Berechtigung des nach Erkenntniß der Wahrheit strebenden Menschengeistes über die Welt des Gegebenen um ihn her.

Der zweite berühmte Ausspruch des großen Herrschers ist nur eine nothwendige Consequenz jenes ersten. Er lautete:

„Alle Religionen müssen tolerirt und ein Jeder muß nach seiner Façon selig werden."

Mit diesen beiden Sätzen, die seine Macht in seinem Staate aufrecht erhielt, so lange sein klares Auge über Preußen wachte, tritt Friedrich ebenbürtig hin neben seinen größten Zeitgenossen, als dessen Vorläufer er damit auf dem Gebiete der Geistesfreiheit erscheint. Das Wort Friedrich's von der höchsten Werthachtung, welche unter aller menschlichen Gesellschaft dem muthigen Wahrheitforscher gebühre, dieses herrliche Wort, das unsere Zeit

noch lange nicht eingelöst hat, ist es nicht gleichsam das Motto der Lessing'schen Schriften zur Vertheidigung des Verfassers der Wolfenbüttelschen Fragmente gegen die Götze von damals, deren Saat eben jetzt wieder so wuchernd emporschießt? Und jenes andere Wort des großen Königs — ist es nicht, in unscheinbarer Form, der Grundgedanke des Nathan, des erhabensten Werkes, das Lessing seinem Volke und der Menschheit hinterlassen hat?

Es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr allzu ferne, in welcher man von Friedrich nur noch das wissen und preisen wird, was er im Sinne des größten deutschen Geistes seiner Zeit, als Lessing's dienender Helfer gethan und gewirkt hat. Es wird eine Zeit kommen, wo all der blutige Ruhm der Schlachten und Kampfthaten des siebenjährigen, von Bruderblut befleckten Krieges in dämmernden Schatten gehüllt und nur noch etwa einem Spezialhistoriker bekannt sein wird. Aber die Heldenthaten des Geistes, welche Lessing, der Tapferste der Tapfern, für die Befreiung des menschlichen Geistes aus den Fesseln des Irrthums und der Intoleranz vollbracht hat, — sie werden nimmer vergessen werden. Nein! dieser Thaten Ruhm wird vielmehr nur immer höher steigen unter den Geschlechtern der redenden Menschen, in je weiteren Kreisen unseres Volkes diese Thaten gekannt und nach ihrem Werthe erkannt werden. Und ist es nicht jetzt schon die höchste Huldigung, welche dem Genius dargebracht werden kann, wenn schon heute gesagt werden darf, daß der höchste Ruhm des größten Königs seines Jahrhunderts darin besteht, daß er zu seinem Theile ein Mitstreiter Lessing's gewesen ist? Fürwahr! es wird hinfort kein deutscher König mehr im Herzen und in der Geschichte des deutschen Volkes fortleben, der nicht sich würdig macht, daß dereinst von ihm gesagt werden

könne, er habe sich und sein Thun erfüllt mit einem Hauche Lessing'schen Geistes! —

Gleiches zieht das Gleiche an. War es ein Wunder, daß Lessing sich angezogen fühlte von Friedrich? Daß Er, der immer auf sich selbst Gestellte, Er, der Charakter im Vollsinn des Wortes, die Größe der charaktervollen Persönlichkeit des auf sich selbst gestellten Königs empfand? Aber auch Lessing, der Sachse, war, wie Goethe, der Frankfurter Patriziersohn, eben nur „Fritzisch" gesinnt, nicht preußisch. Er, der keine Ader von Lokalpatriotismus besaß und anerkannte, wohl aber deutschen Patriotismus hegte, sich als Deutscher empfand in einer Zeit, wo deutscher Patriotismus seinen meisten Volksgenossen ein vollständig fremder Begriff war, — er, dessen Geburtsland der Krieg verwüstete, er trug sich während dieses Krieges hier in Leipzig mit dem Entwurfe einer Ode auf den großen Preußenkönig. Er, der in Leipzig als Preußenfreund verdächtigt wurde, während er in Berlin als eingefleischter Sachse angesehen ward, — er sehnte sich von Leipzig fort nach Berlin, wo er (wie er seinem Freunde Gleim schrieb) „nicht länger nöthig haben werde, es seinen Bekannten nur ins Ohr zu sagen, daß der König von Preußen dennoch ein großer König sei". Er wußte wohl, warum er so fühlte und empfand. Er schrieb in sein Tagebuch: „Ich beneide alle jetzt regierenden Könige, den einzigen König von Preußen ausgenommen, der es einzig mit der That beweist: Königswürde sei eine glorreiche Sklaverei". Schon als Jüngling hatte er in Berlin den großen Regenten besungen, aber als einen solchen, „dem es ein Glück sein würde, wenn sein Volk seiner schon werth wäre". Das heißt mit andern Worten: wenn selbst ein so erleuchteter Despotismus für dasselbe entbehrlich wäre. Wem fällt nicht als Kommentar hierzu das schwermüthige Bekenntniß des ster-

benden Königs ein: „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen!“

So urtheilte Lessing über Friedrich, über den König der ihn nicht kannte, nicht beachtete, und dessen Schwächen und Mängel er selbst schärfer als die meisten andern Zeitgenossen durchschaute, er, der mit seinem persönlichen Interesse das Opfer dieser Schwächen und Mängel wurde. Aber Lessing sah und ehrte in ihm den Helden und den Charakter, weil er selbst Beides, ein Held und ein Charakter, war.

Friedrich und Lessing, die Großen, waren groß, eben weil sie Charaktere waren. Denn der Charakter ist es, der den Menschen groß macht. Charakter nennen wir jenen Inbegriff von Grundsätzen des Handelns, der, durch immer neue Anwendung „im Strome der Welt“ ausgebildet und gestählt, stark genug ist, dem Wollen und Handeln des Menschen in jedem einzelnen Falle und siegreich gegen jeden Widerstand seine unerschütterlich feste Richtung zu geben. Durch den Charakter erst gewinnt der Mensch die innere Freiheit, gewinnt er die Würde des Bewußtseins, welche „Männerstolz vor Königsthronen“ verleiht, oder, wie Lessing es ausdrückt, die Würde, welche den freien Mann berechtigt, zu einem Könige zu sprechen: „Wenn auch mächtiger als ich, darfst du dich darum doch nicht besser dünken.“ Der Charakter ist die Basis und Voraussetzung aller Freiheit, auch der politischen. Das meinte Lessing, als er am Schlusse seiner Dramaturgie bitter klagend ausrief: „Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu schaffen, da wir Deutschen noch keine Nation sind! Ich rede nicht (fährt er fort) von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter.“ Jenes kleine Wörtchen „blos“ ist bedeutungsvoll. Denn dies eine Wort drückt aus, daß der sittliche

Charakter eben die Vorbedingung und Grundlage der wahrhaften Nationalität und ihres Ausdrucks in einheitlicher und freier nationaler Verfassung und Selbstständigkeit ist.

Zu dieser Vorbedingung aber, uns Deutsche zu erziehen, ist Keiner so geeignet als derjenige Mann, der vor allen Deutschen, nicht blos seines Jahrhunderts, dasteht als das unübertroffene, ja unerreichte Musterbild eines Charakters. „Ein Mann wie Lessing thäte uns noth", — klagte der greise Goethe am Abende seines Lebens im Hinblick auf die von der romantischen Reaction niedergedrückte Nation; „aber wo ist jetzt noch ein solcher Charakter!" Sagen wir Alles in Allem: Lessing ist der deutsche Charakter, wie er sein soll, und darum war er und ist er uns in einer sclavischen Zeit der Freiste der Freien. Darum war er in einer Zeit, wo es ein Deutschland noch nicht gab, — selbst ein litterarisches noch nicht, das er erst schaffen sollte — ein Deutscher, würdig des Deutschlands und der Zeiten, die auch uns erst noch kommen sollen, und die da sicherlich kommen werden, wenn die Saaten, die Lessing gestreut hat, voll und ganz aufgegangen sein werden in den Herzen aller deutschen Volksgenossen!

In Lessing's Charakter liegt das Geheimniß der Macht seines Wirkens, dessen Umfang ich hier nicht weiter zu schildern brauche, weil ihn an dieser Stätte die beiden Festredner des vorigen Jahres mit meisterhaften Zügen dargelegt haben*). Der Charakter ist es, der Lessing immer noch größer erscheinen läßt, als jedes, auch das größte seiner Werke. Sein Genie, seine Thaten sind uns unerreichbar. Aber seinem Charakter können und sollen

*) Man s. „Die erste Lessingfeier in Leipzig". Herausgegeben vom Schillervereine.



wir nachstreben. Seine erhabenen, in keinem Augenblicke seines Lebens verleugneten Grundsätze des Wollens und Handelns, seinen unerschütterlichen Wahrheitsmuth, seinen Muth nicht der kupplerischen halben, sondern der ganzen Wahrheit, die können und sollen wir uns zu eigen machen!

Man hat unsere Zeit wohl geringschätzend „eine Zeit der Epigonen“ genannt. Nehmen wir diese Bezeichnung an, aber erinnern wir uns, woher dieser Name stammt. Er bezeichnete einst in den hellenischen Heroenzeiten die Nachkommen der im rühmlichen Kampfe vor Theben gefallenen Helden, er bezeichnete jene tapferen Söhne, die sich an dem Heldenthume ihrer Väter zur Wiederaufnahme und Vollendung des Werks begeisterten, das ihre Väter unvollendet gelassen. Und diese „Epigonen“ waren es, welche die feste Burg des Kadmos eroberten. Wohlan denn! Unsere glorreichen Vorfahren, Lessing voran, haben uns die Rüstung und Waffen geschmiedet, mit denen allein die festen Burgen der Geistesknechtschaft, der Inhumanität und Intoleranz bezwungen werden können. Brauchen wir diese Rüstung, diese Waffen! Sammeln wir uns Alle, — alle Söhne Deutschlands — unter dem Paniere des Kampfes für die Geistesfreiheit, das uns Lessing's unsterbliche Gestalt vorträgt! Und weil wir denn Epigonen sind, lassen Sie uns streben gleich jenen alten, werth unsrer Väter — siegreiche Epigonen zu sein! —

Elise Reimarus über Lessing.

(1861.)

In dem Augenblicke, wo ich im Begriffe stehe, die zweite mannigfaltig vermehrte Ausgabe meiner Biographie Lessing's dem Drucke zu übergeben, kommt mir eine Schrift zu Händen, welche wohl die wichtigste Bereicherung heißen darf, die unsere Kenntniß von Lessing's persönlichen Verhältnissen seit vielen Jahren erfahren hat. Es sind dies die Briefe von Lessing's Freundin Elise Reimarus an den Schwager ihres Bruders, den dänischen Kammerherrn von Hennings, aus welchen ein Enkel des letzteren, Herr Archivar W. Wattenbach zu Breslau, alle Lessing betreffenden Stellen im achtunddreißigsten Bande des Neuen Lausitzer Magazins veröffentlicht hat.

Diese Mittheilungen, für jeden Freund Lessing's von höchstem Interesse, geben zugleich ein Bild von jener Frau, in deren Freundschaft Lessing in der Trübsal seiner letzten Lebensjahre Trost gefunden hatte. Bisher wußten wir von ihr nur aus Lessing's an sie gerichteten Briefen; denn ihre Briefe an Lessing sind auf unbegreifliche Weise verschwunden und trotz wiederholter Aufforderungen ist bis auf den heutigen Tag keine Nachricht über ihren Verbleib zum Vorschein gekommen. Auch der Herausgeber der vorliegenden Auszüge schweigt über diesen wich-

tigsten Theil der Korrespondenz; und doch geht aus einem Briefe derselben an Hennings (vom 18. September 1781) hervor, daß ihre Briefe an Lessing ein halbes Jahr nach dessen Tode noch in Lessing's wohlgeordnetem Korrespondenznachlasse sich befanden. Sie erzählt dort nämlich: daß Mendelssohn, Nicolai „und noch ein dritter" sich gleich nach Lessing's Tode an den Herzog von Braunschweig gewendet, „um ihre Privatkorrespondenz heraus zu bitten," ohne daß ihre Bitten Erfolg gehabt hätten, und fügt dann hinzu: „Uebrigens soll des Verstorbenen Privatkorrespondenz in der größten Ordnung sein. Gut und nicht gut für diejenigen, die es betrifft, wie man's nehmen will. Ich will mein Schicksal unter meinem anonymen Mantel erwarten." Elise Reimarus scheint hiernach ihre Briefe und die in denselben enthaltenen und dieselben begleitenden Dichtungen — denn sie war auch Dichter — nicht mit ihrem Namen unterzeichnet zu haben. Möchten doch alle diejenigen, welche über diesen Umstand Aufschlüsse zu geben in der Lage sind, dieselben den Freunden und Verehrern Lessing's nicht länger vorenthalten. Der Wunsch, von einer Frau, der ein Lessing die geheimsten Tiefen seiner Seele erschloß, und von ihren Briefen mehr und Näheres zu erfahren, wird durch die oben erwähnten dankenswerthen Mittheilungen des Herrn Wattenbach jetzt nur noch mehr gesteigert und berechtigt, wo wir statt der bisherigen dürftigen Notizen über sie, welche in meiner Biographie Lessing's (Th. II., S. 170 bis 171., S. 333 und 335, S. 337—340) gesammelt sind, sie selbst in der Tüchtigkeit ihres Geistes und mit dem vollen Verständnisse der alle seine Zeitgenossen überragenden Größe Lessing's von diesem ihrem Freunde reden hören.

Die vorliegenden, jetzt zum ersten Male mitgetheilten Briefe oder vielmehr Briefauszüge von Elise Reimarus beginnen erst

mit dem Jahre 1776, und knüpfen sich an einen ihnen voraus-geschickten Brief ihres Schwagers August von Hennings, welcher damals als dänischer Geschäftsträger in Dresden lebte. Lessing, von seiner unglücklichen italienischen Reise zurückkehrend, hatte ihn, wohl um der Freundin willen, in Dresden besucht, und war von dieser vorwiegend enthusiastischen Natur „mit aller Wärme, die das Genie und die Macht des Geistes einem Bewunderer einflößen“, empfangen worden. Die Zeitungen hatten gemeldet, Lessing kehre nur nach Deutschland zurück, um bald für immer dem Vaterlande Valet zu sagen und sich in Italien niederzulassen. Der junge Diplomat beschwor ihn daher, „ein Deutscher zu bleiben und kein Italiener zu werden“, was Lessing, der diese Besorgniß im Stillen belächeln mochte, ihm denn auch, wie er meldet, „versprach“. Ueberhaupt sehen wir aus diesem Briefe, daß Lessing, wie der junge Staatsmann klagt, etwas ceremoniös „im vollen Anzuge, den Degen an der Seite, den Hut unterm Arme“, und jedenfalls dem fremden Adligen gegenüber mit einer gewissen vorsichtigen Reserve aufzutreten für gut befand, und daß von einer aufgeschlossenen persönlichen Annäherung, wie sie der begeisterte junge Mann, der vor dem großen Manne seine ganze philosophische Freiheitsschwärmerei ausschüttete, gewünscht und erwartet haben mochte, nicht die Rede war, sondern die Unterhaltung meist in den Grenzen litterarischer und philosophischer Mittheilung blieb, und der Besuch überhaupt nicht lange verweilte.

Hieran knüpft nun der erste Brief von Elise Reimarus an. Sie antwortete umgehend am 8. Februar 1776 (Hennings' Brief war vom 27. Januar): „Und wenn er nur eine halbe Stunde dauerte, so beneide ich Ihnen doch Lessing's Besuch, dieses Mannes, der trotz dem Grafen Stollberg, „„Gottlob!!! ganz Verstand

ist"",*) und dessen Geistestriebwerk mit der mehrsten Menschen ihrem wie sein Pulsschlag in Verhältniß steht." In Bezug auf diesen Vergleich fügt sie hinzu: „ich weiß nicht, ob Sie gehört haben, daß er einst hiervon in unserm Hause die Probe machte, wo sich's dann fand, daß sein Puls bei völliger körperlicher Gesundheit die Geschwindigkeit eines Fieberpulses hatte. Möchten Sie in diesem seltenen Manne doch auch einmal, außer dem Philosophen, den angenehmen Gesellschafter kennen lernen, der die Jagd nach Allem was Witz und Schein heißt ebenso erbsündemäßig haßt, als seine ungesuchte Laune die geschmackvolle Freude der Geselligkeit unvermerkt zu beleben und zu erhalten weiß. Daß wir ihn diesmal nicht hier sehen sollen, wußte ich schon durch seine hiesige Korrespondentin, Madame König, eine liebenswürdige Frau von vielem Verstande, der vermuthlich alles, was Herz an Lessing ist, gehört. Glücklich genug indeß, daß wir ihn in Deutschland behalten." Auf diese persönliche Liebenswürdigkeit Lessing's und auf den überwältigenden Eindruck derselben kommt Elise Reimarus wiederholt zurück. „Lessing war hier," schreibt sie aus Hamburg, 28. August 1776, „Lessing war bei uns, und zwar allein, denn sonst kann man dieses überall belagerten Mannes nicht recht froh werden, sich nicht durch und durch an seinem überschwenglichen Geistesfeuer wärmen und muß, — um von einem Bilde zum andern überzugehen — hart an der Quelle Durst leiden." Dieser überwältigende Eindruck seines Wesens bei persönlicher Erscheinung trat besonders hervor, als Lessing nach der Herausgabe seines letzten „Fragments" zum Erstenmale wieder nach Hamburg kam, wo die Freundin für ihn

*) Stollberg hatte im Deutschen Museum (I, 47) von Lavater geschrieben: „er weiß, daß der Mensch Gottlob!!! nicht ganz Verstand ist."

eben jenes Fragments wegen einen schlimmen Empfang gefürchtet hatte. Dagegen schreibt sie selbst (25. Sept. 1778): „Ueber seine Aufnahme hier bin ich erfreut. Alles was ihn nach der Ausgabe des letzten Fragments wie die Erbsünde zu hassen schien, empfängt ihn als den alten Freund, und nie hätte er Gözen einen ärgeren Streich spielen können, um sein Werk bei den neuen Anhängern wieder einzureißen." „Was hätte ich darum gegeben — schreibt sie in einem der nächsten Briefe an Hennings — „wenn Sie mit dem Manne selbst hier zusammengetroffen wären! Mehr gesunden, gleich dem Blitz gerade durchfahrenden Menschenverstand glaub' ich giebt's nicht unter dieser Erde Bewohnern. Und daher gesteht er auch, daß er Klopstock nicht nur blos in seinen Epigrammen, sondern in seinen alltäglichsten Reden, die den Epigrammen gleichen, nicht allemal verstehe, — und daher schläft er auch so oft in einem Cirkel von Schöngeistern, umtönt von Bonmots à la ..... (Klopstock?) ein, und schwatzte doch bei uns bis Mitternacht von den trockensten Materien ohne müde zu werden, blos weil echte Vernunft zum Grunde lag." —

Ein Beispiel des heitern Humors, mit welchem er selbst damals noch, in seinem durch den Tod der geliebten Gattin so schwer verdüsterten Zustande, in Gesellschaften eine Thorheit so zu verspotten verstand, daß selbst der Verspottete ihm nicht böse werden konnte, ist folgendes, welches Elise Reimarus in demselben Briefe erzählt. Lessing hatte damals gerade in Hamburg den später berühmten Jugendschriftsteller Joh. Heinr. Campe kennen gelernt, der sich von dem Basedow'schen Philanthropin zurückgezogen und in der Nähe von Hamburg eine Pension errichtet hatte. Campe's Frau, die, wie Elise Reimarus sich ausdrückt, „ihre kleinen Anfälle von Herrnhutherei" hatte, konnte es nicht unterlassen, Les-

singen in Gesellschaft von der Ceremonie des Auferstehungsfestes auf dem Kirchhofe zu Barby weitläufig zu erzählen, wo unter andern Uebungen die Namen der verstorbenen Brüder und Schwestern feierlich aufgerufen würden. „Und sie antworteten eins nach dem andern: Hier!“ fiel Lessing plötzlich ein. „Ein lautes Lachen“, setzt Elise hinzu, „machte der ganzen Feierlichkeit, und ich darf sagen, dem so lange in dem Herzen der Campe davon gebliebenen Eindrucke auf einmal ein Ende. So gewiß ist es, daß wir selten mehr Lust behalten, an das zu glauben, worüber wir einmal gelacht haben.“

Aus Lessing's Biographie ist bekannt, daß Elise Reimarus es war, durch deren Vermittelung das handschriftlich nachgelassene Werk ihres Vaters in Lessing's Hände gelangte, welcher daraus die berühmten „Fragmente“ der Welt mittheilte. Die Veröffentlichung dieser Fragmente und die Art, wie Lessing dabei verfuhr, die Stellung, welche er zu denselben einnahm, bilden denn auch einen Hauptgegenstand dieser Briefe der Freundin. Sie hatte von vornherein die Gesammtherausgabe des Werks zu hintertreiben gesucht, weniger wohl aus dem Grunde, daß dergleichen Herausgehen mit kühnen Widersprüchen gegen Vorurtheile „immer entweder zu früh oder zu spät geschehe“ (s. S. 5), als, wie sie in einem anderen Briefe eingesteht, aus Liebe zum Frieden und aus echt weiblicher Scheu vor Familienspaltungen. Im Herzen aber stand sie in diesem ganzen Kampfe durchaus auf Seiten Lessing's, und so schreibt sie denn auch am 30. Dezember 1777, also nach der Zeit, als der Zorn der Orthodoxen gegen das Werk am heftigsten entbrannt war, an Hennings: „wäre es nicht um der Ruhe einiger theuren Personen willen, ich hätte mich längst von dem verhaßten Zwange los gemacht, der mir täglich mehr zur Last wird. Denn was können wir auch in der That

Besseres für die Religion thun, als wenn wir durch unser Beispiel der Welt zeigen, daß es außer dem (dogmatisch orthodoxen) Christenthum nicht nur ebenso gute, sondern auch etwas bessere Menschen giebt, als in demselben!" Der hier erwähnte „Zwang" war die fortdauernde Verschweigung der Autorschaft ihres verstorbenen von aller Welt hochgeachteten und verehrten Vaters zu dem Werke, dem die von Göze und den Orthodoxen als Ausgeburt des Teufels verschrieenen „Fragmente" entnommen waren. Elise Reimarus erscheint überhaupt in diesen ihren Briefen als eine starke und geistesmuthige Frau, und wir meinen Lessing selbst zu hören, wenn sie ihrem Schwager zuruft: „Lassen Sie uns denn auch fortfahren, ein jeder in seiner Sphäre und mit den Waffen, die ihm angemessen sind, wider die Unterdrückung der Vernunft und Menschenfreiheit zu kämpfen! Nur daß es keiner äußern Disharmonie je erlaubt sei, dem kleinen Staate in uns die Ruhe und Harmonie zu verderben, die das erste Merkmal der Vollkommenheit ist." Aber sie theilt zugleich auch Lessing's Vorsicht. Sie will keine Revolution, sondern allmälige Entwickelung, und warnt ihren heißblütigen Korrespondenten vor allem unnöthigen Herausfahren mit ketzerischen Ansichten. Langsam und sicher! ist ihr Wahlspruch. Dem ungeduldigen Hennings, dem selbst ein Lessing noch allzu vorsichtig zu Werke zu gehen scheint, ruft sie zu: „Nicht um es mit keiner Seite zu verderben, hat er diese Maske genommen, sondern um unter dieser Maske mehr für die gute Sache thun zu können." Dabei ist sie aber, gerade wie Lessing auch, Feind allen „Akkordirens" mit der Wahrheit, wie es die von Lessing so tief verachtete aufgeklärtseinwollende Halbheit der damaligen modernen Theologen den Fragmenten gegenüber betrieben: „Lieber", schreibt sie, „wollt ich zu der ganz alten gehören und Götzen

anbeten. Das Aergste ist, daß diese Leute für's Erste noch einen Damm schlagen werden, der desto fester halten wird, je mehr Theilchen von Vernunft mit dem Unsinn zusammengeknetet sind."

An allen Lessing'schen Produktionen aus jener Zeit, an den Schriften wider Göze, an den Freimaurerbriefen, an der Erziehung des Menschengeschlechts, an seinem Nathan sehen wir die treffliche Frau den lebendigsten Antheil nehmen. Sie berichtet über deren Wirkungen auf ihre Umgebung in Hamburg, sie kritisirt den Inhalt und Ton der philosophischen und polemischen Schriften, sammelt eifrig von nah und fern Subskribenten für den „Nathan", und berichtet, als derselbe erschienen war, dem nach Theilnahme lechzenden Lessing die wenigen anerkennenden Urtheile über das Werk in seine Wolfenbüttler Einsamkeit. Als in Hamburg ein Zelot von der Kanzel herab die Hamburgische Obrigkeit aufforderte, den Verfasser der von Lessing herausgegebenen Fragmente zur Ehre Gottes und wohlverdienten Bestrafung des Frevlers auszuforschen, ruft sie aus: „als ob Lügen dadurch Wahrheit würden, daß man den Namen dessen wüßte, der ihren Betrug aufdeckte!" — ein Wort, das man auch heute noch bei vielen ähnlichen Gelegenheiten wiederholen möchte. „Ueber den Nathan", schreibt sie (23. Juni 1779), „sind hier die Unverständigen ziemlich laut und die Verständigen ziemlich stille." Was dies zu bedeuten hat, mag man in meiner Biographie Lessing's nachlesen. Es war Feigheit und Furcht, sich durch Anerkennung des Werks seinem wesentlichen Gehalte nach zu kompromittiren, was jenen „Verständigen" den Mund schloß, und selbst einen Campe hinderte, mit seinem Lobe öffentlich herauszugehen*).

---

*) S. „Lessing. Sein Leben u. seine Werke" von Ad. Stahr, Th. II. S. 267—269.

Zu den persönlich interessanten Zügen, die wir aus Elisens Briefen erfahren, gehört Lessing's Begegnen mit dem wunderlichen Basedow im Sommer des Jahres 1778 zu Hamburg, bekanntlich Basedow's Vaterstadt. Bei ihrem ersten Zusammentreffen in einer Gesellschaft beschränkte sich der Letztere nämlich darauf, „Lessingen heimlich Drohungen zuzuwinken", die dieser anfangs gar nicht verstand, bis ihm Elise Reimarus mittheilte, daß der revolutionäre Phantast gegenwärtig durchaus orthodox geworden sei, und also in Lessing ein Stück des Antichrists erblicke. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit auch, daß Lessing von dem Basedow'schen Philanthropin zu Dessau und von seinem ganzen Sektestiftenden Treiben nichts hielt. Auch der geringe Zusammenhang, den Lessing mit dem hohenpriesterlichen, sich in dunkle Orakelsprüche hüllenden Klopstock hatte, wird durch diese Briefe bestätigt.

Was Lessing's eigne persönliche Verhältnisse anbetrifft, so interessirt uns zunächst die Art und Weise, wie die Freundin seine Verheirathung auffaßt. Aus allen auf dieselbe bezüglichen Aeußerungen in den Briefen von Hennings geht nämlich hervor, daß sie dieselbe, trotz des Lobes, welches sie, wie wir gesehen haben, der Auserwählten Lessing's zollte, doch eigentlich für einen Fehler hielt. Nach ihrer Ansicht hätte eigentlich „ein Philosoph", ein Mann wie Lessing gar nicht heirathen müssen. Möglich, daß hierbei ein wenig weibliche Eifersucht mit unterlief. Jedenfalls dünkte es ihr — und darin hatte sie zweifellos Recht — daß das Leben in dem einsamen Wolfenbüttel in keinem Wege für Lessing gemacht sei, und sie verdachte es der Frau, die ihn mit allen Kräften zu dem Entschlusse bestimmte, dort zu bleiben, und in einer sehr beschränkten Lage zu verharren. Auch die äußeren Umstände waren nicht dazu angethan, die Partie

als vortheilhaft erscheinen zu lassen, die Lessing machte, der sich aus Liebe zu seiner Eva mit einer kränkelnden Frau und mit der Sorge für fünf Stiefkinder belud, die allerdings schwer auf ihm lastete, als er die Frau nach einjähriger Ehe verlor. Elise Reimarus schreibt darüber am 16. Januar 1778 unmittelbar nach diesem traurigen Ereignisse, fast sarkastisch: „Lessing, der arme Lessing, hat die Thorheit, eine Frau für diese Welt genommen zu haben, theuer bezahlen müssen. Kaum ein Jahr, und sie stirbt ihm im ersten Wochenbette und ohne ihm einen eigenen Sohn zu hinterlassen, läßt sie ihm die Sorge für fünf fremde Kinder. Er hätte sich mit so einem Mädchen als die Wahrheit zur Maitresse schon behelfen können, die sogar in der andern Welt, wenn's für uns eine giebt, ihren Reiz behält."

Aber wir wissen, — und diese Briefe bestätigen es, — daß sie dem Freunde seitdem in seinen letzten Lebens- und Leidensjahren treu zur Seite stand.*) Ihre Briefe, die sie, ohne ihren Namen zu unterzeichnen, an Lessing richtete, sind, wie schon gesagt, sowie viele Briefe Lessings an sie selbst und an ihren Bruder leider spurlos verschwunden. Nur eine Stelle aus einem der verlornen Briefe Lessing's an sie ist aufbehalten, und bezeugt seinen traurigen leiblichen und geistigen Zustand in dieser leidenvollen Periode seines Lebens, der in den Worten Ausdruck findet: „alle meine Nerven sind so herabgespannt, daß ich weder lesen noch schreiben mag und nur noch par raisonnement lebe!" Wir sehen aber aus Elisen's Briefen auch, daß sich gerade jetzt die drohenden Wolken persönlicher Verfolgung immer finsterer über dem leidenden Manne zusammenzogen. Es gab jetzt unter den geistlichen Zeloten, die ihn gern „zum Widerrufe pfäffisch ge-

*) S. jedoch den folgenden Aufsatz: Ein Brief Lessings u. s. w.

zwungen" hätten, wohl kaum einen, der die Meinung des sächsischen Pastors zu Seifersdorf theilte, der noch im Jahre 1776, wie Hennings an Elise berichtet, „weil er mit Lessing zugleich in Leipzig studirt hatte und einige Studentenstreiche von ihm wußte", sich zu dem Urtheil berechtigt meinte: „daß Lessing ein seichter Kopf und kein gefährlicher Feind der Religion sei!"

Er sollte nicht lange mehr leiden! Die Nachricht von seinem Tode erschütterte die Freundin um so tiefer, je weniger sie auf dieselbe vorbereitet gewesen war. Ihr schien es im ersten Augenblicke als ob mit dem gewaltsamen Auslöschen dieses hellstrahlenden Wahrheitslichts die Nacht sich sternenlos über die Welt zu breiten beginne. Am 2. März schreibt sie an Hennings: „So hab' ich Sie mir gedacht bei dem Tode unseres Lessing, liebster Hennings, und es ist mir wohl gewesen, Einen zu wissen, auf den ich meine Gedanken bei dieser Gelegenheit heften könnte! Denn außer unserem und dem Campeschen Hause darf ich's hier auf keinen. — Es soll Finsterniß bleiben! Ja Hennings, das schreckliche Wort sollten wir uns täglich wiederholen, damit wir uns an den Gedanken gewöhnten und nicht über dem, was wir sehen, über jede bitter getäuschte Hoffnung rasend würden. Ich hab' es, so oft ich gekonnt, Lessing selbst zugerufen: nicht um ihn muthlos zu machen, — denn das war unmöglich gegen den Widerstand aller Synoden der Welt — aber wohl muthlos gegen das Einwirken der Vorsehung damit er sich nicht fruchtlos abzehrte, und wo möglich seinen Durst nach Wahrheit in einem andern Strome löschte. Umsonst! Es war also auch Plan der Vorsehung, dieses Licht in seinem vollen Leuchten zu ersticken, während andre bis auf den letzten armseligen Docht ausschwelen. Nun ja, wer's nur ausharren kann, bis wir's schauen, wo es weiter fortbrennt."

Aus ihrem nächsten Briefe erfahren wir, wie sich die Regierung der Hoch- und Wohlweisen von Hamburg in Betreff einer von dem dortigen Theater beabsichtigten Todtenfeier für den großen Mann benahm. Sie wagten nicht, diese Trauerfeier offen zu verbieten, aber sie versuchten dieselbe durch eine heimliche Warnung an den Bühnenvorstand, zu der sich ein Mitglied des Magistrats hergab, zu hintertreiben. Allein einer der Vorsteher — leider verschweigt Elise Reimarus den Namen dieses wackern Mannes — gab die männliche Antwort: „Die Trauerfeier würde positiv gehalten werden, wenn man es ihnen nicht direkt verbiete. Im letzteren Falle aber würde man ebenso positiv den Grund der Unterlassung in allen Zeitungen bekannt machen." Das wirkte. Die Trauerfeier, zu der Lessings Emilia Galotti aufgeführt wurde und der Altonaer Professor Unzer den Trauerepilog dichtete, den der große Mime Schroeder sprach, fand statt. Aber der Censor behauptete sein Recht, und es durfte weder über die Trauerfeier selbst in den öffentlichen Blättern Hamburgs berichtet, noch irgend ein Gedicht zum Lobe Lessing's in dieselben aufgenommen werden! — „O der dicken, dicken Dummheit!" ruft Elise Reimarus aus. Noch charakteristischer war das Benehmen von Lessing's erbittertstem Feinde, dem berüchtigten Hauptpastor Goeze bei dieser Gelegenheit, über welches sie folgendermaßen berichtet: — „und was mich noch mehr ärgert, ist, daß Goeze, wie das Ministerium sich bewegt hat, um gegen die Trauerfeier für Lessing bei dem Rathe zu protestiren, gestimmt haben soll: Man möchte ihm doch ja diese elende Ehre nicht rauben, von Komödianten gelobt zu werden! — ein Beweis, daß dieser Schurke wenigstens noch mehr Verstand hat, als der ganze Haufe der Schwarzröcke zusammen."

Sie selbst aber, die Freundin, dichtete an Lessing einen Nachruf, der gleichfalls erst jetzt zuerst bekannt geworden, aber ohne Frage der schönste ist von allen, die bei dieser Gelegenheit veröffentlicht wurden. Ich theile zwei Stellen aus demselben mit. „Die Wahrheit", deren lichte Gestalt Wache hält an Lessing's Grabe, ruft den seiner Ruhestätte nahenden Feinden des Lichts, die namentlich genannt werden, zu:

„Ich bin die Wahrheit! Hier ist Lessings Grab.
Wie Sonnen untergehn, so sank Er hin
In vollem Glanz, und leuchtet andern Welten,
Doch gleich der Sonne, die in ihrem Umlauf
Das Saamkorn aufschließt, das mit tausend Früchten
Bis ins Unendliche den Segen streut,
So Er in meinem Reich! — Und bis dies Reich
In Gottes weiter Schöpfung Eins nur ist,
Wach ich an seiner Urne hier, und sammle
Die Eide derer, die ihn Bruder nannten.
Und, wißt es! Tausende und abertausend
Sind schon verstreut in alle, alle Welten
Sich wider Euch und Eure Macht zu rüsten."

Am Schlusse aber wendet die Dichterin selbst sich an die überlebenden Freunde mit dem herrlichen Mahnrufe:

Doch Ihr, die Ihr um Lessings Asche trauert,
Soll Eure Thräne nicht Grimasse sein,
So schwört an seiner Urne, schwört's im Ernst:
Für Wahrheit, für der Menschheit heil'ges Recht,
Wie Er, trotz Vorurtheil und Fürst und Pfaffen,
So lang mit unerschrocknem Muth zu kämpfen,
Bis Gott auch Euch ins Reich der Wahrheit ruft!

Gewiß! Diese Frau war würdig, die Freundin und Vertraute eines Lessing zu sein, und sie verdient wohl, daß ihr eignes Lebensbild dem deutschen Volke von einer liebevollen Hand aufgerichtet werde. In Ermangelung eines Befähigteren möchte ich selbst mich dieser Aufgabe unterziehen und richte zu diesem Ende an alle diejenigen, die von ihren Briefen und anderweitigem litterarischen Nachlasse etwas besitzen und von ihrem Lebensgange und von der etwanigen Existenz eines Portraits derselben Kunde haben, hiermit die freundliche Bitte: mir dieselben oder Mittheilungen darüber zukommen zu lassen.

Berlin, 17. Mai 1861.

Ein Brief Lessing's und was daran hängt.

(1870.)

In meiner Biographie Lessing's habe ich an mehreren Stellen des Freundschaftsverhältnisses erwähnt, in welchem, namentlich während der letzten Jahre seines Lebens, der vom Schicksal so schwer heimgesuchte Mann mit Elise Reimarus, der Tochter des Verfassers der berühmten „Fragmente“ gestanden hat. Nach den spärlichen, mir damals zu Gebote stehenden Nachrichten über dieses Freundschaftsverhältniß konnte ich dasselbe nur als ein solches schildern, das für Lessing ein durchaus wohlthuendes, Elise Reimarus als eine Frau, welche über alle Kleinlichkeit erhaben und nur bestrebt gewesen sei, den durch den Verlust seiner Gattin tiefgebeugten Mann durch den Zuspruch ihrer freundschaftlichen Theilnahme wieder aufzurichten.

Dieses Urtheil hat durch die neuliche Veröffentlichung eines in der bisherigen Briefsammlung Lessing's fehlenden, wahrscheinlich von dem ersten Herausgeber derselben absichtlich unterdrückten Briefes von Lessing an Elise Reimarus, eine wesentliche Veränderung erfahren, welche ich den Freunden meiner Darstellung von Lessing's Leben nicht vorenthalten will. Es geht aus diesem Briefe leider hervor, daß dem großen unglücklichen Manne gelegentlich selbst von einer Seite her bitteres Weh und Leid be-

reitet wurde, von welcher er sich desselben am wenigsten versehen haben mochte. Und ferner: daß Elise Reimarus wenigstens in einem Punkte, ihm gegenüber, sich durchaus nur als eine „gewöhnliche Frau“ im schlimmen Sinne des Wortes bezeigte, die, ohne Rücksicht auf die nothwendige Wirkung, ihren Freund — (und dieser Freund war ein Lessing!) — durch die Mittheilung und Bestätigung des jämmerlichsten Klatsches behelligte und, wie wir sehen werden, tief verletzte.

Die Sache war diese. Der Tod seiner Gattin Eva, die ihm nach kaum einem Jahre der glücklichsten Ehe sammt dem Knaben, den sie ihm eben geboren hatte, durch ein grausames Geschick entrissen wurde, hatte den fünfzigjährigen Mann mit einer Schwere getroffen, über die seine wenigen, aus dieser Zeit vorhandenen kurzen Briefe ein wahrhaft erschütterndes Zeugniß geben. Er empfand sich im eigentlichsten Sinne des Wortes vernichtet und fühlte im tiefsten Innern, daß er diesen Schlag nicht lange überleben werde. Sein Gefühl täuschte ihn nicht. Nicht volle drei Jahre vermochte er es, „seinen einsamen Weg“ noch weiter fortzuschwanken, ehe er sich zur ersehnten Ruhe legte.

Lessing's Lage nach dem Tode seiner Frau war in der That die beklagenswertheste. Seine Vereinsamung in dem öden Wolfenbüttel, in welcher ihm der endlich mühsam errungene Besitz der geliebten Frau der einzige Ersatz gewesen war, lastete schwerer als jemals auf dem überdies noch von Sorgen und Bedrängnissen aller Art niedergedrückten Manne. Der einzige Trost und die einzige äußerliche Stütze seines verlassenen Hauswesens war die hinterlassene Tochter der Verstorbenen, seine Stieftochter Amalie König, obschon dieselbe bei dem Tode der Mutter erst wenig über sechzehn Jahre alt war. Ihre „häuslichen Tugenden“, wie Lessing sich ausdrückt, ihre Sorgfalt und

Liebe für ihren Stiefvater waren ihm während seiner wenigen letzten Lebensjahre der einzige — wenn auch schwache, so doch von ihm selber als ein Glück empfundene Ersatz für seinen Verlust. Aber — selbst diesen Ersatz und Trost gönnte ihm die Erbärmlichkeit der Menschen nicht! Noch hatte Amalie nicht ihr achtzehntes Jahr erreicht, als bereits die allzeitfertige Klatschsucht gewisser guten Bekannten das Verbleiben der heranwachsenden Tochter im Hause des im zweiundfünfzigsten Jahre stehenden Stiefvaters zum Gegenstande böswilliger Bemerkungen und Befürchtungen machte. Und — traurig zu sehen — eine Elise Reimarus, die von Lessing so hochgestellte Freundin, war es, die sich dazu herbeiließ, das Mundstück dieser Fraubasereien Lessing gegenüber zu werden! In wie kränkender und verletzender Weise für Lessing dies geschehen sein muß, davon liefert der obengedachte Brief, den er derselben als Antwort zu schreiben sich genöthigt sah, ein leider nur allzu beredtes Zeugniß.

Dieser Brief, datirt aus Wolfenbüttel den 7. Mai 1780, acht Monate vor seinem Tode, lautet wie folgt:*)

An Elise Reimarus in Hamburg.

„Empfangen Sie meinen wärmsten Dank für den freundschaftlichen Wink Ihres letzten Briefes!“

„Aber, liebe, liebste Freundin, sollte ich nicht ein wenig schmählen (oder haben Sie lieber, wenn ich Sie ganz in der Stille bei mir ein wenig auslache?), daß ein solch' Gerede, seiner Ruchbarkeit wegen, endlich auch bei Ihnen Glauben gefunden?

„Und womit beweiset man es, daß ich in meine Stieftochter verliebt bin? — Weil ich mich nicht von ihr trennen will?

*) S. Briefwechsel zwischen Lessing und seiner Frau. Neu herausgegeben von A. Schöne, Anhang S. 511—514.

Nun, womit beweiset man denn, daß ich mich nicht von ihr trennen will? Weil ich sie noch nicht von mir gestoßen habe? — Denn, wahrlich, nicht viel weniger als von mir stoßen hätte ich sie müssen, wenn ich sie dem kalten Anerbieten ihrer Anverwandten sofort hätte überliefern wollen!

„Oder weiß man etwa, daß ich Ursache bin, daß sie meinetwegen bereits eine Partie ausgeschlagen? Kann sein, daß sie an einem lustigen Abend in Hamburg schon mehreremale versprochen worden, worüber man den Gecken von Stiefvater in äußerster Verzweiflung zu sehen geglaubt! Hier (in Wolfenbüttel) ist uns so etwas noch nicht vorgekommen.

„Kurz, liebste Freundin — denn ich plaisantire nicht gern über etwas, worüber sich so leicht plaisantiren läßt — kurz: schaffen Sie dem armen guten Mädchen einen Mann; oder machen Sie, daß derjenige ihrer mütterlichen Anverwandten, den sie kennt und liebt, sie zu sich verlangt; oder auch, daß eine verständige und gefällige Freundin in Hamburg sie bei sich zu haben wünscht: und sehen Sie dann, wie ich handeln werde. Nur antragen soll sie sich, mit meinem Willen, keinem von diesen; und ich will es durchaus nicht sein, der sie nöthigt, sich stockfremden Menschen in die Arme zu werfen, oder ihre Zuflucht in ein Land zu nehmen, wohin ihre Mutter, aus sehr guten Gründen, so ungern zurück wollte.*) Wer diese meine Gesinnung gegen sie Liebe nennen will, der kann seine Worte brauchen wie er will. Auch ist es allerdings Liebe, und ich gestehe gern, daß mir das Mädchen diese Liebe auf alle Art, die ich nur wünschen kann, erwiedert.

*) Anspielung darauf, daß Lessing's Gattin Eva König, wie sie selbst es in einem Briefe an Lessing (1771, v. 10. December) ausspricht „immer eine Abneigung gegen ihre Vaterstadt gehabt hat.“



„Ich habe Ihnen, meine Beste, so viel ich mich erinnern kann, bereits auch unaufgefordert gestanden, daß ihre häuslichen Tugenden es allein sind, die mir das Leben, das ich leider so fortführen muß, noch erträglich machen. Ich hätte hinzufügen können, wenn ich es nicht gethan habe, daß ich vor dem Augenblicke zittere, der sie von mir nehmen wird, obgleich ich ihn meines eigenen Nutzens wegen keinen Augenblick verschieben will. Denn ich werde in eine schreckliche Einsamkeit zurückfallen, in die ich mich schwerlich mehr so gut möchte finden können, als ehedem, und der ich also zu entgehen mich vielleicht auf das andere Ende werfen könnte; so, daß ich mein Leben beschlösse, wie ich es angefangen habe: als ein Landstreicher, und als ein weit ärgerer als ehedem, indem mich die Lust zum Studiren auch nicht einmal so lange mehr an einem Orte halten würde, als sie in meiner Jugend, in der Neugierde und Ehrgeiz Alles über mich vermochten, gethan hat. —

„Nun gut!" — werden Sie mir in's Wort fallen, — „gesetzt, daß Sie ohne Ihre eigne Gefahr ein junges reizendes Mädchen länger um Sich wissen können, denken Sie doch an das Mädchen selbst." — Ich habe daran gedacht, meine Beste! Und, sehen Sie, da hat sich ein Zufall meiner Tugend angenommen und hat mich auch hier in dem Glauben bestärkt, daß sich der Zufall immer eines Mannes annimmt, der mit Gewalt kein Schurke sein will. Ich bin nämlich hinter ein Geheimniß ihres kleinen Herzens gekommen, aus welchem ihr dreiundfünfzigjähriger Stiefvater, zur äußersten Kränkung freilich seiner Eitelkeit, ersehen, daß er es nun ganz und gar nicht ist, der ihr gefährlich werden könnte. Der Einzige, der es ihr werden könnte, kann es aber auch nicht, denn es hat eben die Bewandtniß mit ihm, in welche Rousseau seinen Emil zu setzen wünschte, um ihn

vor den üblen Folgen einer sinnlichen Liebe zu schützen: er ist so weit weg, daß sie in einem Taumel der Leidenschaft sich nicht erreichen können.

„Ich könnte Ihnen mehr davon sagen, aber ich sehe, ich bin schon am Schlusse der vierten Seite meiner Vertheidigung, die mich zum Gespötte eines Kindes machen könnte, wenn es was davon zu lesen bekäme.

„Lassen Sie mich also nur noch mit einem Worte das Ding auch von der dritten Seite betrachten, von der es betrachtet werden könnte. Diese dritte Seite ist das Publicum, in dessen Augen das Mädchen doch immer verlieren könnte. Denn was ich darin verlieren kann, will nicht viel sagen. Von mir ist es doch nun schon das Schlimmste zu glauben geneigt, und nun erst anzufangen, mich nach seinen Capricen zu richten, würde mir nur eine schwache Seite mehr geben. — Also das Mädchen, dem ich so wohl will!*) — Ach, meine Freundin! Ein Mädchen ist bestimmt, ihr Glück durch die Augen eines Einzigen, nicht durch die Stimme des Publicums zu machen, und was die Augen dieses Einzigen nicht sehen, das hören sie nicht. Wir sehen nur mit unseren Ohren, wenn wir für alle Liebe untauglich zu werden anfangen.

„Aber bin ich nicht ein Thor, liebe Freundin, daß ich vergessen zu haben scheine, die schlimmste Anklage sei in gewissen Dingen eine Vertheidigung? Lessing.“

Es ist nicht recht ersichtlich, ob dieser Brief wirklich an Elise Reimarus abgesendet oder von Lessing im Entwurfe zurück-

*) Hier ist zu ergänzen „könnte in den Augen des Publicums durch solches Verbleiben bei mir verlieren!“

behalten worden ist. Wenn das Erstere der Fall gewesen ist, so wird schwerlich jemand die Empfängerin um denselben beneiden mögen, obschon Lessing's edle Sinnesart seinem gerechten Unwillen über die erlittene Kränkung die möglichst schonende Form verliehen hat. Denn trotz dieser milden Form, der man die Müdigkeit des Dulders anzumerken glaubt, sich mit menschlicher Erbärmlichkeit herumzuschlagen, fühlt man es doch dem ganzen Briefe an, daß er sich von der „Freundin" — (und es sind ja meist immer unsere „guten Freunde", welche es für ihre Freundespflicht erachten, uns dasjenige Widerwärtige und Unangenehme zur Kunde zu bringen, das wir ohne ihre Beeiferung gar nicht erfahren würden!) — auf das Tiefste verletzt fühlte, deren Glauben an den kindischen Hamburger Stadtklatsch ihm, wie er deutlich zu verstehen giebt, nur die Wahl ließ, ob er selbst sich für einen „Schurken" oder für einen Narren und kindischen „Gecken" angesehen halten wollte.

Wie aber kam eine sonst gescheite, wohlgesinnte und gebildete Frau, als welche sonst Elise Reimarus geschildert wird, wie kam Lessing's Freundin, die so viele Beweise seiner Freundschaft und Hochschätzung erfahren hatte, dazu, diesem Freunde einen Brief zu schreiben und einen „freundschaftlichen Wink" zu geben, der den ohnehin tiefgebeugten vereinsamten Mann so bitter zu berühren und ihm diese Antwort zu entlocken vermochte?

Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Ich habe im zweiten Theile meiner Biographie Lessing's im sechsten Kapitel des vierzehnten Buchs die Vermuthung ausgesprochen, daß Lessing möglicherweise an eine Eheverbindung mit jener Freundin gedacht, daß er aber den Gedanken an die Gründung eines neuen Familienlebens in dem Gefühle, daß sein Lebensziel nahe sei, aufgegeben habe. Jetzt, nach Veröffentlichung dieses Briefes, bin

ich geneigt, an die Stelle jener Vermuthung eine andere, nämlich die zu setzen: daß es vielmehr Elise Reimarus war, welche sich Hoffnung auf Lessing's Hand gemacht haben mochte. Denn nur eine Art weiblicher Eifersucht auf eine Nebenbuhlerin in der Person von Lessing's junger und schöner Stieftochter, welche jener Hoffnung im Wege zu stehen schien, kann es psychologisch ausreichend erklären, daß Elise — welche unverheirathet war und in der Mitte der Vierzig stand (sie war 1735 geboren) — jenen Hamburger Klatsch an Lessing berichten und zwar in einer Weise berichten mochte, die sehr deutlich zeigte, daß sie selber dem albernen Gerüchte nicht nur Glauben schenkte, sondern von Lessing sogar erwartete, daß er ihrem „freundschaftlichen Winke" Folge leisten und seine Stieftochter von sich entfernen werde.

Trotzdem ward Lessing's Zusammenhang mit Elise durch jene eifersüchtige Tactlosigkeit der letzteren nicht abgebrochen. Sein letzter Besuch, den er in Hamburg im Jahre vor seinem Tode machte, galt der Freundin. Hier wird es zu mündlichen Erklärungen gekommen sein, in Folge deren er ihr nach seiner Rückkehr in dem ersten Briefe, den er an sie richtete (derselbe ist vom 28. November 1780, anderthalb Monate vor seinem Tode), die bedeutungsvollen Worte schrieb: „Behalten Sie mir Ihre Freundschaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen oder höher zu stimmen versuchen werde."

Elise Reimarus überlebte ihren Freund noch vierundzwanzig Jahre. Sie starb 1805, siebzig Jahre alt. Lessing's Stieftochter verheirathete sich ein Jahr nach ihres treuen Pflegevaters Tode mit dem Postrathe Henneberg zu Braunschweig, wo sie als siebenundachtzigjährige Greisin im Jahre 1848 gestorben ist. Aus ihrem Nachlasse stammt das jetzt bekannt gemachte

Portraitbild ihrer Mutter, Eva König, von dem ich zuerst in meiner Biographie Lessing's (Th. II., S. 268 der sechsten Ausgabe) Kunde gegeben habe. Sie bewahrte ihrem berühmten Pflegevater und Erzieher bis an ihr Ende die tiefste und liebevollste Verehrung, und es ist tröstlich zu denken, daß sie von den widerwärtigen Erörterungen zwischen ihm und der Freundin, deren unschuldige Veranlassung sie gewesen war, wahrscheinlich niemals etwas erfahren hat.

Lessingiana.

(1871.)

Die Hoffnung, welche ich hegen zu dürfen glaubte, als ich zuerst vor dreizehn Jahren meine Biographie Lessing's herausgab*): daß das Erscheinen derselben vielleicht die Bekanntmachung von etwa noch vorhandenen Resten des litterarischen Nachlasses an Tagebüchern, Briefen u. s. w. veranlassen würde, ist bis jetzt nur in einem sehr geringen Maße in Erfüllung gegangen.

Um so dankbarer begrüßen wir daher zwei soeben erschienene Veröffentlichungen, welche wenigstens hier und da eine kleine Lücke in den sonst vorhandenen Nachrichten über Leben und Leiden des großen Mannes ausfüllen und unsere Kenntniß seiner Zustände und Erlebnisse in etwas zu erweitern geeignet sind. Die erste dieser Veröffentlichungen ist betitelt: „Zur Erinnerung an Gotthold Ephr. Lessing", herausgegeben von dem braunschweigschen Bibliothekar Dr. O. von Heinemann (Leipzig, Hirzel 1870). Es sind allerhand Briefe, Berichte und sonstige Aktenstücke, welche sich zum Theil in den herzoglich braunschweigschen Landesarchiven befinden und die der Herausgeber zur hundertjährigen

---

*) G. E. Lessing. Sein Leben und seine Werke von Adolf Stahr. Zwei Bände, Berlin bei J. Guttentag, 1858. (Sechste vermehrte Auflage 1869.)



Feier des Tages, an welchem Lessing seiner Zeit, am 7. Mai 1770, seine Stellung als Bibliothekar zu Wolfenbüttel übernahm, bekannt gemacht hat.

Die elf Jahre, welche Lessing vom 7. Mai 1770 bis zu seinem Todestage am 15. Februar 1781 als Bibliothekar in Wolfenbüttel verlebte, bilden bekanntlich mit Ausnahme eines einzigen glücklichen Jahres, das ihm daselbst an der Seite seiner geliebten Eva König zu leben vergönnt war, die schwerste Leidenszeit in dem Leben des vielgeprüften Mannes. Jeder weiß jetzt, wie viel Schuld daran die leichtsinnige Engherzigkeit des damaligen Regenten von Braunschweig trug, der einen Genius wie Lessing im eigentlichen Sinne des Wortes Jahre lang bei schmalem Gehalte darben und fast bis zur Verzweiflung auf die verheißene geringe Verbesserung seiner Umstände vergebens warten ließ, während das Gold des Landes mit verschwenderischer Hand an Maitressen und in kostspieligem Prunke vergeudet wurde — worüber man sich in meiner Biographie Lessing's ausführlich belehren kann. Es macht daher einen wunderlichen Eindruck, wenn der Herausgeber der gedachten Mittheilungen in der Vorrede noch immer preisend von „dem hochherzigen Sinne" jenes Fürsten spricht und es ihm als ein hohes Verdienst anrechnet, Lessing zu der Wolfenbüttler Bibliothekarstelle mit 600 Thalern Gehalt berufen zu haben, während doch vielmehr zu sagen wäre, daß jener Fürst das Glück in keiner Weise zu würdigen gewußt hat, welches ihm die unverdiente Gunst gewährte, einen Lessing, den ersten Dichter und Schriftsteller des damaligen Deutschlands seinem Lande und Dienste gewinnen zu können. Es wäre wirklich nachgerade Zeit, daß solche unwürdige Schweifwedelei vor den Fürsten, wie sie in ähnlichen Urtheilen gegenüber den schreienden Thatsachen noch immer hier und da geübt wird, zur Ehre

des deutschen und insbesondere des Lessing'schen Geistes ein Ende nähme.

Die erste Abtheilung des Heinemann'schen Buches bilden sechs und zwanzig bisher ungedruckte Briefe oder vielmehr kurze Billets von Lessing an Eschenburg, damals Professor am Carolinum in Braunschweig. Sie sind bis zum Jahre 1775 mit französischer Adresse versehen, während nachher die deutsche eintritt. Ihr Inhalt ist übrigens unbedeutend. Bibliothekarische Aufträge, Besuchs-Einladungen, kleine Geldanleihen, wechseln ab mit Bestellungen von Lotterieloosen Wein und Büchern, Anzeigen von Besuchen, die sich in Wolfenbüttel eingefunden (wie z. B. Georg Forster, Br. v. 20. Januar 1779) und litterarischen Anfragen. Die kurzen Briefe aus den drei letzten Lebensjahren Lessings, nach dem Tode seiner Gattin, enthalten zum Theil Beweise seiner durch Lebensmüdigkeit verdüsterten Stimmung und seiner durch die geistigen Leiden untergrabenen früher so kräftigen Gesundheit. So schreibt er einmal nach einem Besuche, den er in Braunschweig gemacht: „Noch bin ich seit meiner Rückkunft nicht in der Bibliothek gewesen. So sehr ekelt mir Alles.“ Kurz zuvor schreibt er (29. Dezember 1779) über seine Krankheit, mit dem ihm eigenen bittern Humor die Nomenklatur der Aerzte verspottend: „Ich befinde mich seit einigen Tagen sehr übel. Es soll zwar nur ein Flußfieber sein. Aber ich habe den Henker davon, wie die Dinge heißen, die uns das Leben so unangenehm machen“.

Die zweite Abtheilung enthält Bruchstücke aus Lessing's „amtlicher Korrespondenz“. Den wesentlichsten Theil derselben bilden kurze Briefe des regierenden Herzogs Carl von Braunschweig an Lessing, und dessen Antworten darauf. Der Beherrscher von Braunschweig redet in denselben Lessing noch mit „Er“ an; um dieselbe Zeit, wo ein anderer deutscher Herzog, der unsterbliche

Karl August von Weimar, mit dem jungen Dichter des Götz und Werther, den er, wie er sagte, „den seinen zu nennen das Glück habe", das brüderliche „Du" tauschte! Zugleich erfahren wir aus diesem Briefwechsel, daß unter diesem braunschweigischen Fürsten, dessen verschwenderischer Hofhalt das Land bis nahe an einen schmachvollen Bankrott führte, — die unter ihm entstandenen Schulden beliefen sich auf nahezu zwölf Millionen Thaler — für die Wolfenbütteler Bibliothek, an deren Spitze er einen Lessing berufen hatte, der jährliche Fonds zu Neuanschaffungen die jämmerliche Summe von zweihundert Thalern betrug, von denen nach Abzug der Kosten des Buchbinders und anderer Aeußerlichkeiten, wie Lessing klagt, kaum 120 Thaler jährlich zu Neuanschaffungen verwendbar blieben — soviel wie heutzutage mancher schmalbesoldete Schulmann oder Professor auf seine Bibliothek verwendet. Damit man es glaube, will ich Lessing's eigene Worte hersetzen. Sie sind an Herzog Karl's Sohn und Nachfolger, den bekannten Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, den Führer des Champagnefeldzuges und der Unglücksschlacht von Jena, gerichtet in einer brieflichen Bittvorstellung vom 3. September 1780 zu Gunsten der Lessing anvertrauten Wolfenbütteler Bibliothek, welcher ein Kabinetsbefehl des Herzogs eine Anzahl Doubletten entziehen wollte, aus deren Verkauf und Austausch an andere Bibliotheken Lessing für die Wolfenbüttler Bibliothek einen kleinen Zuschuß zu ziehen hoffte. Er bittet daher ihm jene Doubletten zu belassen: „Lediglich in Betracht, daß der jährliche Fond zur Unterhaltung der fürstlichen Bibliothek nur so mäßig ist, daß von den ausgeworfenen 200 Thalern nach Abzug dessen, was an die Buchbinder, die gelehrten Zeitungen und Schreibmaterialien bezahlt werden muß, jährlich selten für 120 Thlr. wirkliche Vermehrungen angeschafft werden können."

So sah es im Bereiche der Förderung von Wissenschaft und Gelehrsamkeit mit dem hochgepriesenen Mäcenatenthume eines deutschen Fürsten aus, welchen ein früherer Biograph Lessing's, Herr Guhrauer (Lessing II, S. 277) sich nicht entblödete, wegen seiner hohen Achtung vor den Interessen des Geistes „den großen Seelen des Alterthums“ an die Seite zu setzen!

Im Uebrigen ist aus der obengenannten zweiten Abtheilung von Schriftstücken nur noch ein Antwortschreiben Lessing's von Interesse, in welchem er dem Herzog, auf eine Anfrage über die Aechtheit oder Unächtheit einer von dem Fürsten in Hamburg angekauften antiken Bronze Auskunft ertheilt. Lessing's Auskunft ist bejahend für die Aechtheit. Unter den Gegengründen hatte man den Umstand hervorgehoben „daß die äußere Fläche des Kunstwerkes zu glatt und zu rein und nicht so äruginös und beschlagen sei, wie eine lange in der Erde gelegene Bronze zu sein pflege.“ Gegen diesen Einwand bemerkt Lessing mit heiterem Spotte über die ihm aus seinem Hamburger Leben wohlbekannte übergroße Reinlichkeitssucht der Hamburger: man müsse bedenken, daß der frühere Besitzer des fraglichen Kunstwerks eben in Hamburg gelebt habe, „wo man Alles scheuert und putzt, das Brennholz auf dem Boden und die Alterthümer in dem Kabinete“.

Aus der harmlosen Atmosphäre solcher Dinge führt uns dagegen der dritte Abschnitt, enthaltend „Aktenstücke, die von Lessing herausgegebenen Schriften, insbesondere die von ihm herausgegebenen Fragmente eines Ungenannten betreffend (H. S. 51—90) in die traurigste Zeit von Lessing's Leben. Diese Aktenstücke bezeugen, wie Lessing in den Jahren von 1778 bis wenige Wochen vor seinem Tode in Folge der pfäffischen Hetzereien des Braunschweiger Konsistoriums eine ununterbrochene Reihe von Anfechtung und Verdruß bitterster Art durchzumachen hatte. Im Inner-

sten gebrochen durch sein häusliches Unglück, krank und lebensmüde, in Gefahr, sogar seine Stelle zu verlieren und auf's Neue sein früheres heimatlos streifendes Leben beginnen zu müssen, verläßt ihn doch sein Muth und sein gewisses Selbstgefühl in keinem seiner Briefe, mit denen er die im Namen des Herzogs gegen ihn gerichteten Vorwürfe, Befehle und Drohungen beantwortet. Jeder dieser Briefe zeigt, daß er, trotz des „unterthänigen Knechtes", als welchen er sich dem damaligen Curialstile gemäß unterzeichnet, doch seine Würde als freier Mann und Dichter dem Fürsten gegenüber energisch zu wahren verstand. So schließt er unter anderm einen Brief an den letzteren mit den starken Worten: „Wenn Ew. Durchlaucht auf die Anzeigungen des Consistorii resolviren, so ist meine Pflicht zu gehorchen, und das thue ich. Aber zugleich die Klugheit und Billigkeit der Anzeigungen des Consistorii in allen Stücken anzuerkennen, das kann zu meiner Pflicht unmöglich gerechnet werden."

Eine dankenswerthe Zugabe bildet endlich der Abschnitt: „Zeitgenössisches über Lessing", in welchem der Herausgeber Bruchstücke aus einer umfangreichen Briefsammlung Eschenburg's und die durch Guhrauer benutzten Tagebücher von Leisewitz mitgetheilt hat. Beide befinden sich in den öffentlichen Bibliotheken zu Braunschweig. Viel Erfreuliches erfahren wir freilich aus den Briefen nicht. Gegenüber den Ausdrücken der Liebe und Anerkennung wie wir sie z. B. in Boie's und Gleim's Briefen finden, steht die kleinherzige Philisterei, welche in den Aeußerungen eines Langer und Heyne nicht undeutlich zu verstehen giebt: daß man doch eigentlich aus Lessing viel zu viel gemacht habe. So schreibt der Göttinger Heyne noch im Jahre 1801 an Lessing's bibliothekarischen Nachfolger Langer: „Sie öffnen mir den Mund, über Ihren berühmten Vorgänger als Biblio-

thekar endlich (!) meine Meinung laut zu gestehen. Es ist und war ein Fanatismus der Eitelkeit von denen, die mit ihm in Verbindung gestanden haben wollten, weil sie sich dünkten nun auch etwas zu bedeuten, daß man ihn zu allem machte, und also auch zum Bibliothekar und Antiquar, und was weiß ich noch!" Als eine Hauptfrage unmittelbar nach Lessing's Tode erscheint in diesen Mittheilungen die nach der Besetzung von Lessing's Stelle, zu der sich sofort eine Anzahl von Bewerbern, unter ihnen Johannes Müller, der damals keine Anstellung in Berlin gefunden, eifrig zu melden beflissen sind. Auch Leisewitz gehörte zu ihnen und die Art und Weise, wie derselbe darüber in seinem Tagebuche berichtet, hat etwas Komisch=Klägliches. Dieser Leisewitz hatte als ganz junger Mensch das Glück gehabt Lessing durch ein Trauerspiel, Julius von Tarent, bekannt zu werden, das er als Zweiundzwanzigjähriger geschrieben hatte, und das seine einzige dichterische Leistung geblieben ist. Lessing, der bei der damaligen Armuth an deutschen Originaldramen jedem Versuche auf diesem Felde seine freundliche Beachtung schenkte, hatte darüber ein weit über Gebühr wohlwollendes Urtheil geäußert, das noch heute den Namen des Verfassers eigentlich allein vor der Vergessenheit bewahrt, und hatte zugleich den jungen Mann, der später Anstellung in Braunschweig gefunden hatte, in den letzten Jahren seines Lebens zu dem Kreise seiner näheren Bekannten zugelassen. Die Auszüge aus Leisewitz' Tagebüchern, welche Hr. v. Heinemann mittheilt, reichen vom Anfange des Jahres 1779 bis zum 22. März 1781 und sind im Ganzen genommen überaus dürftig. Sie beschränken sich fast lediglich auf die Angabe der Tage, an welchen der Tagebuchende mit Lessing bei andern Personen oder im Klubb in Angott's Weinkeller zu Braunschweig zusammen gewesen, Piquet gespielt, Wein

getrunken und „Tabak geraucht," „rabotirt" und „philosophirt" hat. Von dem Inhalte der Gespräche und Diskussionen erfahren wir so gut wie Nichts. Nur einmal heißt es sehr naiv und kurz, bei Gelegenheit der Erwähnung eines „Diskurses über die Liebe": „Ich behauptete, bei der eigentlichen Liebe laufe Alles auf physische Bedürfnisse hinaus, Lessing war anderer Meinung." Das will ich glauben! Und dabei weiß sich der Mann, dem das Glück zu Theil wurde, Jahre lang mit einem Lessing zu verkehren, nicht wenig mit diesem Tagebuche, wie eine cynisch unverschämte Aeußerung beweist, welche er einmal gegen Lessing gethan zu haben sich rühmt. „Lessing" — so schreibt er am 28. Oktober 1779 in sein Tagebuch — „kann es gar nicht vergessen, daß ich einmal zu ihm sagte: es käme mir vor, als wenn man wie ein Schwein in die Welt hinein lebte, wenn man kein Tagebuch hielte!" Lessing führte bekanntlich kein Tagebuch; — aber er war groß genug, dem fünfundzwanzigjährigen Menschen diese Roheit lachend hingehen zu lassen, der Selbstgefühl genug hatte, nach einem Besuche bei Goethe in Weimar (14. August 1780) in seinem Tagebuche zu vermerken: „Heute zu Goethen, der mir doch ungemein gefiel." Dies „doch" ist köstlich. Bei derselben Gelegenheit bemerkt der Tagebuchführer, daß Goethe zu ihm von Lessing „mit der größten Hochachtung gesprochen, insbesondere wegen seines Nathan und seiner theologischen Controversen", und daß man in Gotha am Hofe „Lessing seine Theaterstücke nicht goutire", was, wie ihm Engel gesagt, „daher käme, weil die Fürsten in der Emilia übel behandelt wären."

Etwas ausführlicher sind die Tagebuchaufzeichnungen über Lessing bei dessen Tode. Leisewitz hatte den Kranken noch wenige Stunden zuvor besucht und ihn mit der Hoffnung der Besserung verlassen. Er meldet, daß ihn die Nachricht seines Todes „un-

gemein frappirt“ habe, so daß er „den Mittag wenig habe essen können“. Er rühmt sich, daß er stets „ein Apostel seines Ruhmes gewesen“. „Ich hätte gerne die ganze Welt dazu bekehrt, und habe (deshalb) oft, zumal in den letzten Lebensjahren Lessing's, etwas gelobt, was ich nicht glaubte!!“ Aber schon am Nachmittage ist er mit ganz andern Gedanken beschäftigt. „Nach Tische“ — berichtet er weiter — „ging ich auf den Wall und beschäftigte mich nunmehr ungemein lebhaft mit dem Gedanken: Lessing's Stelle zu bekommen. Ich bildete diesen Plan nach meiner Art auf das Reizendste aus und machte schon die Weise aus, in welcher ich M. S. (seine Braut und spätere Frau, Sophie Seyler) „auf das Angenehmste überraschen wollte.“ Diese Angelegenheit bildet nun den Hauptinhalt der weiteren Tagebuchaufzeichnungen über ein Ereigniß wie der Tod Lessing's! Er erzählt uns alle Schritte, die er gethan, um die Stelle des Dahingeschiedenen zu erhalten, seine Hoffnungen und Befürchtungen, und hebt vor Allem seine würdige Haltung gegenüber dem endlichen Fehlschlagen wiederholt hervor: „Nun muß ich bekennen“ — schreibt er drei Tage nach Lessing's Tode, als dessen sterbliche Hülle noch über der Erde stand — „daß ich mich wirklich gefaßt bei der Sache betrug.“ Er motivirt weitläufig das Verdienst dieser seiner Fassung und schließt mit den Worten: „Wenn man dieses Alles bedenkt, — so darf ich noch einmal versichern, daß mir mein Betragen ungemein viel Ehre macht. Ebert schien das auch zu fühlen.“

Armer Lessing, in dessen damaliger Umgebung, die man in Weimar so richtig schätzte (S. S. 136), dieser armselige Geist noch zu den Besten gehörte! — Uebrigens erfahren wir noch, daß der vielgepriesene Herzog von Braunschweig Carl Wilhelm Ferdinand, der Lessing nie hatte leiden mögen, den Abdruck

eines Gedichtes auf den großen Todten in der Braunschweiger Zeitung verbot (S. 145), und daß überhaupt am dortigen Hofe das böswilligste, „dumme Geschwätz“ über Lessing an der Tagesordnung war. Was aus einem Aufsatze, einer „historischen Lobschrift“, geworden, welche Leisewitz über Lessing zu schreiben unternommen hatte (S. 145), weiß ich nicht zu sagen. Sie wird unausgeführt geblieben sein, gerade so wie die Setzung eines simplen Grabdenkmals, über welche Nicolai von Berlin aus mit Eschenburg noch fünfzehn Jahre nach Lessing's Tode korrespondirte, durch die Nachlässigkeit der Braunschweiger „Freunde“ unterblieb. Der Dichter des Nathan starb so arm, daß der Herzog genöthigt war, ihn auf Staatskosten begraben zu lassen. Aber zur Setzung eines Grabdenkmals reichte die fürstliche Munifizenz nicht aus, und es kostete in unseren Tagen bekanntlich große Mühe, die Stätte aufzufinden, wohin man die sterblichen Ueberreste des Unsterblichen gebettet hatte.

Béranger.

(1857.)

Béranger.

(1857.)

I.

Frankreichs größter Chansonnier ist todt, — „mort et enterré“, wie's in dem berühmten Marlboroughliede heißt. Was das letztere, sein Begräbniß, betrifft, so ist es Jammerschade, daß er es nicht selbst erlebt hat. Was würde der Dichter des „Königs von Yvetot“ daraus für einen prachtvollen Chanson gemacht haben! Indessen: Béranger auf Kosten der Civilliste Louis Napoleons begraben, mit polizeilich auserlesenem Leichengefolge, unter dem Schutze von Bajonetten mit geladenen Läufen darunter, ist auch schon ein Epigramm, das nicht zu verachten ist. Er mußte erst todt sein, um von der Civilliste etwas anzunehmen!

In der That, Napoleon der Dritte hat Ursache, sich vor seinen Freunden zu fürchten; denn mit seinen Feinden ist er bisher noch ganz gut fertig geworden. Den letzteren aber hätte nichts Angenehmeres passiren können, als dieses Begräbniß Béranger's. Napoleon III., in eigener Person, als Leidtragender dem Leichenzuge des populärsten Dichters von Frankreich, dem unsterblichen Sänger des gestürzten Heldenthums die letzte Ehre erweisend — das wäre die Art gewesen, wie der „Neffe des Onkels“ sein Anrecht wie seine Dankespflicht in würdiger

Weise hätte geltend machen können bei dem Tode des Dichters, der ihm mehr als eine Sprosse eingesetzt hat zu der Leiter, auf welcher er zu seiner schwindelnden Höhe emporgeklommen ist, des Dichters, dessen

> Parlez nous de Lui, grand' mère,
> Parlez nous de Lui!

seinen Weg gefunden hat bis zu den letzten Hütten Frankreichs. Er hat es nicht gethan, und damit einen derjenigen politischen „Fehler“ gemacht, die nach dem berufenen Worte des machiavellistischen Altmeisters „schlimmer sind als ein Verbrechen.“

Jedoch lassen wir das auf sich beruhen, und sehen wir uns dafür den Mann etwas genauer an, der ein hochbetagter siebenundsiebzigjähriger, seit den letzten zehn Jahren fast vergessener Greis, bei seinem Hinscheiden die ganze französische Welt in Aufregung versetzen, und am Tage seines Todes durch seinen bloßen Namen zu einer Fahne werden konnte, deren Rauschen dem Besieger und Besitzer des gefürchtetsten Reichs der Erde Besorgniß einzuflößen vermochte.

Béranger war mehr als der größte Chansonnier seiner Nation, er war vor allen Dingen ein Charakter. Der Charakter ohne Talent in der Litteratur ist von dem glänzendsten aller charakterlosen Talente mit seinem stahlscharfen Witze vortrefflich verspottet worden. Aber deshalb wird es wohl nicht minder wahr bleiben, was ein unendlich höheres Genie, das zugleich auf dem diamantnen Grunde des edelsten Charakters ruhte, über die Verbindung beider gesagt hat: „Der persönliche Charakter des Schriftstellers ist es, der seine Bedeutung beim Publikum hervorbringt, nicht die Künste seines Talents.“ Wenn Goethe dieser Aeußerung, die er auch auf Schiller anwandte, hinzufügt: „deshalb stehe auch Lafontaine bei den Franzosen in

so hoher Achtung, nicht seines poetischen Verdienstes wegen, sondern wegen der Großheit seines Charakters," so haben wir volles, ja noch höheres Recht, jenen Ausspruch im Goethe'schen Sinne auch auf Béranger anzuwenden, bei welchem Goethe dieses feste Beruhen auf sich selbst und auf dem eignen Innern als das Preiswürdigste an diesem großen Talente hervorhob.

„Béranger", sagt er einmal in den Eckermann'schen Aufzeichnungen, „ist ein Talent, das sich selber genug ist. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zuviel Satisfaktion in seinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben könnte." Mit diesem Urtheile stellt er den großen französischen Chansonnier jenen zahlreichen Talenten geringerer Art gegenüber, denen der Parteihaß als Alliance diente, und die ohne solchen Anschluß keine Wirkung gethan haben würden; er spricht ihm damit aber auch zugleich jene Eigenschaft des in sich selbst beruhenden Charakters zu, von welcher er sagt, daß durch sie vorzugsweise das Talent des Dichters und Schriftstellers Bedeutung beim Publikum erlange. Goethe hat überhaupt in den letzten zehn Jahren seines Lebens wie mit der französischen Litteratur im Allgemeinen so insbesondere mit Béranger als einem ihrer begabtesten Vertreter sich eifrig und theilnehmend beschäftigt, und wir glauben den großen französischen Chansonnier nicht besser ehren zu können, als wenn wir die verschiedenen Aeußerungen unseres größten deutschen Dichters über ihn zum Zeugnisse seines Werths zusammenstellen.

Goethe war kein Freund der politischen Poesie, zumal nicht der politischen Tendenzlyrik. Um so höher ist daher seine Schätzung Béranger's auch nach dieser Seite hin anzuschlagen, die uns Eckermann in seinen Gesprächen mit Goethe überliefert hat. Zwar war er geneigt den heitern Liebesliedern des fran-

zösischen Chansonniers vor dessen politischen den Vorzug zu geben, weil, wie er sich ausdrückt, „ein rein poetischer Stoff einem politischen soweit voranstehe, als die reine ewige Naturwahrheit der Parteiansicht". Aber er unterschätzte dabei keineswegs den Werth und die Tragweite der politischen Gedichte; ja er sprach es unbedenklich aus: daß Béranger sich mit den letzteren „als Wohlthäter seiner Nation" erwiesen habe. „Nach der Invasion der Fremden fanden die Franzosen in ihm das beste Organ ihrer gedrückten Gefühle. Er richtete sie auf durch vielfache Erinnerungen an den Ruhm der Waffen unter dem Kaiser, dessen Andenken noch in jeder Hütte lebendig war, und dessen große Eigenschaften der Dichter liebte, ohne jedoch eine Fortsetzung der despotischen Herrschaft zu wünschen." Diese letzteren Goethe'schen Worte geben zugleich den besten Kommentar zu dem Béranger'schen: Je n'ai flatté que l'infortune! worin durch das einzige Wort flatter so unübertrefflich fein die einseitige Auffassung des gewaltigen Imperators ausgedrückt ist, während dieselbe zugleich durch das zweite Wort so wundervoll motivirt erscheint.

Noch vollständiger aber entwickelt Goethe das Wesen des politischen Chansonniers bei einer andern Gelegenheit, als man gegen denselben geltend zu machen versuchte, daß er doch auch nur sein eigenes subjektives Innere ausgesprochen habe. „Das ist auch ein Mensch darnach," erwiederte Goethe, „dessen Darstellung und dessen Inneres etwas werth ist. Bei ihm findet sich der Gehalt einer bedeutenden Persönlichkeit. Béranger ist eine durchaus glücklich begabte Natur, fest in sich selber begründet, rein aus sich selber entwickelt, und durchaus mit sich selber in Harmonie. Er hat nie gefragt: Was ist an der Zeit? was wirkt? was gefällt? und was machen die Andern? damit er es

ihnen nachmache. Er hat immer nur aus dem Kern seiner eigenen Natur herausgewirkt, ohne sich zu bekümmern, was das Publikum oder was diese und jene Partei erwarte. Er hat freilich in verschiedenen bedenklichen Epochen nach den Stimmungen, Wünschen und Bedürfnissen des Volkes hingehorcht; allein das hat ihn nur in sich selber befestigt, indem es ihm sagte, daß sein eignes Innere mit dem des Volkes in Harmonie stand; aber es hat ihn nie verleitet etwas Anderes auszusprechen, als was bereits in seinem Herzen lebte. Sie wissen, ich bin im Ganzen kein Freund von sogenannten politischen Gedichten; allein solche, wie Béranger sie gemacht hat, lasse ich mir gefallen. Es ist bei ihm nichts aus der Luft gegriffen, nichts von bloß imaginirten oder imaginären Interessen, er schießt nie in's Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und zwar immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geschahen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung für die etwas gedrückten Franzosen ein Trost war; dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen droht: das sind denn doch alles Dinge, denen man wohl seine völlige Zustimmung nicht versagen kann. Und wie meisterhaft ist bei ihm die jedesmalige Behandlung! Wie wälzt und rundet er den Gegenstand in seinem Innern, ehe er ihn ausspricht! Und dann, wenn alles reif ist, welcher Witz, Geist, Ironie und Persiflage, und welche Herzlichkeit, Naivetät und Grazie werden nicht von ihm bei jedem Schritt entfaltet! Seine Lieder haben Jahr aus Jahr ein Millionen froher Menschen gemacht, und sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß

das Volk im Umgange mit diesen anmuthigen Geistern gewöhnt und genöthigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?"

So urtheilte der achtzigjährige deutsche Dichter über den großen französischen Chansonnier im Frühlinge des Jahres 1830, und am Vorabende jener Revolution, die das „schwachgewordene Geschlecht der Bourbonen," wie es selbst Goethe nannte, mit ihrem stählernen Besen aus Frankreich hinausfegte, — am Vorabende einer Revolution, die Béranger's Lieder nicht zum kleinsten Theile mit bereiten geholfen! Daß diese wesentlich französisch gedacht und empfunden waren, rechnete Goethe ihnen gerade zum höchsten Lobe.

Sein Eckermann wollte an den politischen Chansons, deren spezielle Bezüge ihm oft nicht völlig deutlich waren, keinen rechten Gefallen finden. „Das ist Ihre Sache!" erwiederte ihm Goethe, „auch sind die politischen gar nicht für Sie geschrieben. Fragen Sie aber die Franzosen, und sie werden Ihnen sagen, was daran Gutes ist. Ein politisches Gedicht ist überhaupt im glücklichsten Fall immer uur als Organ einer einzelnen Nation, und in den meisten Fällen nur als Organ einer gewissen Partei zu betrachten; aber von dieser Nation und dieser Partei wird es auch, wenn es gut ist, mit Enthusiasmus ergriffen werden. Auch ist ein politisches Gedicht immer nur als Produkt eines gewissen Zeitzustandes anzusehen, der aber freilich vorübergeht und dem Gedicht für die Folge denjenigen Werth nimmt, den es vom Gegenstande hat. Béranger hatte übrigens gut machen! Paris ist Frankreich. Alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes konzentriren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Widerhall. Auch ist er

in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer einzelnen Partei zu betrachten; vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkt, größtentheils von so allgemeinem nationalen Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen wird.“ Dies führt denn auf eine Vergleichung mit unsern deutschen Zuständen, bei denen, wie Goethe mit einem tiefen Seufzer bemerkt, ein solches Einwirken, ein solches Vernommenwerden des Dichters als große Volksstimme nicht möglich sei. „Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen können: Hier ist Deutschland! Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Oesterreich, und fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen. Blos vor sechszehn Jahren, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, da war Deutschland überall.“ — Und so wird es denn auch wohl bleiben, bis wieder einmal die allerhöchste Noth mit ihrem eisernen Hammer das Getrennte und Zersplitterte, hoffentlich zu festerer Vereinigung, zusammenschweißt!

Béranger war nur in Frankreich möglich, wo Paris Frankreich ist. Diese Wahrheit drängt sich Goethen auf bei der Betrachtung des Lebensganges, den der französische Dichter genommen, und bei Erwägung der Förderniß, die ihm dabei sein Leben in der gewaltigen Weltstadt gewährt. Es gab Zeiten, wo der deutsche Altmeister seine Vereinsamung in dem kleinen Weimar, und die Zerstreutheit der deutschen Talente in dem vielzerstückelten Deutschland, so wie die große Schwierigkeit derselben, sich auf einsamem Wege durchzuhelfen, schwer empfand und die Franzosen um ihr Paris beneidete, wo die besten Köpfe eines großen Reichs auf einem einzigen Flecke beisammen seien und im täglichen Verkehre, Kampfe und Wetteifer sich gegenseitig steigerten; wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erd-

bodens der täglichen Anschauung offen stehe; diese Weltstadt, wo jeder Gang über eine Brücke oder über einen Platz an ein Stück Geschichte erinnere, dies Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit einer ganzen Reihe von Menschenaltern eine solche Fülle von Geist in Cours gesetzt sei, wie sie sich auf der ganzen Erde nicht zum zweiten Male auf einem einzigen Flecke finde. Er verglich die frühe Reife junger französischer Autoren mit der Unreife in den Erstlingswerken selbst eines so großen deutschen Talents wie Schiller, und schob die Schuld der letztern auf den Kulturzustand der Nation und die durch ihn herbeigeführte Verkümmerung des aufstrebenden Talents.

In dem Zusammenhange solcher vergleichenden Betrachtung, wie ich sie in meinem „Weimar und Jena" (I, 307 bis 326) ausführlich entwickelt habe, war es, wo er zu Eckermann sagte: „Nehmen Sie dagegen Béranger. Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau, er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie und feinster Ironie, und von einer solchen Kunstvollendung und musterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht blos die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa's ist. Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten kümmerlich fortsetzen, und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum in einem solchen Boden und in einer solchen Atmosphäre aufgewachsen wohl würde getragen haben."

Um diese Würdigung Béranger's durch Goethe abzuschließen, haben wir nur noch einige Aeußerungen über das Genre seiner Poesie, soweit sie nicht vorzugsweise politischen Gehaltes ist, nachzutragen. Die erste derselben bezieht sich auf die Stellung, welche Béranger's Chansons zu den Parteien der französischen Klassiker und Romantiker einnehmen. Hier hebt es Goethe als einen Vortheil hervor, „daß das Genre, in welchem Béranger dichtete, ein älteres, herkömmliches, kurz ein solches sei, woran man gewöhnt war; doch hat auch er sich in manchen Dingen freier bewegt und ist deshalb von der pedantischen Partei angefeindet worden.“ Wir wissen, daß erst im Jahre 1840 die Akademie daran dachte, Béranger einen ihrer bequemen Großvaterstühle anzubieten, und daß Béranger, wie immer sich selbst getreu, auch diese Ehre wie so manche andere ablehnte, während er der gelehrten Körperschaft ihre feindselige Ausschließung Victor Hugo's in's Gewissen rückte. „Das Lebenselement des Chansons, schrieb er damals an die Akademie, ist die Freiheit. Der Chanson muß unabhängig sein, um populär zu bleiben, denn das Volk kann noch einmal dieser Waffe benöthigt sein, so zerbrechlich sie auch sein mag.“ Leider war er zu alt dazu, seine Waffe zu führen, als die Zeiten kamen, in welchen sich seine Prophezeiung erfüllte, aber seine zitternde Hand war doch noch stark genug, um den Orden zurückzuweisen, den Napoleon III., ungeschreckt durch die Vergangenheit des Mannes, ihm anzubieten wagte.

Von der sittlichen Seite fand sich Goethe durch Béranger immer an Horaz und Hafis erinnert, „die auch beide über ihrer Zeit standen und die Sittenverderbniß spottend und spielend zur Sprache brachten.“ An eigentlich sittlichen Stoffen, meinte er, würde ein Talent wie Béranger nichts zu thun finden, dessen

Liedern vielmehr fast durchgehends ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liege, so daß eigentlich nur ein so großes Talent der Behandlung, wie es Béranger bewähre, es dahin zu bringen vermöge, die behandelten Gegenstände erträglich, ja sogar anmuthig zu machen. Dazu kommt ferner, daß der Dichter in vielen seiner Chansons „eben an den Verkehrtheiten der Zeit seine eigne bessere Natur offenbart und entwickelt.“ Und endlich schließt Goethe seine Vergleichung Bérangers in sittlicher Beziehung mit Horaz und Hafis, deren Stellung zur sittlichen Welt und zu ihrer Umgebung auch die des französischen Chansonniers sei, durch die feine Bemerkung ab: Weil er aber selbst aus niederer Umgebung heraufgekommen, so sei ihm zugleich das Liederliche und Gemeine nicht allzu verhaßt, und er sei im Stande, es noch mit einer gewissen Neigung zu behandeln. — Dieses Urtheil ist ohne Zweifel unendlich richtiger und zugleich weit humaner als die etwas puritanische Einseitigkeit einer gewissen moralisch-kritischen Richtung des neuesten Frankreichs, der in Bezug auf Béranger auch unser vortrefflicher Freund Maxime du Camp angehört, welche in ihrem rigoristischen sittlichen Idealismus über den heitern, leichtherzigen und allerdings mitunter auch leichtfertigen Chansonnier als über den Dichter der Frivolität den Stab brechen möchte.

Und so möge es denn gestattet sein, den Kranz, den wir aus den goldenen Aussprüchen des greisen deutschen Dichters zu winden versucht haben, als feiernde Ehrengabe auf das Grab des nun auch dahingegangenen Sängers huldigend niederzulegen. Erschien doch den Alten das Laudari a laudato viro, „gelobt zu werden von einem lobreichen Manne,“ als der schönste Ruhm, und wo hätte Deutschland an Lob und Ehre einen reicheren aufzuweisen als seinen Goethe? Als der strahlendste Edelstein

aber in diesem Ehrenkranze leuchtet der Ausspruch, der den bescheidenen Liederdichter zu den großen Talenten stellt, deren volle Wirksamkeit und Bedeutung auf dem Adel ihrer Persönlichkeit und auf der schlichten Größe ihres Charakters beruht, und die zu reich und selbstgenügend in ihrem Innern waren „als daß ihnen die Welt hätte etwas geben oder nehmen können."

II.

Wir haben unsern größten deutschen Dichter Zeugniß ablegen lassen über den großen französischen Chansonnier zu einer Zeit, in welcher der letztere die geflügelten Pfeile seiner Lieder gegen die stumpfsinnige Tyrannei entsendete, unter welcher damals das von den Bourbonen regierte Frankreich seufzte. Es verlohnt sich, jetzt mit der letzten Ausgabe der Béranger'schen Chansons in der Hand,*) des gefeierten Dichters Laufbahn von ihren ersten Anfängen bis zu ihrem Ende zu verfolgen, und hier begründend, dort ergänzend und berichtigend, das Urtheil Goethe's zu vervollständigen.

Béranger war ein Kind des Volk's. Armuth und Elend waren seine Wiege, und der Weg von der Dachstube des armen Schneiders, seines Großvaters, in der er am 19. August 1780 das Licht der Welt erblickte, bis zu dem kaiserlichen Leichenbegängnisse, das sieben und siebzig Jahre später ein ganzes großes Volk verhinderte, den ersten Chansonnier Frankreichs in der einzig seiner würdigen Weise zu Grabe zu geleiten, war ein

*) Chansons de Jean Pierre de Béranger 1852 (Leipzig, Brockhaus). Ich citire nach dieser Ausgabe, der einzigen, welche mir in meiner ländlichen Einsamkeit zu Gebote steht.



weiter und dornenvoller. Er selbst hat, wie weiland Horaz, mit dem er überhaupt manches Aehnliche hat, in dem Gedichte Le tailleur et la fée (S. 377—379) dies ausgesprochen:

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an du Christ mil sept cent quatre-vingt,
Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand-père,
Moi, nouveau-né, sachez ce qui m'advint.
Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs; —

Kellnerbursche, Buchdruckerlehrling, Geschäftskommis, das waren, wie er weiter singt, die Staffeln, die seine Jugend emporklomm, die Vorbereitungen zu dem Berufe, den er die Fee an seiner Wiege mit den Worten aussprechen läßt:

„Tous les plaisirs, sylphes de la jeunesse,
Eveilleront sa lyre au sein des nuits.
Au toit du pauvre il répand l'allégresse,
A l'opulence il sauve des ennuis. —
— — — — — — —
Des grands ont de moins beaux succès,
Ses chants légers seront chers aux Français,
Et du proscit adouciront les larmes." —

Erst bei der letzten Sammlung seiner Chansons im Jahre 1833 erfuhr man, wem Béranger die erste Aufmunterung und nachhaltige Unterstützung seines jugendlichen Strebens zu danken hatte. Der dankbare Dichter widmete sie dem damals von Frankreichs Boden verbannten Fürsten von Canino, Lucian Bonaparte, dem edelsten unter den Brüdern Napoleons, mit einem Briefe, in welchem er erzählte, was er ihm verdanke. Béranger hatte an sich selbst erfahren, daß, wie er später so schön sagt, „die Noth die Klippe des Talents" ist. Im Jahre

1803 als dreiundzwanzigjähriger Buchdruckergehülfe, der nach der Armenschule seine Bildung aus der Lektüre der Bibel und des Homer gewonnen hatte, schickte er eines Tages, „arm und hülflos, müde von getäuschten Hoffnungen seine poetischen Versuche, die er ohne Ziel und Aufmunterung, ohne Belehrung und Rath gemacht hatte," durch die Post an den ältesten Bruder des damaligen ersten Konsuls, den durch großes Rednertalent und Liebe für Kunst und Wissenschaft schon damals berühmten Lucian Bonaparte. Wer es weiß, in welcher Weise Gönner solcher Art von der Zudringlichkeit — und die jungen Poeten, zumal die Lyriker, sind die schlimmsten unter den Schlimmen! — bestürmt und überfluthet werden, wird es dem Kopfe nicht minder wie dem Herzen Lucians zu unvergänglicher Ehre anrechnen, daß er schon nach drei Tagen dem jungen Dichter, der voll republikanischen Stolzes auf keinen Erfolg gerechnet und darum in seinem Briefe den Schmerz bittstellern zu müssen um so stärker ausgedrückt hatte, nicht nur antwortete, sondern ihn zu sich berief, sich selbst nach seiner Lage erkundigte, deren nächsten Druck er sofort großmüthig beseitigte, während er ihm in seinen dichterischen Bestrebungen Rath, Hülfe und Aufmunterung angedeihen ließ. Als darauf Lucian Frankreich zu verlassen gezwungen war und der junge Béranger sich vergessen glaubte, erhielt er plötzlich aus Rom von ihm eine Anweisung zur Erhebung des Gehalts, das jener als Mitglied des Instituts zu beziehen hatte, begleitet von einem Briefe, in welchem Lucian es aussprach, „daß er in ihm einst eine Zierde des französischen Parnasses zu sehen hoffe." Vergebens versuchte der junge Dichter seiner Dankbarkeit wenigstens durch ein Gedicht Worte zu geben. Die Censur versagte zur Ausübung dieser edelsten aller menschlichen Tugenden ihre Erlaubniß. Lucian Bonaparte war ein Verbannter!

Béranger ist ein Republikaner gewesen von Kindesbeinen an und er ist es geblieben in der edelsten Bedeutung des Worts bis zu seinem letzten Athemzuge. Nicht Ruhm und Glanz des Kaiserreichs, nicht Menschenfurcht unter der Reaktion der Bourbonen, nicht die Schmeichelei der freiheitfälschenden Heuchelei der Julidynastie, und noch viel weniger der Glanz und die Lockungen des unter Blutströmen erneuten Kaiserreichs, nicht Verfolgung und Leiden noch Reichthum, Orden und Ehrenstellen, die man ihm vergebens bot in dem nach diesen Dingen so gierig lüsternen Frankreich, haben ihn abwendig gemacht von den Idealen seiner Jugend, von den Ueberzeugungen seiner männlichen Jahre. Nur fester hing er an ihnen, je mehr er für sie und mit ihren Vorkämpfern zu leiden hatte, und seinem brechendem Auge schwebte noch tröstend vor das Bild der Göttin, der er gedient sein Leben lang, der Göttin der Freiheit und Menschlichkeit, als der Schutzgottheit für die Zukunft des Menschengeschlechts.

Werfen wir einen Blick zunächst auf Béranger den „politischen Dichter" von den Tagen seiner Jugend an bis dahin, wo der Greis seine Leier verstummen ließ. Es ist ein Rückblick auf die ganze Geschichte unserer Zeit, die wir Männer auf der Höhe des Mannesalters mit so lebhaft bewegten wechselvollen Empfindungen durchlebt haben.

Béranger's erstes Auftreten als politischer Dichter berührt das erste Kaiserreich. Seine Bewunderung für Napoleon I. — er darf dies selbst mit Recht von sich sagen — verblendete ihn nie über den unaufhörlich wachsenden innern und äußern Despotismus des großen Gewaltherrschers. Er sah 1811 mit Grauen den Uebermuth desselben, der mit dem Schicksal von „armen Königen" spielte, und ahnte die Nemesis bei dem vermessenen Zuge „gegen den Norden", der das stolzeste Heer der

Welt in Trümmer begrub (Le mort vivant S. 17.). Er fand den inneren Zustand seines Vaterlandes trostlos und sein Gedicht Ainsi soit-il, in welchem er 1812 diesen Zustand schilderte (S. 26.), ist darum nicht weniger erschütternd, weil sich der Schmerz unter der Maske des Humors verbarg und zu verbergen gezwungen war, wenn er als Prophet erst für das Jahr dreitausend vorhersagte:

On rira des erreurs des grands,
On chansonnera leurs agents
Sans voir arriver l'alguazil.
Ainsi soit-il!
En France enfin renaît le goût,
La justice règne partout
Et la vérité sort d'exil.
Ainsi soit-il!

Erst als die fremden Heere in Frankreich eingefallen, singt er — aber für die Vertheidigung des Vaterlandes, nicht seines Beherrschers — sein Sturmlied: Les Gaulois et les Francs (S. 52—54) und seinen „vielleicht letzten Chanson“ (S. 69); und als dann die Marschälle, die Napoleon „mit Gold und Ehren vollgestopft“, ihren Herrn und Meister verließen und verriethen, da spricht er im April 1814 (S. 467—469) die Stimmung der gemeinen Krieger aus in dem schönen Gedichte „die beiden Grenadiere“ auf der Schloßwacht zu Fontainebleau, dem Heine seine „Zwei Grenadiere“ nachgebildet hat. Wir haben fünfundzwanzig Jahre gedient und wollten uns zur Ruhe setzen, sagt am Schluß der Eine, und der andere antwortet:

Moi, tout couvert de cicatrices,
Je voulais quitter les drapeaux.
Mais quand la liqueur est tarie

Briser le vase, c'est d'un ingrat!
Adieu femme, enfants, patrie,
Vieux Grenadiers, suivons un vieux soldat!

Sie folgen ihm nach Elba und kehren mit ihm zurück. Aber der Chansonnier bleibt frei von dem bonapartistischen Taumel, der jetzt fast das ganze Frankreich ergreift. Gleich zu Anfang der „hundert Tage“, im April 1815, dichtet er seinen „neuen Diogenes“. Er selbst ist dieser neue Diogenes, der frei und zufrieden sein Faß wälzt:

Diogène,
Sous ton manteau
Libre et content je roule mon tonneau —

sein Faß, das er als guter Bürger „nur dann hergeben will, wenn es an Fässern fehlte für die Segensfülle des nächsten Winzerfestes“ (S. 96). Aber er geht noch weiter. Schon im Mai desselben Jahres schreibt er seinen Chanson mit der Ueberschrift: „Eine politische Vorlesung für Lisette“, ein Muster feinster politischer Anspielung. Lise ist hier die Maske für Napoleon, und nirgends kann man so wie aus diesem Gedichte sehen, wie Béranger über den großen Gewaltherrscher seines Vaterlandes gedacht hat. „Wenn Dein Regiment über uns, die wir von Gottes Gnaden Deines Gleichen sind, Bestand haben soll, so vergiß nicht, daß Deine Freunde Franzosen sind, gestatte ihnen über Deine Irrthümer zu lachen,

Und verschwör' das Tyranniren
Zu der Unterthanen Glück. —

Mache keine Eroberungen mehr, und respektire unsere Freiheiten.“ Daß er keinen Enthusiasmus für das Bonapartenthum der hundert Tage zeigte, daß er sich noch weniger entschließen konnte,

seine Muse diesem Bonapartenthum während seines erneuten kurzen Aufschwunges in Dienst zu geben, um beim Volke die Begeisterung dafür zu schüren, kostete ihm selbst die Freundschaft seines von ihm so hoch verehrten Gönners Lucian, der, darin ein ächter Bonaparte, ihm diese Zurückhaltung nie verziehen hat. Aber nichts konnte den freien Chansonnier bewegen, Hingebung an ein Prinzip zu heucheln, das ihm widerstrebte. Zwar die Kreise des Faubourg Saint Germain, deren Hoffnung es war, ihre Freunde und Stützen, die „Fremden", recht bald wieder in dem unterworfenen Frankreich zu sehen, auf sie dichtete er noch während der hundert Tage sein tödtlich scharfes L'opinion de ces Demoiselles (S. 137) mit dem berühmten Refrain:

Viv' nos amis!
Nos amis, les ennemis.

Aber Er selbst ging nicht zu Hofe bei dem wiedergekehrten Imperator, wie man auch von vielen Seiten in ihn drang, und dicht neben das zuvorgenannte Lied stellte er sein L'habit de cour, oder „Mein Besuch bei einer Altesse" (S. 149).

Da schmettert Waterloo den Kolossen für ewig in Trümmer. Auf's neue ist Frankreich ein überwundenes, ja ein erobertes Land, und im Juli 1815 ertönte sein tiefempfundenes Schmerzgedicht: Plus de politique (S. 151). Er sieht Frankreich erniedrigt, am Boden liegen, blutend aus tausend Wunden, aller Ehren, allen Glanzes beraubt, hoffnungslos selbst für die Zukunft! Und jetzt, erst jetzt, da der Mächtige gefallen für immer, jetzt erst wird er der „Schmeichler des Unglücks", der liederreiche Homer der gestürzten Größe, der den nationalen Helden und die glorreichen Kriegsthaten seiner Streiter immer wieder und wieder feiernd besingt, der den Ruhm und das Gedächtniß des kleinen Mannes im grauen Rocke, vor dem alle Herrscher

Europa's einst gebebt, der Könige vernichtet und geschaffen mit einem Worte seines Mundes, lebendig erhält in der letzten Dorfhütte Frankreichs, wo die alte Großmutter, oder ein verkrüppelter greiser Invalide von Ihm erzählen. Und daß er mit vollem Rechte von sich sagen durfte:

Je n'ai flatté que l'infortune!

dies unwidersprechbare Zeugniß der Reinheit seiner Muse gab seinen Liedern, mit denen er den Tiefgestürzten feierte und sein Andenken in den herrlichen Gedichten „der fünfte Mai", „das alte Banner", und vor allen in jenem unsterblichen Chanson mit dem Refrain

Parlez nous de Lui, grand-mère,
Parlez nous de Lui!

der Nation an das Herz legte, den Zauber unwiderstehlicher Wirkung. Sein Zuspruch tröstete die Nation in der Zeit ihres schweren Leidens durch die Erinnerung an die einstige Größe und durch die Hoffnung auf die Wiederkehr besserer Tage. Er will, daß die französische Heiterkeit den fremden Siegern Zeugniß des ungebrochenen Muthes sei, und deshalb ruft er im Dezember 1815 seinem Genossen Desaugier zu: relève la gaîté française, à la barbe de l'étranger! Er ist Franzose vor Allem, und darum hofft seine Marketenderin, daß:

Unsere Feinde, die sich jetzt
Mit unserm Gelde ihre Taschen füllen,
Kommt's wieder mal zum Tanz, zuletzt
Bezahlen werden unsern Durst zu stillen.

Verzeihung für die schlechte Uebersetzungsweise eigner Fabrik, die das epigrammatisch kurze:

Mais nos ennemis, gorgés d'or
Paîront encor à boire!

der verwegenen Marketenderin so schlecht ersetzen! Aber ich habe gerade keine gute Uebersetzung zur Hand! — Er ist auch Franzose genug, es einen „famosen Diebstahl“ zu nennen, daß die Alliirten ihr von Frankreichs Heeren ihnen entrissenes Eigenthum von Kunstschätzen, das sie mit dem Schwerte wiedergewonnen hatten, aus dem pariser Museum wieder heimführten! In dieser Nation sind eben die Paul Louis Courier's, die über solche Dinge richtig denken, selten wie weiße Raben, und unser Gellert'scher Junker mit seinem hochmüthigen: „Ja, Bauer, das ist ganz was anders!“ ist der getreue Typus französischer Sinnesart und Urtheilsweise in solchen Fragen. Daß ihre Heere in Berlin und Wien, in Madrid und Moskau siegreich eingezogen, das ist in der Ordnung, ist ewiger Ruhm; daß aber die Preußen und Oesterreicher es ihnen wett gemacht, und ihrerseits als Sieger in Paris eingezogen sind, ist eine Barbarei, ein welthistorischer Gräuel und unser Marschall Vorwärts ist ihnen nicht viel besser als ein hunnischer Attila, obschon er und seine Genossen nicht, wie die französischen Marschälle, gestohlen und geraubt und Millionen an Geld und Kunstschätzen erpreßt, sondern ihre Hände überall ehrlich und rein erhalten hatten.*) Indessen Béranger hat für seine Vorurtheile mehr als eine Entschuldigung. Er sang damals im ersten Schmerze, und sang den Schmerz seines Volkes über einen beispiellosen Sturz von schwindelnder Höhe zu tiefster Demüthigung. Er gestand dies später selbst, und nahm seine poetischen Invektiven gegen die Preußen und Engländer und andere „oppresseurs“ feierlich zurück (S. 220). Er, der bittere Spötter über die „heilige Allianz“ der Könige**),

*) Spätere Anmerkung: Es war damals gerade wie jetzt 1871.

**) Man lese: La Sainte Alliance barbaresque (1816) S. 193., und La mort du roi Christophe (1820) S. 306.

forderte schon, als er 1818 den Abzug der fremden Heere aus Frankreich in einem patriotischen Liede feierte (S. 269), die Nationen Europa's auf zu einer wahrhaft heiligen Allianz der Völker und der Bruderliebe, gegenüber den „Donquichoten der Willkür" (S. 307). Und wenn er in jener Periode sein Volk im Elende tröstete, indem er ihm im Spiegel seine Größe vorhielt, so verschwieg er ihm darum nicht schmeichlerisch seine garstigen Flecken und Fehler. Nicht blos die legitime Aristokratie, Les chiens du Faubourg St. Germain und ihr Anhang empfanden die scharfen Pfeile seiner Satyre (S. 82. S. 87). Er kennt die Unbeständigkeit seines wankelmüthigen Volkes und ruft in dem „Vieux habits, vieux galons", wo ihm die Bude des Kleidertröblers als geschichts-philosophischer Stoff dienen muß, seinen Landsleuten das schmerzliche Geständniß zu:

L'on fêtera toujours en France
L'habit du jour!

Ruhmgekrönte Marschälle des Kaiserreichs, wie Soult und Konsorten, traf der Blitz seiner vernichtenden Anklage in der „Todtenfeier Achills", und sein Prince de Navarre faßt alles Elend Frankreichs und alles Unheil der Zeit zusammen (S. 239). Die konstitutionelle Heuchelei der „vierhundert Marionetten" der Kammer (S. 329), die Niederträchtigkeit der ächt ministeriellen Deputirten, deren Typus, der Béranger'sche Ventru (S. 250 und 263), es sich zur Ehre macht, von seiner Gesinnung zu rühmen:

J'aurais voté dans un jour
Dix fois contre et dix fois pour!

die verpestende Thätigkeit der geheimen politischen Polizei, die in Monsieur Judas (S. 219) charakterisirt wird; die Auflösung der Nationalgarde durch Karl X. (S. 331), der spanische Feldzug (S. 333); die Tyrannei der Zensur, die selbst Gedanken-

striche in des Dichters Liedern polizeilich und kriminell verfolgt (S. 290); die Frömmelei, die den Namen Gottes frech mißbraucht (S. 297); vor allem endlich das wieder mächtig sein Haupt erhebende Jesuitenthum und die verfolgungssüchtige Tyrannei des Pfaffenthums der Reaktion — sie alle haben es zu empfinden, daß der Chanson eine gefährliche Waffe ist, wenn ein Genie, das zugleich ein reiner unbestechlicher Charakter ist, ihn in den Kampf führt.

Immer dunkler sank die sternenlose Nacht in diesen ersten zehn Jahren der Reaktion herab auf das Bourbonische Frankreich, und immer mehr fühlt Béranger, daß er zum Chansonnier geboren ist (Ma vocation S. 157) und daß

La chanson est une arme utile,
Qu'on oppose à plus d'un chagrin.

Er selbst ist der arme Paillasse qui saute pour tout le monde (S. 179). Seine besten Freunde, wie der Dichter Arnault, müssen fliehen oder werden ins Exil getrieben. Er tröstet sie durch seine Lieder, unter denen das wundervolle Les oiseaux, an Arnault gerichtet, wohl ein Meisterstück von Innigkeit heißen darf, das ich eben darum um so lieber hier in einer in meinem Besitze befindlichen handschriftlichen Uebersetzung meines Bruders Karl Stahr mittheile, weil mir dieselbe wie wenige vollendet gelungen erscheint. Hier ist es:

Oede Winterstürme ziehen
Ueber Feld und Flur entlang
Und die Sommervögel fliehen
Südwärts hin mit Lieb' und Sang.
Doch in linder Lüfte Wehen
Denken sie ans alte Glück.
Vögel, die im Winter gehen,
Kehren mit dem Lenz zurück.

Ach! sie trieb vom heim'schen Aste
Ein Gesetz, uns nur zur Qual;
Von der Hütte, vom Pallaste
Klang des Liedes Wiederhall.
O, so zieht denn hin zu Andern,
Singet dort von Ruh und Glück:
Vögel, die im Winter wandern,
Kehren mit dem Lenz zurück.

Festgebunden an der Erden,
Wie beneid ich euren Lauf!
Finster schon beginnt's zu werden,
Wolken ziehn im Norden auf.
Glücklich, wer mit leichten Schwingen
In die Ferne kehrt den Blick.
Vögel, die im Winter gingen,
Kehren mit dem Lenz zurück.

Werden unsrer Leiden denken,
Wenn das Wetter sich verzog,
Nieder sich zur Linde senken,
Die so oft im Sturm sich bog.
Schmettern über Thal und Hügel
Dann ihr Lied voll Freud und Glück:
Vöglein hat im Winter Flügel,
Aber kehrt im Lenz zurück. —

Allein der „Winter", der die freien Sänger „ins Exil trieb", dauerte lange und immer schwerer und härter ward das Joch des Pfaffenthums im Bunde mit den feudalen Prätensionen der Marquis von Carabas (S. 173) und ihrer Sippen. Da entsendete er aus seinem reichgefüllten Köcher die schärfsten seiner Pfeile. Die Kapuziner, die „Kosacken der Kirche", werden in Frankreich wiederhergestellt durch den Einfluß derselben Jesuiten, die seit 1819 bereits überall sich in Frankreich hervorgethan

hatten und im Begriff standen, sich wieder des gesammten öffentlichen Unterrichts zu bemächtigen. Von da an beginnt Béranger's Kampf gegen den Ultramontanismus. Statt der früheren, heitern, voltairisch gefärbten Spöttereien in den Gedichten „die Paradiesschlüssel", „das Concordat", „der Küster", „der Sohn des Papstes" (S. 226. 233. 138. 416.) folgen jetzt die tödtlich treffenden Schläge in seinen „Les Missionaires", „Les révérends pères" und „Les reliques" (S. 254. 272. 537.), und durch ganz Frankreich, ja durch die ganze gebildete Welt tragen die Lüfte den berühmten Refrain:

En vendant des prières
Vite, soufflons, soufflons, morbleu!
Eteignons les lumières
Et rallumons le feu!

Das Lied ist noch heute gut zu singen, und es wird noch lange hin haben, bis es veraltet ist und der gelehrten Erklärung bedarf, die späten Enkeln sagen wird, was Himmelsbriefe unsers Herrn Jesus Christus, gedruckt oder geschrieben, auf freiem Felde gefunden, was Ausrufe wie gloire à l'ignorance! und Verse bedeuten wie:

Par Ravaillac et Jean Chatel
Plaçons dans chaque prône,
Non point le trône sur l'autel,
Mais l'autel sur le trône!
Comme aux bons temps féodaux
Que les rois soient nos bedeaux!

oder wie die vom blutigen Scheine der Mordtage im südlichen Frankreich gegen die Protestanten beleuchteten Verse:

L'intolérance, front levé
Reprendra son allure;

Les protestans n'ont point trouvé
D'onguent pour la brulure.*)

Les philosophes aussi
Déjà sentent le roussi!
Eteignons les lumières,
Et rallumons le feu.

Kein Wunder, daß von jetzt an der kühne Chansonnier Gegenstand des tödtlichsten Hasses und der grimmigsten Verfolgung von Seiten derjenigen wurde, deren Werk er zu stören wagte. Schon 1821 wurde er vor Gericht gezogen und verurtheilt. Zugleich nahm man ihm seine kleine Expedientenstelle an der Universität, und warf ihn in's Gefängniß (8. Dez. 1821). Manche Freunde verließen ihn, aber die Massen blieben ihm treu, und die verurtheilten Lieder flogen durch ganz Frankreich. Er sang nach überstandenem Gefängniß fort, wie er in demselben fortgesungen hatte. Sein reicher Freund Jacques Lafitte bot ihm zum Ersatz für sein verlorenes Aemtchen eine Stelle in seinen Bureaux an. Das Gedicht „Les Conseils de Lise" seiner Freundin „Lisette", lehrt uns, weshalb er sie ausschlug. Er wollte seinen Freund nicht kompromittiren, und — er wollte frei und unabhängig bleiben, frei auch von seinen Freunden und Parteigenossen. Die Freiheit, die persönliche Unabhängigkeit war ihm Lebensbedürfniß, und er konnte sie sich schaffen, weil er arm zu sein verstand, weil laeta pauperies „fröhliche Armuth" der Wahlspruch des Dichters war, der in dem herrlichen Worte:

„Voir c'est avoir!"

*) Diese Verse erinnern an den neulichen kannibalischen Wuthausruf der „Times" gegen die indischen Empörer: „Gottlob, daß sie das Gehängtwerden verstehen!"

so wundervoll das Glück ausgesprochen hat, das der genießt, der in der Freude über das Gute und Schöne, was er sieht, das Glück des Mitbesitzers der Welt um ihn her empfindet. In diesem Sinne ist sein Lied Les Bohémiens zu verstehen, nicht in gemeiner Plattheit wörtlicher Auffassung:

Voir, c'est avoir! Allons courir!
Vie errante
Est chose enivrante.
Voir, c'est avoir! Allons courir!
Car tout voir c'est tout conquérir.

Darum war ihm selbst unter Napoleon's Eisenscepter die Freiheit möglich gewesen, weil er nichts wollte und verlangte von der Macht und ihrem Reichthum. Daher seine Lebensphilosophie in dem Liede Les gueux sont des gens heureux! das so wenig ein Preisgesang auf die pure, nackte, bettelnde Vagabondage ist, wie Hafis ausgelassene Liebeslieder Preisgesänge der Liederlichkeit sind. Horaz hatte unter ähnlichen Verhältnissen eine ähnliche Lebensphilosophie wie Béranger, und wenn er von seinem Mäcen ein Gunstgeschenk annahm, so lehrt doch sein berühmtes: cuncta resigno, das er dem Gönner in's Antlitz warf als dieser Ansprüche, wenn auch nur gesellig freundschaftlicher Art, an ihn machte, daß er bereit war: Alles wieder hinzugeben für seine Unabhängigkeit. Aber Béranger ging freilich noch weiter; er nahm nie irgend etwas an von Mächtigen und Reichen; und die glänzende Stellung, die ihm Napoleon in den hundert Tagen bot, lehnte er ab, obschon er in Armuth lebte. Nur ein einziges Mal, als ihn, wie wir bald sehen werden, die Verfolgung seiner Feinde zu einer Geldstrafe von 10,000 Fr. verurtheilte, gab er es zu, daß eine Subskription diese für ihn unerschwingliche Summe zusammenzubringen eröffnet ward, und daß sein Freund

Bérard das Fehlende deckte. Sein Diogenesthum war keine Phrase. Selbst später, im Jahre 1832, besaß er nichts als eine Jahresrente von achthundert Franken, für die er damals seinem Verleger Perrotin das Eigenthumsrecht an alle seine Chansons, die vorhandenen, wie die künftig noch zu machenden, verkauft hatte; und nur der Umstand, daß dieser ehrenhafte Sosius, bei den rasch einander folgenden Auflagen, jene kärgliche Rente von freien Stücken anständig erhöhte, und so dem Dichter einen Theil seines großen Gewinnstes großmüthig zuwandte, schützte das Alter des liederreichsten Dichters gegen Dürftigkeit und Entbehrung.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zurück zu der weitern Thätigkeit des politischen Sängers. Aus dem Gefängnisse entlassen, sehen wir ihn auf's Neue an allen politischen Ereignissen der Restaurationszeit Theil nehmen. Rußlands dräuende Uebermacht und die Erhebung der Griechen werden, jene im „Liede des Kosaken“, diese in dem Gedichte Psara den Zeitgenossen geschildert (S. 392. 433). In Frankreich selbst wird es schlimmer und schlimmer, seit Karl X., der Chef der „unfindbaren Kammer“ den Thron bestiegen hatte. Selbst das Briefgeheimniß ward nicht mehr geachtet; der Chansonnier züchtigt dafür die Polizei in seinem Gedichte Le cachet (S. 399). In einer Zeit, in der die Macht Alles kauft —

„Wo man kauft des Dichters Leier
Und des Bettlers Dudelsack“ —

um das Lob der Bourbonen erschallen zu lassen, greift er in dem reizenden Liede „an Marie“ zu der gewagten Form der Ironie, indem er selbst erklärt: daß auch Er jetzt gesonnen sei, die Ideale Freiheit, Ehre, Ruhm und Vaterland aufzugeben und sein Glück als Hof-Dichter zu machen (S. 421—423); oder er

spiegelt in der Sklaverei der alten Gallier die der neuen ab in dem herrlichen Gedichte an Manuel (S. 426). Der große Meister David, der Erneuerer der Malerkunst Frankreichs, stirbt im Exil (Ende 1825), und die Regierung Frankreichs schlägt die Erfüllung seines letzten Wunsches ab: sie wehrt den Gebeinen des Todten in Frankreichs Erde zu ruhen. Béranger ergreift seine Leier, und Mark und Bein durchzitternd klingt sein Lied Le Convoi de David durch ganz Frankreich, dröhnt der Refrain Priez pour Charles dix des Gedichtes Le petit homme rouge mahnend an das Ohr der Macht. Die Macht greift auf's Neue den kühnen Chansonnier (1829), und sperrt ihn ein in das Gefängniß La Force. Béranger läßt sich greifen. Man hatte ihm Flucht in die Schweiz vorgeschlagen; er lehnt sie ab, er will nicht fliehen, will sein Frankreich, sein Paris nicht verlassen. Ebenso weist er alle Anerbietungen zur Erleichterung seiner Gefangenschaft ab. Er will den verhaßten Feinden und Gegnern noch weniger etwas verdanken, als den Freunden. Durch die Eisengitter seines Gefängnisses, „hinter denen er nun schon das vierte Karneval von Paris versitzen muß“, ruft er Karl dem Zehnten lachend zu: Nimm Dich in Acht —

„Auch ich weiß wie ein Fürst zu grollen,
Du zahlst es, guter König, mir!

Er soll's ihm zahlen, daß er hier einsam sitzen muß, während seine Freunde draußen in freier toller Faschingslust schwärmen und seine Lisette sich in Ermangelung ihres eingesperrten Freundes auf einem Faschingsballe trösten muß! — Auch der Herr Erz-Bischof von Toulouse Clermont Tonnère, der, wie viele andere hohe geistliche Kollegen, in öffentlichen Hirtenbriefen gegen den Dichter und seine Chansons gedonnert hatte — eine so gefürchtete Person war der arme kleine Chansonnier — auch

er bekommt seinen Pfeil aus dem Köcher des Chansonnier's mit dem Gedichte Le cardinal et le chansonnier, das Béranger aus demselben La Force an ihn richtete (S. 508).

Die Zahlung, die der Dichter von dem Könige einzutreiben gedroht, erfolgte bald. Kaum ein Jahr später brach die Julirevolution aus. Unter ihren Hauptbeförderern der ersten Einer war er der Einzige, welcher nichts von ihrer Siegesbeute annahm. Er schlug alle Ehren und Titel aus, die ihm seine Minister gewordenen Freunde anboten. Selbst einen Sitz in der Akademie nahm er, wie gesagt, nicht an. Sein Gedicht: à mes amis devenus ministres spricht diese Gesinnung aus mit dem Refrain:

„Als Gott mich schuf, sprach er: Du, werde nichts!"
En me créant Dieu m'a dit: Ne sois rien!

Nur Eins war und blieb er: Freund der Freiheit. Die Belgische Revolution begrüßte er mit spottendem Zuruf. Dagegen sprach er seine volle Sympathie mit dem unglücklichen Polen in einer Reihe begeisterter Gedichte aus, unter denen ich nur Hâtons nous (S. 558), Poniatowsky (S. 560) und sein Widmungsgedicht der Polenlieder an Lafayette (S. 654) zu nennen brauche.

Béranger hatte am Tage nach der Julirevolution von 1830 das Wort ausgesprochen: „Man hat Karl X. und die Chanson zugleich entthront." Dies Wort, das damals sogar ein gläubiger Deputirter des Centrums von der Tribüne herab wiederholte, war ein voreiliges gewesen. Der alternde Chansonnier sollte sich sehr bald überzeugen, daß er vor der Zeit abdizirt habe. Schon ein Jahr später sprach er diese seine Ueberzeugung und seine Enttäuschung über die lebendige beste Republik auf zwei Beinen, Louis Philipp, und über dessen Guizot, den „dok-

trinären Planeten von Gent", die „blasse Herbstsonne" aus in seinem Gedichte: La Restauration de la Chanson, in welcher er der letzteren zurief:

Chanson, nimm deine Krone wieder!
Ihr Herren: großen Dank!

Er tritt sein Reich wieder an. Aber der Umfang desselben erweitert sich mehr. Die Heiterkeit und Lebenslust, wie die politischen Satiren treten zurück, der nationale Gesichtskreis wird zum menschlichen. Die Poesie des leidenden Theiles der Menschheit stimmt jetzt die Saiten seiner Leier unter dem Regimente der Satisfaits, der florirenden Bourgeoisie, der ministeriellen Korruption, der konstitutionellen Intrigue und des hartherzigsten Egoismus des „Ungeheuers Staat genannt". Die Leiden der Armuth und des verwilderten Elends, der ausgesogenen Pächter und Bauern, der armen Wilderer, der Blinden, der Bettler, der Heimathlosen sind es, denen er in herzrührenden Gedichten Sprache verleiht (Vgl. z. B. Jacques S. 579). Das Schicksal der Idealisten, der Wenigen, wie unser größter Dichter singt —

— — Die was davon erkannt,
Die thöricht gnug ihr volles Herz nicht wahrten —

und die man eben deshalb zu aller Zeit „gekreuzigt und verbrannt hat," — das Schicksal dieser von der Welt als „Narren" Gescholtenen singt er in seinem Gedichte Les fous (S. 583). Er erhebt sich zuletzt, er, der Franzose, selbst über den Begriff des Vaterlandes zur höchsten Idee der Menschheit im Sinne unserer großen deutschen Geistesheroen, eines Lessing und Herder, Schiller und Goethe, mit seinem wahrhaft erhabenen Gedichte: „Die vier historischen Weltalter" (S. 597), und das Bewußtsein, seine Mission treu erfüllt zu haben, läßt ihn, trotz

seiner Bescheidenheit, doch zuletzt mit Horazischem Selbstgefühle den Werth seiner Dichtungen aussprechen in dem Schlußgedichte, mit dem er seiner Muse, der Chanson, sein Lebewohl zuruft. — Tief verstimmt über die Zustände zieht er sich in sich selbst zurück (S. 613—615), denn sein Ohr vernimmt das dumpfe Brausen des Sturms, der der neuen Sündfluth vorhergeht.

Wir sind am Ende unserer Betrachtung der politischen Thätigkeit des großen Chansonniers. Die Februar-Revolution, die seine Prophezeiungen für Ludwig Philipps Thron erfüllte, berief ihn vergebens in die Nationalversammlung durch die Wahl der Pariser Bevölkerung. Er lehnte diese Ehre ab und bat seine Mitbürger in einem rührenden Briefe, seinem hohen Alter die Ruhe der Einsamkeit zu gönnen. Er sollte sie nicht finden! Wie er die Dezembertage und ihre Folgen empfunden, ob sie dem Greise noch einmal den Griffel in die Hand gedrückt, um wenigstens in seinem stillen Kämmerlein zu Passy das Herz zu erleichtern, ist bis jetzt nur seinen nächsten Freunden bekannt. Gewiß ist aber, daß er zeitgeschichtliche Memoiren zur Charakteristik von Personen und Ereignissen, denen er nahe genug stand, um mehr wie die meisten von ihnen zu wissen, hinterlassen hat.

„Wenn der Schnee schmilzt wird sich's finden!"

III.

Es bleibt nun noch übrig, Béranger's Dichtung unter denjenigen ästhetischen und ethischen Gesichtspunkten zu betrachten, die ich bisher nur vorüberstreifend berühren konnte, um die Uebersicht seiner politischen Dichtung nicht zu unterbrechen.

Wir kennen Alle den Namen „Poesie der Verzweiflung", mit welchem Goethe die Mehrzahl derjenigen Produktionen benannt hat, welche die Sturm- und Drangperiode der französischen Litteratur zu Tage förderte. Statt dasjenige, was den Menschen erhebt und für das Leben stärkt und tröstet, verklärend hervorzuheben, beschäftigten sie sich, wie er meinte, am liebsten grade mit all der Misère, die sich ein gesunder und vernünftiger Mensch möglichst vom Halse zu schaffen und vom Leibe zu halten sucht. Nicht viel besser fand er es zu derselben Zeit in Deutschland, wo, wie er einmal ausrief, die Poeten fast alle schrieben als wären sie krank und die ganze Welt ein Lazareth, wo Einer den Andern in noch größere Unzufriedenheit hineinhetze, während die Poesie doch eigentlich die Aufgabe habe, die Schwächen und Mängel der Wirklichkeit und des Lebens versöhnend auszugleichen, und den Menschen mit Muth auszurüsten, die Kämpfe des Lebens zu bestehen.

Weder von jener französischen „Poesie der Verzweiflung", noch von ihrer Zeitgenossin, der deutschen „Lazarethpoesie", ist in Béranger eine Spur zu finden. Er hat Goethe's Urtheil sicher nie gekannt, aber er hat es fast buchstäblich mit denselben Worten ausgesprochen in jenem Gedichte an seinen musikalischen Freund Wilhem, in welchem es unter Anderm heißt:

Notre littérature est folle — —
De meurtres elle tient école
Et pousse à des Werther nouveaux.
On l'entend, d'excès assouvie,
En vers, en prose s'essouffler
A décourager de la vie
Ceux qu'elle en devrait consoler.

Diese innere Gesundheit des Dichters war es vor Allem, was seinen großen deutschen Zeitgenossen Goethe zu dem französischen

Chansonnier hinzog. Wir haben gesehen, daß derselbe Dichter, der in den Worten: „Ein garstig Lied, pfuy! ein politisch Lied!“ wirklich seine Herzensmeinung ausgedrückt hatte, dennoch sogar der politischen Poesie so, wie sie Béranger handhabte, Gerechtigkeit widerfahren ließ, und daß er ebenso geneigt war, eine gewisse Frivolität und Leichtfertigkeit eines Theils der Béranger'schen Dichtung in den Kauf zu nehmen, weil er sie aus des Dichters Herkunft und Lebensgang, Umgebung und Zuständen sich erklärend zurechtlegen konnte.

Und dies ist in der That das Richtige. Béranger selbst hat es ausgesprochen, daß er von seinen Gedichten nicht zu trennen sei, in seinem berühmten Worte: Mes chansons c'est moi. Er ist wesentlich ein Pariser Kind, und es steckt in ihm ein gut Stück seines Jean de Paris (S. 590—93), der nie und nimmer lassen kann von dieser „einzigen Stadt“, „deren Mauern der Teufel zu seinem Paradies gemacht hat“. Es ist ein ungeheurer Realismus, und zwar ein spezifisch Parisischer, in den hierher gehörigen Theilen seiner Dichtung. Er hat offenbar nach dem Leben gemalt, ja daguerrotypirt in vielen liederlich leichtfertigen Rundgesängen und Chansons, in denen er sein jugendlich lustiges Wirthshausleben, seine soupers fins mit dem berauschenden Schaume des Feuerweins der Champagne (man lese nur „die Bachante“!), kurz, in denen er sein eigenstes Selbst in Scene gesetzt hat. Mes chansons c'est moi! Béranger ist ein Pariser Kind, und für ein solches ist eben Paris Frankreich, ja die Welt! — Der Restaurant, der Champagner, die „Fretillons“ und „Lisetten“ sammt sonstigem Zubehör von lustigen Freunden in seinen Chansons — das Alles ist spezifisch Pariser Leben, spiegelt vorzugsweise Pariser Zustände und Verhältnisse (vgl. das Gedicht Voyage du pays de Cocagne, S. 60); und hier

finden wir eine nicht kleine Anzahl unter Béranger's Chansons, an denen sich das französische Volk außerhalb Paris, das keinen Champagner trinkt, schwerlich sehr theilnehmend bezeigt hat. Dagegen fehlt es freilich auch nicht an ebenso zahlreichen Liedern und Gedichten, die unmittelbar aus den Empfindungen und Zuständen auch dieses Volkes geschöpft und ihnen völlig gemäß gehalten sind, wie, um nur eins zu erwähnen, das bekannte L'ivrogne et sa femme, das nebenbei gar nicht so frivol ist, wie es auf den ersten Blick aussieht.

„Frech und froh!" ist freilich sehr oft die Devise des lustigen Chansonniers, zumal in der Jugend seiner Muse. Aber um diese seine „Frechheit" richtig zu verstehen und zu würdigen, muß man sich immer daran erinnern, daß er auch hier sehr oft bewußt und absichtlich eine, freilich zuweilen stark aristophanisch gefärbte Opposition macht gegen die Heuchelei und Scheinheiligkeit, gegen die religiöse und moralische Prüderie und Pedanterie seiner Zeit. Dahin gehören z. B. seine Lehre vom Teufel in der humoristischen Descente aux enfers, und seine unübertreffliche, an den „Herrn" in Goethe's Faustvorspiel erinnernde Personifizirung des lieben Herrgotts in dem Gedichte Le bon Dieu, in welchem sich derselbe das närrische Treiben der Menschen auf der Erde von dem Fenster seines himmlischen Schlafzimmers aus ansieht, und ein Mal über das andere ausruft:

„Wenn ich davon ein Wort versteh',
Soll mich, mein Treu', der Teufel holen!"

Dahin gehören ferner Gedichte wie La vertu de Lisette und das Gedicht Les deux soeurs de charité, in welchen aller Prüderie ins Angesicht die Lehre ausgesprochen wird, daß auch die von der „Gesellschaft der Tugendhaften" ausgestoßene Grisette ihre Tugend hat, und daß es vor dem Gott, der die Liebe ist,

auch noch andere „barmherzige Schwestern“ und Platz für sie in seinem Himmel mit den vielen Wohnungen gebe, als die grauen Schwestern in den Hospitälern.

Eine andere Reihe der in diese Kategorie gehörigen Gedichte sind als treue Sittenbilder und Abspiegelungen sozialer Zustände aufzufassen und zu beurtheilen. Dahin gehören: „die Erziehung der jungen Mädchen“ (S. 27), der Lebenslauf der Pariser Lorette in dem Gedicht Les cinq étages (S. 529), und vor Allem das Meisterstück dieser Gattung „Le sénateur“, eins der frühesten und berühmtesten Gedichte des Chansonniers. Diesen Gedichten schließen sich an: die zum Theil in Theophrast's Charakteristikmanier gehaltenen Schilderungen des „alten Hagestolzen“ (48), des „Freund Robin“ (49), der Pantoffelherrin mit dem dritten Ehemanne, des guten geistlichen Herrn, des Curé nach dem Herzen des Chansonniers, des Carillonneur, der die plaudernde Skandalchronik des Kirchsprengels ist, des liederlichen Bruder Küsters, der die lange Predigt seines Herrn Pfarrers verwünscht, die ihn die Stunde eines Stelldicheins versäumen läßt, die blinde Mutter und ihre verliebte Tochter, und so noch Vieles. Manche andere Lebens- und Charakterbilder, die der späteren Zeit angehören, haben freilich einen düsterern Ton und schwärzere Schlagschatten, wie das herzrührende Gedicht „die rothe Hanne“, „der alte Vagabond“, und vor Allem das Mark und Bein erschütternde Lied vom armen „Jacques“. Sie sind aber darum nichts weniger nach dem Leben gemalt wie jene heitern Genrebilder.

Durchaus frivol ist dagegen fast durchgängig die Ehe behandelt. Die Schlußwendung in dem Gedichte „die Großmutter“ ist charakteristisch für den ausbündigen Leichtsinn, mit dem z. B. das Verhältniß und die Tugend ehelicher Treue aufgefaßt wird.

Man weiß, daß Béranger nie verheirathet war; und hier kommt denn überhaupt jenes Goethe'sche Wort zur Geltung, daß ein Talent wie Béranger seiner Natur nach an eigentlich sittlichen Stoffen nichts zu thun finde, ja daß vielen seiner Lieder vielmehr ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde liege, dergleichen er aber eben meisterhaft zu behandeln wisse, und für den er sogar eine gewisse Neigung nicht verleugnen könne, da er selbst aus niedriger und gemeiner Umgebung hergekommen und heraufgewachsen sei. — Daher kommt es denn auch, daß Béranger nur selten beleidigend und widerwärtig wird, und daß mit Ausnahme etwa des Gedichts La Cantharide, in welchem ein sentimentaler Cynismus abstoßend wirkt, wir selbst da uns seiner reizenden Form zu erfreuen mögen, wo wir uns mit dem Inhalte in sittlichem Widerspruche befinden.

Freilich liegt hier der wunde Fleck seiner Dichtung. Wir empfinden bei ihm, wie in so manchen Byron'schen Dichtungen, „das Vorherrschen einer verruchten empirischen Welt, der sich der Geist, welcher sie uns vor die Sinne führt, gleichsam assoziirt hatte. Nicht der angeborne größere und reinere Sinn eines hochbegabten Dichters begegnet uns, sondern des Dichters Denkweise scheint durch den häufigen Verkehr mit jener empirischen Welt und ihrer Verderbniß von gleichem Schlage geworden zu sein." Das gute Wort, daß dem Reinen Alles rein sei, hat seine Grenzen und will mit mehr als einem Salzkorn verstanden sein; denn man sage, was man will, es ist noch Niemand rein durch den Schmutz gegangen!

Dagegen ist die eigentliche Tugend unseres Dichters die Freundschaft, und kaum hat ein Dichter sie schöner wie im Leben bewährt, so in der Dichtung gefeiert, als Béranger in so vielen seiner schönsten an Personen gerichteten Gedichte, von denen wir

nur das überaus reizende Le coin de l'amitié und die Gedichte an seine Freunde Wilhem, Arnault, Desaugiers, Manuel, Chateaubriand und viele Andere zu nennen brauchen. Dabei durchdringt die freiheitathmende Seele des Dichters alle diese Lieder, selbst das anmuthvolle süße Lied „die Nachtigallen" und das reizende „Halte-là!" an seine Freundin Marie **. Ueberhaupt aber würde der sehr irren, der unserem Dichter nach unseren früheren Bemerkungen Tiefe des Gefühls für Liebe und Unschuld abspräche. Die einzigen Lieder Maudit printemps (432) und Si j'étais petit oiseau (S. 228), oder das liebliche „Qu'elle est jolie", können ihn eines Bessern belehren. Die feinste und tiefste Empfindung in seelenvollstem Ausdrucke durchklingt Gedichte wie Mon habit, Les hirondelles, Le prisonnier, Le grenier (S. 440. 629) und vor Allem das in dem früheren Artikel von uns in der Uebersetzung mitgetheilte Gedicht Les oiseaux; und ganz Horazisch ist das häufige heitere und doch auch nicht ohne Trauer über die Vergänglichkeit der Jugend mögliche Zurückblicken auf sich selbst und sein frühes Alter, das sein Kopf, „der kahl noch eh' die dreißig kamen", bezeugt. Man lebt rasch in Paris. Béranger kommt sich schon mit 50 Jahren als ein Greis vor, und er hielt mit 53 es für Zeit, seine Laufbahn als Chansonnier zu schließen.

Es ist viel Zeitlichvergängliches in seinen Gedichten. Aber selbst bei der strengen Sichtung, die das Sieb der Zeit nothwendig herbeiführen muß, wird immer noch genug Unvergängliches zurückbleiben, das im Herzen wie im Munde des Volkes leben wird, so lange es ein französisches Volk und eine französische Sprache giebt.

Zu Goethe und Schiller.

Goethe und Herder.

(1856.)

Auch von der neuesten Veröffentlichung wichtiger Lebenszeugnisse aus der Zeit unserer großen Litteraturheroen, wie sie in dem kürzlich erschienenen Herder'schen Nachlasse vor uns liegt, darf das Wort gelten, das ich vor fünf Jahren bei Gelegenheit des Knebel'schen Briefwechsels ausgesprochen. Denn auch diese Veröffentlichung ist wieder eine neue Verherrlichung des Mannes, von dessen Geistesadel und schöner reiner Menschlichkeit noch jedes aus der Verborgenheit des geheimsten Verhältnisses an das Licht gezogene Blatt immer neues und glänzenderes Zeugniß gegeben hat. Man fühlt sich dabei unwillkürlich an jene altrömischen Bauwerke erinnert, bei denen, nachdem alle äußere Glanz- und Schmuckpracht der Marmor- und Metall-Bekleidung längst abgefallen und vernichtet ist, der innere Mauerkern in solcher Schönheit festgefugter Solidität zu Tage tritt, als wäre sein Steingefüge von Anfang an bestimmt gewesen, das Auge des Beschauers durch seine nackte Makellosigkeit zu erfreuen.

Wir haben seitdem ein „Leben Goethe's" erhalten, das, wie es im Ganzen seiner würdig, so auch bestrebt gewesen ist, den Menschen Goethe in der vollen Schönheit und dem Adel seines Wesens der Zeit als Spiegel vorzuhalten. Wenn uns bei

dem Werke des Engländers G. H. Lewes irgend etwas schmerzlich berührte, so war es der Umstand, daß es kein Deutscher, daß es ein Fremder sein mußte, der Deutschland zuerst ein einigermaßen würdiges „Leben Goethe's“ hinstellte; und nur die Betrachtung mochte uns trösten, daß es auch den Engländern selbst mit ihrem Shakespeare wie uns mit unserm Goethe ergangen sei. Inzwischen ist aus dem Herder'schen Nachlasse ein neuer reicher Beitrag zu Lewes' Auffassung und Schilderung des Menschen Goethe durch die hundert Briefe des Letzteren an Herder hinzugekommen; und von diesem unsere Leser zu unterhalten ist der Zweck dieser Zeilen.

Diese Briefe Goethe's umfassen über ein Menschenalter, von der ersten Bekanntschaft beider Männer im Merk'schen Hause zu Darmstadt (1770) bis zu Herder's Tode (1803). Wir überschauen hier mit einem wundersamen Gefühl auf wenigen Blättern die verschiedensten Lebens- und Entwicklungsstufen des größten deutschen Dichters. Es ist das geheimste persönlichste Leben des Jünglings und des Mannes, das sich hier vor uns auf Blättern ausbreitet, die zum großen Theile von dem, der sie schrieb, ausdrücklich der Vernichtung bestimmt waren. Und doch — wer nichts weiter von Goethe wüßte, wer von den zahllosen Briefsammlungen und Bekenntnissen aus jener Zeit nichts gelesen hätte — aus diesen Briefblättern allein müßte er Goethe den Menschen verehren und lieben lernen!

Zunächst verehren. Denn obschon in Gesellschaft der Ersten jener Zeit, in der Gesellschaft eines Herder, Klopstock, Lenz, J. Paul, Lavater u. s. w. erscheinend, ragt er doch an geistiger Gesundheit und Einfachheit hervor über all diesem Volke, obschon es ein Volk von Fürsten ist, das ihn umgiebt. Auch in seinen ersten Briefen weht zwar der Sturm- und Drang-

geist jener Zeit der Ueberschwänglichkeit, aber er ist olympische Klarheit und einfachste Natur, wenn man diese Goethe'schen Briefe mit den in derselben Sammlung befindlichen von Lenz vergleicht; und doch galt Lenz als der Erste nach Goethe unter den Stürmern und Drängern jener Periode. Auch Goethe sen timentalisirt hier und da in jener Zeit, wo Alles sentimentalisirt, wo des Ach und Oh's, der thränenvollen Ueberschwänglichkeit, der ewig aus der Haut fahren wollenden Gefühlsschwärmerei nicht Maß noch Ziel war. Aber man lese die Lavater'schen, ja selbst die Herder'schen und Jean Paul'schen Briefe der Sammlung und der Jüngling Goethe erscheint wie ein Nüchterner unter Trunkenen, er der Jüngste und Reichstbegabte von Allen, weil er inmitten all jenes Ueberschwanges sich den Schatz geistiger und leiblicher Gesundheit und die Krone des Charakters, die innere Wahrhaftigkeit in allem Denken, Urtheilen und Empfinden und die von aller Eitelkeit und allem Scheinwesen freie reine Güte des Herzensgehalts bewahrte. Das eben ist es, was bei uns zur Verehrung die Liebe gesellt.

Goethe war einundzwanzig, Herder sechsundzwanzig Jahr alt, als sie sich kennen lernten. Dieser Unterschied der Jahre, welcher in späteren Lebensepochen als ein Unwesentliches erscheint, war ein überaus wichtiger in jener Periode der Jugend Beider. Und wie an Alter, so war Herder seinem jungen Freunde auch an Lebenserfahrung, an Wissen und Stellung in der litterarischen Welt voraus, und er wußte dieses vielfache Uebergewicht oft in einer Weise geltend zu machen, die nur eine so auf Hingebung und Anerkennung gestellte Natur wie Goethe ohne abgestoßen zu werden ertragen mochte. Goethe selbst hat sich darüber in „Dichtung und Wahrheit" ausgesprochen, und die nun veröffentlichten Briefe liefern den Kommentar dazu. Gleich der

zweite der Sammlung gehört hierher. Herder hatte ihm auf die Mittheilung des Götz von Berlichingen einen wenig ermuthigenden Brief geschrieben, einen „Riesewurzbrief“, wie Goethe sich ausdrückt; aber dieser war so weit entfernt, ihn übel zu nehmen, daß er vielmehr in der lebhaftesten Weise ihm seinen Dank ausdrückt. Bleiben Sie mir, ruft er aus, was Sie mir sind! Bin ich bestimmt, Ihr Planet zu sein, so will ich's sein, es gern und treu sein; ein freundlicher Mond der Erde! „Aber“ — setzt er nicht ohne Selbstgefühl hinzu — „aber, fühlen Sie's ganz, daß ich lieber Merkur sein wollte, lieber der Letzte, der Kleinste unter sieben, der sich mit Ihnen um Eine Sonne drehte, als der Erste unter fünfen, die um den Saturn ziehen.“

Unablässig ist er mit und für den von ihm verehrten Freund beschäftigt. Er schickt ihm Bücher nach Bückeburg, sammelt für ihn Volkslieder, und giebt ihm Rechenschaft von seinen Ossianischen und Shakespeare'schen sowie von den griechischen Studien, zu denen ihn Herder angeregt hatte, mit der Treue und Ausführlichkeit eines dankbaren Schülers. Er vertraut ihm seine geheimsten Entwürfe zu eigenen Arbeiten, und hat immer nur den einen Wunsch, zu dem Verehrten als ein Jünger aufblicken, sich zu ihm hinwenden, mit ihm sich in Gemeinschaft fühlen zu dürfen — „ein treuer Knabe Georg zum ritterlichen Herrn und Meister“. Männlich edel und aufrichtig gesteht er ihm indessen auch, was er gegen ihn auf dem Herzen hat! „Ihr fühlt, wie Ihr den umfassen würdet, der Euch das sein könnte, was Ihr mir seid. Laßt uns nur nicht dadurch, daß wir nothwendig manchmal an einander gerathen müssen, wie Weichlinge abgeschreckt werden. Stoßen sich unsre Leidenschaften, — können wir keinen Stoß aushalten? — Genug, habt Ihr was wider mich, so sagt's. Grad und ernst, oder bös, grinsend, wie's kommt.“ Er bekennt

ihm, daß er ihn im ersten Zorn über eine unverdient harte Rüge eines Gedichts „einen intoleranten Pfaffen" gescholten, und macht so den Anfang mit der verlangten Offenherzigkeit. Herder quälte damals sich und seine Geliebte, Karoline Flachsland, durch seine Entschlußlosigkeit, von der der jetzt veröffentlichte Briefwechsel Beider im dritten Theile des Nachlasses ein wunderliches Zeugniß ablegt. Der viel jüngere Goethe, den Herder unbegreiflicherweise „einen kalten Weiberhasser" nennt (so wenig war der Mann in Goethe's innerstes Wesen eingedrungen!), wollte dieser Quälerei ein Ende gemacht wissen, und ließ sich darum alle Härten und Herbigkeiten gern gefallen, die für sein Bemühen von Seiten des oftmals sehr Swiftisch bittern Herder auf ihn zurückfielen. Wußte er doch, daß seiner uneigennützigen Liebe auf die Dauer selbst ein Herder nicht widerstehen konnte! und daß dieser zuletzt bekennen würde, was er (Dezember 1772) an seine Braut schrieb: „Goethe liebe ich wie meine Seele. Nur, soll und darf ich's ihm bezeugen? Ich habe noch nichts in der Welt für ihn thun können, sonst wüßte ich nicht, was ich nicht thun wollte."

Aber wenn Herder „nichts für Goethe that", ja sich mit ihm zeitweilig sogar überwarf, und eine fast zweijährige Entfremdung (1773—1775) herbeiführte, so that Goethe dafür desto mehr für ihn. Er war kaum in Weimar angekommen, als er, der selbst noch nicht daran dachte, sich dort eine bleibende Stätte einzurichten, sofort alle Hebel in Bewegung setzte, den Freund, der sich in der Bückeburger Stellung von Tage zu Tage unglücklicher fühlte, in ehrenvollster Weise nach Weimar zu bringen. Schon im Dezember 1775 schreibt er ihm (S. 54), daß der Herzog eines Generalsuperintendenten bedürfe, und daß er bereit sei, wenn Herder wolle, Alles zu thun, um die Wahl auf ihn zu lenken.

Die in dieser Angelegenheit geschriebenen Goethe'schen Briefe — es sind die Nummern 13—23 — zeigen ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Die Aufgabe war heikler Art. Herder freilich griff mit beiden Händen zu, und der junge Herzog war ihm wohlgesinnt, aber sonst war in Weimar „Alles gegen ihn". Nur der Statthalter von Erfurt sagte dem jungen Fürsten Gutes von dem Empfohlenen, und Goethe „verbürgte sich für Herder's politische Klugheit in geistlichen Dingen", weil „der Herzog absolut keine Pfaffentrakasserien über Orthodoxie und den Teufel" haben wollte, und alle Orthodoxen im Lande in Herder einen Freigeist und Antichristen sahen. Die Kabale der Contremine gegen Goethe's Plan scheint sogar, aus einer Andeutung in Goethe's Brief (S. 56) zu schließen, bis zum heimlichen Erbrechen der Goethe'schen und Herder'schen Postkorrespondenz gegangen zu sein. Vor Allem kam es darauf an, das Zeugniß eines angesehenen rechtgläubigen Theologen für Herder aufzubringen. Goethe verweist auf den Wolfenbütteler Konsistorialpräsidenten Jerusalem, und ermuntert Herder'n, sich keine Mühe verdrießen zu lassen; das Ziel sei es werth. „Lieber Bruder", schreibt er in einem andern Briefe, „nenne mir nur einen einzigen Theologen, der rechtgläubigen Namen hat und der für Dich ist ... der, wenn man ihn fragte, Guts von Dir sagte. Denn in meiner politischen Chrie gilt hier: Sum a testimonio! Befolge, was ich Dir schreibe, pünktlich als Kommando und glaub', daß Alles durchgedacht." Es ist fast komisch zu hören, wie er ein ander Mal mit Bezug auf die Schwierigkeit eines derartigen beizubringenden Zeugnisses in der damaligen Kraftsprache ausruft: „Lieber Bruder, wir haben's von jeher mit den Sch... kerlen verdorben, und die Sch... kerle sitzen überall auf dem Fasse. Der Herzog will und wünscht Dich, aber hier ist

Alles gegen Dich. Indeß ich laß nit los, wenn's nit gar zu dumm geht!"

Bald aber zeigt sich's, daß der tapfere Muth des ausdauernden Freundes alle Schwierigkeiten siegreich zu überwinden weiß. „Bruder, sei ruhig", so lautet ein späterer, wie die meisten übrigen, datumloser Brief, „ich brauch' der Zeugnisse nicht, habe mit trefflichen Hetzpeitschen die Kerls zusammengetrieben, und es kann nicht lange mehr stocken, so hast Du den Ruf. Ich will Dir ein Plätzchen suchen, daß Du gleich hier sollst die Zügel in die Hand nehmen. Vielleicht bleibe ich auch eine Zeit lang da. Wenn ich das ins Reine hab', dann ist mir's auf eine Weile wohl; denn mit mir ist's aufgestanden und schlafen gangen das Projekt, und durch die besten Wege. Eh' Du herkommst, Bruder, muß noch erst bellus modus vieler Sachen verabredet werden. Unser Herzog ist ein goldner Junge. Die Herzoginnen wünschen Dich auch. Schreib mir doch einmal weitläuftig. — Es geht nichts in der Welt mit coups de bayonnette — und doch auch. Vielleicht kriegst Du den Ruf mit dieser Post schon."

Und also geschieht es auch. Da ist denn nun Goethe gleich wieder mit allerlei guten Rathschlägen über Herder's erstes Auftreten und Benehmen bei seinem Erscheinen in Weimar zur Hand, die sich von der Antrittspredigt bis auf das Alleräußerlichste der Kleidung und des Benehmens erstrecken, und die, um bei dem so leicht verstimmbaren Herder ja keinen Anstoß zu erregen, immer in allerhand humoristische Wendungen, ja zum Theil selbst in die scherzhafte Form einer poetischen Epistel eingekleidet werden. Es ist ordentlich rührend zu sehen, welche Herzensfreude und Genugthuung Goethe bei dem Gedanken empfindet, seinem verehrten Freunde eine demselben in jeder Weise angemessene Lebensstätte und Wirksamkeit bereitet zu haben,

die ihn drückenden Verhältnissen auf das Ehrenvollste entzog. Er fährt fort, Alles zu bedenken und zu besorgen, richtet ihm die Wohnung ein, läßt Oefen setzen, Fenster repariren, Wände ziehen und anstreichen, zankt sich, wenn's sein muß, mit den knausernden städtischen Behörden deshalb herum, schickt Risse der künftigen Wohnung nach Bückeburg, bringt den verwilderten Garten in einige Ordnung, und treibt dies Kleinste und Verdrießlichste aber doch so Nothwendige mit einem Eifer, einer Stätigkeit und Selbstverleugnung, als wäre es das Wichtigste und Bedeutendste, und als hätte er sonst gar nichts anders zu thun. Denn das ist eben das menschlich Schöne und Liebenswürdige in dieser großen Natur, daß sie überall, auch im Kleinsten und Widerwärtigsten, sich durch hingebende Treue redlichen Thuns bewährte. So schreibt im Jahre 1784 einmal Herder an Jacobi, indem er dem Letztern von dem Fortschreiten einiger poetischen Arbeiten Goethe's Meldung thut, die der vielgeplagte und mit geschäftlichen Arbeiten überbürdete Mann seinen wenigen Mußestunden abzugewinnen wußte: „Die Arbeiten und die Stunden sind wohl die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben; wiewohl er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnt, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre.“ Wohl mochte Herder dies in seinen guten Stunden um so tiefer empfinden, je weniger er selbst in allen Lebenslagen, wie ich an einem andern Orte gezeigt habe (S. Weimar und Jena. Th. I. S. 43—50, zweite Ausg.), eine ähnliche Selbstverleugnung zu üben im Stande war.

Und Alles, was Goethe so that, um für Herder die erwünschte Stätte in Weimar zu bereiten, that er ohne alle Rücksicht auf sich selbst, denn er dachte damals an nichts weniger als an sein

eigenes Verbleiben an jenem Orte. Vielmehr sagt er ausdrücklich in einem der in jener Sache an Herder gerichteten Briefe: „Das muß ich noch stiften, ehe ich scheide.“ Und wie schön weiß er dem Freunde dessen künftige Wirksamkeit in Weimar auszumalen, wenn er ihm nach einem Gange in die dortige Hauptkirche, von deren Kanzel herab künftig sein Herder „Licht, Liebe und Leben“ verkünden sollte, zuruft: „Ich dachte Dir wird's doch wohl werden, Alter, wenn Du da oben stehst, und rechts in dem Chor des unglücklichen Johann Friedrich's Grab und seinen Nachkommen, den besten Jungen, Dir gegenüber, der wohl die Chur werth wäre, werth, daß das Schicksal ihm wiedergäb, was es jenem nahm. Und Herzog Bernhard's Grab in der Ecke, und und all der braven Sachsen Gräber herum. Auf dem Altarblattflügel den Johann Friedrich wieder in Andacht und die Seinen, von seinem Cranach, und in der Sakristei Luther in drei Perioden von Cranach, immer ganz Luther und ein ganzer Kerl — ganz Mönch, ganz Ritter und ganz Lehrer!“

Und Herder kam und Goethe blieb in Weimar. Aber der Letztere hatte lange Zeit hindurch wenig Freude von dieser Vereinigung. Der kränkliche und deshalb grillenhafte, launische, zur Unzufriedenheit, zu bitterer Mäkelei an Menschen und Dingen nur allzugeneigte Herder machte dem Freunde viel zu schaffen, und es bedurfte nicht selten der ganzen nachsichtigen Herzensgüte Goethe's, um ein einigermaßen leidliches Verhältniß im Gange zu halten, oder das gestörte wieder herzustellen. Erst fünf Jahre nach Herder's Ankunft in Weimar konnte (21. September 1781) Goethe an Knebel schreiben: „Mit Herder bin ich in ein Verhältniß gekommen, das mir für die Zukunft alles Gute verspricht. Schone ihn! Man schont sich selbst, wenn man nicht streng und grausam in gewissen Lagen gegen Menschen ist, die uns oder den

Unsrigen wieder näher werden können.“ Solcher liebenden Schonung war denn auch der Lohn nicht versagt. Es bildete sich allmälig ein schönes Verhältniß gegenseitiger Lebenstheilnahme zwischen beiden Männern, dessen ungetrübter Bestand, vorübergehende Störungen abgerechnet, eilf Jahre lang währte, und von dem auch die neu veröffentlichten Goethe'schen Briefe an Herder und dessen Frau ein höchst interessantes Zeugniß abgeben. Schon aus Goethe's Italienischen Reisebriefen wissen wir, wie selbst diese Trennung die gegenseitige Theilnahme an ihrem beiderseitigen Leben nach allen Richtungen hin nur steigerte. In dieser Zeit war Herder so glücklich, auch Goethe den Menschen in der ganzen Herrlichkeit und Schönheit seines Wesens klar zu erkennen, und Schiller, der damals zuerst sich in Weimar aufhielt, empfing davon durch Herder selbst die beredtesten Eindrücke. Herder nannte Goethe einen Mann „von klarem universalischem Verstande bei wahrstem innigsten Gefühle und größter Reinheit des Herzens“. „Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Er ist rein von allem Intriguengeist, er hat wissentlich noch nie einen Menschen verfolgt, noch keines Anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso sehr, und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist.“ Und in der That geben von Goethe's Genauigkeit und Rücksichtnahme, von seiner milden Art, Menschen und Dinge zu behandeln, von seiner Ordnungsliebe und Klarheit in Geschäften auch diese Briefe mehr als einen Beleg, wie sie zugleich zeigen, daß diese Eigenschaften dem Freunde, der einzelne derselben in geringerem Grade besaß, sehr zu Gute kommen.

Als Goethe aus Italien nach Weimar zurückkehrte, fand er Herder nicht mehr dort, der seinerseits mit Dalberg die Reise nach Italien angetreten hatte. Das gehörte auch zu dem Schweren, was Goethe damals zu tragen hatte. Diese Rückkehr war überhaupt für ihn eine „harte Prüfung“ (S. 91). Er wurde in der ersten Zeit „des Lebens weder gewahr noch froh“. Seinen Herzog fand er „in einer schlimmen Lage“ (S. 91). Sein eigenes Verhältniß zu seiner alten Herzensfreundin war zerstört, nicht ohne Schmerz und Widerwärtigkeit für sein Empfinden. Sein Herder war fern — und so fehlten ihm die „beiden einzigen Menschen“, von denen er früher, wie er selbst gestand, in Weimar „Interessen bezogen hatte“. Das rauhe Klima, die triste Farblosigkeit des Nordens lagen verdüsternd über seinen an Italiens milde Schönheit gewöhnten Sinnen. Rührend klagt er in seinen Briefen an Herder: „Das Wetter ist immer sehr betrübt und ertödtet meinen Geist. Wenn das Barometer tief steht und die Landschaft keine Farben hat, wie kann man leben. Ich wollte gern Alles ertragen, wenn es nur immer heiter wäre.“ Aber dieser kimmerische Himmel belastet ihm ganz unglaublich das Herz. Seine ganze Seele ist noch in dem geliebten Lande, wo er „zum Erstenmal rein glücklich gewesen“. „Wenn Du in mein hold Quartierchen (in Rom) kommst, so laß Dich's einen Augenblick reuen, daß Du mich herausgejagt hast.“ „Daß meine römischen Freunde an mich denken (schreibt er ein andermal), ist sehr billig. Auch ich kann eine leidenschaftliche Erinnerung an jene Zeiten nicht aus meinem Herzen tilgen. Mit welcher Rührung ich Ovids Verse (vergl. Goethe's Werke 24, S. 298) oft wiederhole, kann ich Dir nicht sagen:

Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quae mihi supremum tempus in urbe fuit!

„Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild in die Seele,
Welche die letzte für mich ward in der ewigen Stadt."

„Ich fühle nur zu sehr was ich verloren habe, seit ich mich aus jenem Elemente wieder hierher versetzt sehe. Ich suche es mir nicht zu verbergen, aber mich so viel als möglich auch hier wieder einzurichten." Um so herzlicher ermahnt er fort und fort den Freund, nur ja Italien recht zu genießen, sich nichts von all dem Schönen und Guten entgehen zu lassen, Mahnungen, die leider nur allzu nothwendig waren bei dem armen Herder, der sich mit seiner trüben Brille auch hier Leben und Genuß verdarb (s. Weimar und Jena I., S. 45—47). „Wir haben hier", schreibt er im Dezember 1788, „tiefen Schnee und große anhaltende Kälte. Ich habe mich in meinem Stübchen ganz eingepackt, indessen Du in der freien schönen Welt herumwandelst. Jeder muß an die Reihe kommen." Und wie sorgt er für die Zurückgelassenen des abwesenden Freundes! wie treulich steht er ihnen bei in allen kleinen und großen Lebensnöthen! Wie beräth er den reisenden Herder auf das Beste, sorgt sich um dessen Finanzen, fleht ihn an, nicht durch falsches Ehrgefühl gegen Dalberg Opfer zu bringen; wie genau setzt er ihn au fait über die Menschen, die Hirt, Bury, Reiffenstein, Tischbein, die ihn während seines Verweilens in Italien und Rom fördern können. Er vermittelt die Geldsendungen; er behütet den Freund vor Nachtheil; er warnt ihn, sich durch Klatschereien und Aeußerungen von Weimaranern, die auch ihm seine Reise mißgönnten, wie sie dieselbe Goethe'n mißgönnt hatten, beirren oder stören zu lassen, Aeußerungen, welche Herder'n natürlich gute Freunde oder wohl selbst die Frau nach Italien mitzutheilen sich pflichtschuldigst beeilt hatten. „Sei ruhig!" schreibt dagegen Goethe,

„die guten Menschen gönnen Dir alle die Reise, und wer wollte nach den andern fragen!"

Um des Freundes guten Reisehumor nicht zu stören, enthält er sich später selbst der eignen Klagen, ja er weiß sogar seine Zustände als sehr behaglich darzustellen: „Dein Leben in Neapel freut mich (schreibt er S. 107 vom 2. März 1789); es wird Dir ein heller lichter Blick durch's ganze Leben bleiben. Ich habe mich schon wieder eingehamstert, und bin wohl auch nach meiner Art recht vergnügt. Trutz Schnee und Himmelgrau laß ich mir das Beste von Kunst und Natur trefflich schmecken, und habe meine ganze Einrichtung ad intus (d. h. nach Innen, für's Haus) gemacht." Er bittet Herder's etwas Elektramäßig leidenschaftliche Frau, doch nur in ihren und ihres Gatten Verhältnissen „nichts ohne seinen Rath zu thun, der ja immer zu haben sei", nimmt sich der Kinder an, von denen er einen Sohn Herder's zu seinem Begleiter auf seinen Amtsreisen macht — kurz er bewährt sich allerwegen als den herzlichsten, aufrichtigsten, unermüdetsten und aufopferndsten Freund des abwesenden Freundes und der zurückgebliebenen Seinen.

Dafür erweisen sich denn wieder auch Herder und seine Frau als menschlich theilnehmende Freunde Goethe's in einem Verhältnisse, das dieser gerade jetzt geknüpft, und das nicht wenig dazu beigetragen hatte ihm seine Existenz in der Heimath, wie wir sahen, wieder behaglich zu machen. Goethe hatte Christiane Vulpius kennen lernen, die er später auch vor der Welt zum Range seiner Gattin erhob. Frau Herder war die erste gewesen, der Goethe diese seine Liebe anvertraut hatte, und Herder und seine Gattin sind es auch, deren Obsorge er fortan bei seinen Reisen nach Venedig, nach Schlesien und zur Campagne nach Frankreich sein „geliebtes Mädchen" empfiehlt. Denn daß es

herzliche Liebe gewesen, die ihn mit dem eben so guten als schönen Kinde vereinte, das beweisen selbst für diejenigen, die unsere frühere Entwickelung dieses Verhältnisses (in „Weimar und Jena" Th. II. S. 136—152) noch nicht überzeugt haben sollte, diese Briefe an Herder unwidersprechlich. Seit er sie gefunden, sehnt er sich von überall her nach Hause zu ihr und seinem Kinde zurück. Der Abschied, als er 1790 nach Venedig abreiste, von ihr und ihrem drei Monat alten Söhnchen, zerriß ihm fast das Herz, und da nun, schreibt er an Herder, beide ganz verlassen seien, wenn ihnen etwas zustieße, wo Christiane sich nicht zu helfen wüßte, „so habe ich ihr gesagt, sich in solchem äußersten Falle an Dich zu wenden. Verzeih!" In Venedig nennt er sie seinen „guten Schatz", der ihm unmittelbar neben den liebsten Freunden steht, und in einem Dankbriefe an Herder aus Mantua (24. Mai 1790), in welchem er herzlich für gute Nachricht von „seiner Kleinen und dem Kinde" dankt, schreibt er: „Für die Gesinnungen gegen meine Zurückgelassenen danke ich Euch von Herzen, sie liegen mir sehr nahe, und ich gestehe gern, daß ich das Mädchen leidenschaftlich liebe. Wie sehr ich an sie geknüpft bin, habe ich erst auf dieser Reise gefühlt." In Schlesien dichtete er an sie das reizende Gedicht aus dem Feldlager (Werke I., S. 216) und schreibt von dort an Herder: „Auch mir hat sich die vis centripeta mehr als die vis centrifuga vermehrt. Es ist all' und überall Lumperei und Lauserei, und ich habe gewiß keine eigentlich vergnügte Stunde, bis ich mit Euch zu Nacht gegessen und bei meinem Mädchen geruht habe. Wenn Ihr mich lieb behaltet, wenige Gute mir geneigt bleiben, mein Mädchen mir treu ist, und mein großer Ofen gut heizt, so habe ich fürerst nichts weiter zu wünschen."

In dieser Weise geht das Verhältniß Herder's und Goethe's

in den Briefen in treuer gegenseitiger Theilnahme an allen Interessen und Bestrebungen fort. Vor Allen ist es Goethe, der sich hier unermüdlich thätig erweiset. Er vermittelt Geldgeschenke und Zulagen vom Herzog für den mehrfach bedrängten Herder (S. 132. S. 149.), beräth den Letzteren, der sich bei einer Rangerhöhung, die er mit einem anderen theilen sollte, störrig erwies, und ermahnt ihn die Sache philosophisch würdiger zu nehmen, etwa so, „wie er selbst (Goethe) seinen Adelsbrief hingenommen habe"; und noch der letzte Brief der Sammlung, kurz vor Herder's Tode geschrieben, betrifft einen wichtigen Dienst, den er in einer ähnlichen Sache dem alten Freunde leistete, der schon seit Jahren — nicht mehr sein Freund war.

Denn ach! das schöne Verhältniß ging zu Ende, noch ehe der Tod es vollends zerschnitt. Es lockerte sich, als Schiller sich enger und enger an Goethe anschloß, und dieser diese Annäherung mit immer wachsender Neigung erwiederte. Herder wurde immer bitterer, grilliger, ablehnender gegen Goethe und alles Das, was dieser ihm von seinen Arbeiten mittheilte. Ein Brief Herder's aus dem Jahre 1795 über Goethe's Wilhelm Meister, von Düntzer in der Einleitung zu Goethe's Briefen an Herder erst jetzt veröffentlicht, zeigt die Kluft, welche zwischen den früher so innig Verbundenen aufgerissen war. Herder erscheint hier völlig auf dem Standpunkte, den mehr als ein Menschenalter später Börne's moralischer Rigorismus der vollendetsten Dichtung Goethe's gegenüber einnahm. Er nimmt Alles zurück, was er selbst früher zum Lobe und Preise jener Dichtung gesagt und geschrieben. „Die Marianen und Philinen, die ganze Wirthschaft" ist ihm „verhaßt", und „die Liebe, die Wilhelm auf ein Geschöpf wie Marianne geworfen", dünkt ihm ein unauslöschlicher Flecken seines moralischen Charakters! Ja, er läßt

im Grunde von allen Charakteren des Romans nur einen gelten, und dieser eine ist — „der alte Harfenspieler!“ „Das ist mein Mann!“ schreibt er. — Der arme Herder! Er selbst war damals in seiner immer steigenden Verdüsterung dem alten Harfner in Goethe's Dichtung zu vergleichen, der wie ein finsteres Traumbild durch das blühende Leben zieht!

„Licht! Liebe! Leben!“ Mit wie eigener Empfindung liest man auf dem grauen Steine, der in der Stadtkirche von Weimar Herder's Asche deckt, diesen Sehnsuchtsruf des Todten aus seiner Gruft, der als Lebender in der Freundschaft eines Goethe soviel Licht, Liebe und Leben besaß, ohne ihrer auf die Dauer froh zu werden. Wir aber wollen diese Skizze schließen mit dem Ehrengedächtniß, das ihm der treue Freund in den Worten aufgerichtet hat:

Ein edler Mann, begierig zu ergründen,
Wie überall des Menschen Sinn ersprießt,
Horcht in die Welt, so Ton als Wort zu finden,
Das tausendquellig durch die Länder fließt.

— — — — — — — — — —

Wo sich's versteckte, wußt' er's aufzufinden,
Ernsthaft verhüllt, verkleidet leicht als Spiel;
Im höchsten Sinn der Zukunft zu begründen:
Humanität sei unser ewig Ziel.

Götz von Berlichingen

in Goethe's Dichtung und in der Geschichte.

(1857.)

„Edler, edler Mann! Wehe dem Jahrhundert, das dich von sich stieß! Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt!"

Mit diesen Worten schließt das allbekannte Drama unseres größten Dichters, das von Anfang bis zu Ende ein einziger Panegyricus ist auf den Mann, dessen Namen es trägt. Es sind nicht alle berühmt, die es zu sein verdienen, und die es sind, verdienen es weit nicht alle!

Das Letztere trifft leider zu bei dem berühmten Helden des Erstlingswerkes unserer modernen Litteratur. Hätte Goethe die Resultate geschichtlicher Forschung vor sich gehabt, deren wir uns heute, sechsundachtzig Jahre später, erfreuen, er würde sich zweimal bedacht haben, ehe er den Mann zum Helden erkoren hätte, dessen Leben und Thaten er nur aus seinen eigenen Zeugnissen kannte. Wenn diesen jetzt „die Nachkommenschaft" — freilich nicht in dem bei Goethe gemeinten Sinne — „verkennt", wenn der Name des „biedern Ritters" Götz von Berlichingen von einer falschen poetischen Ruhmesglorie umstrahlt erscheint, wenn deutsche und nichtdeutsche Leser seinem Andenken eine Verehrung weihen, die er nimmer verdient hat, so ist dies allein die Schuld

Goethe's. Es ist ein Unglück, daß die Liebe des Genius auf eine historische Persönlichkeit gelenkt worden ist, die im Lichte unserer heutigen Kenntniß der Geschichte jener Zeit und der großen tragischen Bewegung, in welche sie verwickelt war, nichts weniger als diese Auszeichnung verdiente, während unendlich edlere und größere Gestalten derselben Zeit, wie der heldenhafte Florian Geier, der großartige Staatsmann Wendel Hippler, ja, selbst der edelbegeisterte Schwärmer Thomas Münzer, klanglos zum Orkus hinabgesunken sind, denn:

„Nur wen der Dichter gerühmt, der wandelt dort unten gestaltet,
Einzeln, gesellet dem Chor aller Heroen sich zu."

Goethe's Götz von Berlichingen ist in historischer Beziehung ein trauriges Denkmal der Unreife des Dichters wie seiner Zeit an geschichtlicher Bildung und Einsicht, und die Geschichte erscheint in dieser Dichtung in einer Weise gefälscht, wie wohl selten in einem berühmten Dichtwerke historischen Stoffes. Wir wollen nur auf die Anschauung des Bauernkrieges aufmerksam machen, welche in demselben durchgängig vorherrscht. Der Dichter des Götz hat diese eben so großartige als tragische Erhebung des von seinen weltlichen und geistlichen Zwingherren grausam unterdrückten deutschen Volkes gegen seine erbarmungslosen Dränger durchaus unwürdig behandelt. In der zweiten und dritten Bearbeitung seines Götz ist auch das Wenige noch weggeblieben, was er in der ersten für die Bauern gesagt hatte. Möglich, daß er, selbst wenn er die Ursache wie den Verlauf dieser Bewegung gründlicher gekannt hätte, sich dennoch seiner Natur nach nicht für sie begeistert, ja, vielmehr dennoch von ihr abgestoßen gefühlt haben würde. Er war nun einmal, wie er selbst sich nannte, „ein Kind des Friedens", und seinem Geiste war es, wie er gleichfalls selbst bekennt, eigenthümlich, daß er sogar „lieber eine

Ungerechtigkeit ertragen mochte, als eine Unordnung", — ein Geständniß, das freilich im Munde eines Dichters zugleich einen Verzicht auf die Befähigung historischer Dichtung und historischer Tragödie in sich schließt. Aber jedenfalls würde er in dem oben bezeichneten Falle schwerlich seinen Götz von Berlichingen gedichtet haben.

Das Verhältniß des Ritters mit der eisernen Hand zu dem großen deutschen Bauern-Aufstande des Jahres 1525 war ein durchaus anderes, als Goethe es darzustellen für gut fand. Die Forschungen von Bensen in seiner „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken", und ganz neuerdings Zimmermann in seiner zweiten Bearbeitung der „Geschichte des großen Bauernkrieges nach Urkunden und Augenzeugen" (Stuttgart 1856) haben dies unwiderleglich dargethan, und es wird gut sein, die geschichtliche Wahrheit gegen die Dichtung in ihr gebührendes Recht wieder einzusetzen.

Ritter Gottfried von Berlichingen auf seiner Burg zu Hornberg am Neckar war seiner Zeit ein weit und breit im Reiche durch seine Tapferkeit und Rauflust bekannter Edelmann, ein kühner Wegelagerer und Raubritter. Er haßte die Geistlichen, er haßte die den freien Rittersmann einengenden Fürsten, er haßte die Ordnung des schwäbischen Bundes und „schmierte gern", wie er sich ausdrückte, „einem Bundesrath ein wenig über den Kopf". Den reichen Herren in der Stadt war er auch nicht hold; und wenn er auch gern zuweilen die Sache eines geringen Mannes, der mit seinem Rechte nicht aufkommen konnte, zu der seinigen machte, um dadurch erwünschten Anlaß zu haben, die großen Herren zu befehden, so war er doch selbst so ganz auf Willkür, Gewalt und faustrechtliche Selbsthülfe gestellt, daß er ganz naiv „in einer Zahl Wölfe, die in

eine Schafherde fielen", sein und seiner Freunde natürliches Ebenbild sah*).

Als die geistigen Leiter der großen Volksbewegung von 1525, an ihrer Spitze der feine Staatsmann Wendel Hippler, die Seele des obersten Kriegsrathes, sich nach einem Führer des Bauernheeres umsahen, der Kriegserfahrung und Ansehen genug besäße, um Einheit und Ordnung in die zerstreuten Wagnisse zu bringen und dessen Name über Freund und Feind Gewicht hätte, fanden sie keinen anderen für solches Bedürfniß geeigneten Mann in den Reihen des deutschen Adels als Götz von Berlichingen. Wendel Hippler, der ihn im Kriegsrathe zum obersten Feldhauptmann vorschlug, irrte sich schwerlich über das Maß seiner Befähigung. Er wußte, daß der tapfere Ritter, dessen Thaten sich bisher nicht über Wegelagerungen und Raufhändel zwischen Neckar, Main und Nürnberger Waldungen hinaus erstreckt hatten, bei denen der Zusammenstoß von einem halben Hundert Reisiger schon als etwas Bedeutendes erschien, kein Feldherr war, ja, daß er kaum einen bedeutenden Krieg gesehen hatte. Er wußte auch, daß er in Bildung und politischer Anschauung, wie in der Auffassung der Sache der Freiheit und Einheit Deutschlands, um die es sich handelte, nicht von fern mit einem Sickingen und Hutten zu vergleichen war, und daß er eigentlich doch nur in der Adelsgenossenschaft sein Vaterland sah. Aber Sickingen und Hutten lebten nicht mehr, und so war Götz die einzige populäre Gestalt von bekanntem Namen, zugleich der einzige Ritter, dessen Grundsätze und Ruf ihn dem Unternehmen zu verbinden geeignet schienen. Er war ein gefürchteter Feind der hohen Geistlichkeit, die selbst gegen ihn predigte. Er

*) Zimmermann I, 147, 188.

war ein Feind des schwäbischen Bundes, gegen den er für Herzog Ulrich von Würtemberg gefochten, der ihn zwei Jahre lang unwürdig und widerrechtlich gefangen gehalten und eben erst vor drei Jahren auf Urfehde freigelassen hatte. Er war der Schwager des großen Sickingen und galt für den Theilnehmer an dessen großartigem Plane, ganz Deutschland zu einem wirklich einheitlichen Reiche unter einem einzigen obersten Beherrscher, dem Kaiser, umzugestalten. So schien er gleichsam der politische Erbe von Sickingen's Ruhm und Stellung zu sein. Aber noch mehr! Er selbst hatte sich den Bauern als Mitglied ihrer „freien christlichen Vereinigung und Brüderschaft" angetragen, und noch existirt das Dokument, durch welches ihm von den „Obristen und Hauptleuten des christlichen Heeres der Bauern" der Eintritt gewährt und ihm und den Seinen Schirm und Schutz zugesagt wurde. Der „getreuherzige Götz" hatte seine Ursachen, warum er später in seiner Lebensbeschreibung davon nichts wissen wollte; denn dieser Umstand stempelte sein Betragen, als er am Vorabende der letzten blutigen Entscheidung entwich, zu einer That verrätherischer Desertion! Auch für seinen Bruder, der auf Jaxthausen saß, erlangte er Sicherheit und Schutz von den Bauern.

Aber nicht nur in den Bund der Bauern war Ritter Götz im Hauptquartier der Obersten zu Kloster Schönthal freiwillig für seine eigene Person eingetreten, er hatte ihnen auch zugesagt: „er vermöge die Edelleute zu ihnen zu bringen." Er dachte daran, die große Volksbewegung im Interesse der „kleinen Herren" gegen die größeren Landesherren, der fränkischen Ritterschaft gegen die geistlichen Fürsten zu benutzen. Auch die Regierungen fürchteten das, und schon ehe Götz die Feldhauptmannsstelle übertragen worden war, schrieb der würtembergische Obervogt

von Schöndorf an die österreichische Regierung nach Stuttgart: „Götz von Berlichingen sei der Bauern oberster Hauptmann, wiewohl man den offen dafür nicht ausgeben dürfe." In der That hatte Götz bereits ein Ausschreiben an die fränkische Ritterschaft erlassen, „sich in vierzehn Tagen wohlgerüstet zu einer allgemeinen Versammlung einzufinden".

Da geschah die That von Weinsberg. Sie veränderte plötzlich die Stellung Götzens zu den Bauern. Der fränkische Adel, den Götz mit den Bauern zu vereinigen gedacht hatte, ward von Entsetzen ergriffen. Zum Volke zu treten und mit demselben vereint die geistlichen Fürsten anzugreifen, davon war jetzt keine Rede mehr, wo man sah, daß es im Bauern-Heere eine Partei, wenn auch die bei Weitem kleinere, gab, die radikal zu verfahren und nicht nur die geistlichen, sondern auch die weltlichen Herren abzuschaffen und nur Einen Stand, den der Gemein-Freien, in dem neuen Reiche deutscher Nation herzustellen gedachte. Ein Theil dieser Partei war es, der, angestiftet von dem wilden Jäcklein Rohrbach, ohne Wissen der überwiegenden Mehrzahl des Bauern-Heeres, die Blutrache zu Weinsberg geübt und den edlen Herren gezeigt hatte, was ihrer warte, wenn sie ihrerseits fortführen, die Gegner als solche anzusehen, die man nicht als gleiche Streiter betrachten und nach Kriegsrecht zu behandeln, sondern als empörte Sklaven grausam zu bestrafen habe. Zwar machten jetzt die meisten Ritter und Edlen, um sich zu retten, ihren Frieden mit den Bauern, und Götz sah seine eigenen Brüder und fast alle Edelleute seiner Umgegend in die Brüderschaft derselben treten. Aber mit seiner Neigung für die Sache war es vorbei, seit er zu bemerken glaubte, daß hier Elemente vorhanden waren, die ihm weit über den Kopf gingen. Auch ihm selber traute im Bauern-Heere der gemeine Mann nicht

mehr recht, und der Vorschlag Wendel Hippler's, des Kanzlers, der seine Wahl zum obersten Feldhauptmann fortwährend dringend empfahl, stieß auf entschiedenen Widerwillen. „Wir haben einen Bauern-Krieg", hieß es, „was bedürfen wir dazu des Adels?" Und als Hippler ihnen vorstellte, daß ein Feind wie Götz von Berlichingen ein gefährlich Ding für ihre Sache sein würde, so fragte man dagegen: „Warum henkt man ihn denn nicht an einen Baum?" (Zimmermann II. 74. Bensen S. 167.) Indessen Wendel Hippler und die anderen Freunde des Ritters im Bauernrath drangen durch, und Götz von Berlichingen ward zum Feldhauptmann gewählt.

Der „getreuherzige" Ritter weiß in seiner Lebensbeschreibung viel davon zu erzählen, wie man ihn gezwungen habe; aber er sagt nicht, daß er schon einige Wochen vorher mit im Kriegsrathe der Bauern zu Gundelsheim gesessen und seinen Plan entwickelt hatte, wie man mit den Bischöfen von Mainz und Würzburg den Angriff beginnen müsse. Freilich mochte sein Hab und Gut, vielleicht auch sein Leben auf dem Spiele stehen, wenn er ablehnte. Aber hat ein „Ritter" danach zu fragen, in solchem Falle? Es ist falsch und unwahr, wenn er erzählt, daß er die Hauptmannschaft nur unter der Bedingung angenommen habe: „daß sie nichts Anderes wollten als das Wort Gottes, sonst ihrer Obrigkeit Gehorsam leisten, alle Lasten, Gülten, Zinsen und Frohnden tragen und leisten, und alle Mängel ihren Herren anheimstellen, keines Edelmannes Haus schädigen und bloß ihre rechtlichen Ansprüche vorbehalten wollten." Unwahr und lächerlich! Denn Götz hatte bei seinem Eintritt in die Verbrüderung der aufgestandenen Bauern die zwölf Artikel ganz einfach und ohne alle Bedingniß unterschrieben und beschworen; und wenn die Bauern hätten handeln wollen, wie er verlangte, so hätten sie

vor allen Dingen nach Hause gehen und die Waffen niederlegen müssen, statt sich einen obersten Feldhauptmann zu wählen. Götz hatte sich nur seine Pflicht gegen den schwäbischen Bund vorbehalten, und gefordert: daß solche tyrannische Handlungen wie die Blutthat zu Weinsberg nicht mehr statt fänden. Das Erstere hatte man ihm zugestanden; und auf das Zweite hatte man geantwortet: „es wär' geschehen; wo nit, geschäh' es vielleicht nimmer!" Das war die Wahrheit. Die große Majorität des Bauern-Heeres und seiner Führer hatte die That, die ohne ihr Wissen geschehen war, entschieden gemißbilligt, und ihr Vorschlag, Götz von Berlichingen zum obersten Feldhauptmann zu machen, war nichts Anderes, als ein Ausdruck dieser Mißbilligung. Die gemäßigte Partei hatte im Bauernrathe gesiegt über die extreme, deren Führer Jäcklein Rohrbach sich mit seiner Schaar in Folge dessen von dem Hauptheere trennte. Zum Unglück für den Ausgang der Sache selbst verließ auch Herr Florian von Geier mit seiner erlesenen „schwarzen Schaar" das große Heer, den sogenannten „hellen Haufen", und schloß sich dem fränkischen Heere an.

Aber auch die Räthe und Hauptleute des großen Heeres trauten ihrem erwählten Feldhauptmann nicht, und waren darüber einig, auf alle seine Schritte ein wachsames Auge zu haben. Götz hatte die Feldobersten-Stelle zunächst nur auf vier Wochen angenommen; doch hatte er sein Versprechen erneuert, den Adel für die Sache der Bauern zu gewinnen, und seine ersten Pläne für die Kriegsführung waren verständig. Er rieth ab von der Belagerung der starken Festung Frauenberg des Bischofs von Würzburg, deren Erfolglosigkeit er voraussah und an der später wirklich zum großen Theil die Sache der Bauern zu Grunde ging. Sein Plan war: mit Zusammenziehung aller Haufen

zunächst dem Hauptgegner, dem schwäbischen Bunde, entgegen zu rücken und dessen Macht in einer oder zwei offenen Feldschlachten niederzuwerfen, worauf dann Städte, Festungen und Schlösser von selbst fallen mußten. Aber dieser Plan ward verworfen. Man zog gegen das reiche Kloster Amorbach, das rein ausgeplündert ward, und die Zeugenaussage des Abtes bewieß später, daß der biedere Ritter gehörig „mitmachte". Er verspottete den alten Abt, als dieser tief seufzend die Kostbarkeiten des Klosters von dem Beutemeister des Bauern-Heeres versteigern sah; er half ihm die versteckten silbernen Becher abpressen, und erstand für 150 Gulden die blaue Pracht-Inful des Abtes, aus deren Geschmeide er seiner Hausfrau einen Halsschmuck machen ließ, während diese sich aus dem Sammt eine Jacke schneiderte. Die Bauern waren mit ihrem Feldhauptmann so wohl zufrieden, daß sie ihm den dritten Theil des Kaufschillings erließen, wie sie ihm zuvor schon den Wildzug von Hornek geschenkt hatten.

Aber das gute Einvernehmen dauerte nicht lange. Noch in Amorbach versuchte Götz mit Wendel Hippler die in den zwölf Artikeln aufgestellten Forderungen beträchtlich zu mildern, um die Städte und den Adel zu gewinnen. Dadurch verlor er das Vertrauen des Heeres und kam selbst in Lebensgefahr, aus der ihn nur Georg Metzler, sein Mithauptmann, und andere Hauptleute retteten. Seitdem aber war es um sein Ansehen geschehen, und obschon noch der überwiegende Theil der Räthe und Hauptleute für ihn war, und obgleich er noch viel Brennen und Plündern verhinderte, gewann er doch die Beliebtheit bei dem Heere nicht wieder. Die Bauern fühlten, daß er vermitteln wollte, wo nur Sieg entscheiden konnte, und er war seitdem mehr ein Gefangener im Zuge des Haufens, als dessen oberster Feldhauptmann. Doch ward von dem Heere, bei dem er war, keines

Edelmannes und Grafen Haus mehr eingeäschert, und selbst Reichsfürsten traten dem Bunde der Bauern bei.

Götz zog mit nach Würzburg gegen den Frauenberg, nachdem gegen seinen Rath die Belagerung desselben beschlossen worden war. Vergebens drang er auch hier noch darauf, mit der Besatzung einen Vertrag zu schließen und sich gegen Bamberg und Würzburg zu wenden. Ihn verlangte sicherlich danach, an diesen seinen alten Feinden Rache zu nehmen. Aber er drang nicht durch, und die Belagerung ward beschlossen. Ihr schlechter Erfolg ist bekannt. Während das Hauptheer hier sich nutzlos erschöpfte, gewannen die geistlichen und weltlichen Fürsten Zeit, ihre Truppen zu sammeln und zu verstärken. Der gefürchtete Truchseß von Waldburg schlug bei Böblingen und Sindelfingen die vereinzelten Bauern-Heerhaufen, übte zu Weinsberg das gräßliche Blutgericht, bei dem er den Bauern-Hauptmann Jäcklein von Rohrbach, mit einer Kette an einen Pfahl geschlossen, in einem Feuerkreise langsam verbrennen ließ, wie er kurz zuvor den Pfeifer des Grafen von Helfenstein eines zweistündigen Flammentodes hatte sterben lassen. Er ließ Weinsberg dem Erdboden gleich machen und rückte gegen Würzburg an. Da endlich drang Hippler's Meinung durch. Das Belagerungsheer theilte sich; nur 4000 Mann blieben mit dem schweren Geschütze zu Würzburg. Die übrigen 7- bis 8000 Mann zogen dem Truchseß entgegen zum Entscheidungskampfe. Es galt, sich zuvor mit dem fränkischen Zuzuge, 5000 kampfentschlossenen Männern, bei Oehringen zu vereinen. Ein Seitenmarsch, den Götz von Berlichingen anrieth. hinderte diese Vereinigung. Die Heerhaufen verfehlten sich. Verwirrung ergriff das Bauern-Heer, welches Götz von Berlichingen führte, und des Führers Verrath vollendete diese Verwirrung: Götz von Berlichingen „entritt" mit zehn Begleitern zu Adolf-

furth. „Er wolle mehr Leute bringen“, hatte er vorgespiegelt. Er hatte ausgerechnet, sagt er in seiner Lebensbeschreibung, daß gerade an diesem Tage, dem 28. Mai, die Zeit um war, für welche er den Oberbefehl übernommen hatte, und er rechnete darauf, daß in dem Drange der Umstände Niemand daran denken würde, daß die vier Wochen um seien. „Ich glaub nit“, sagt er, „daß sie die Abenteuer wußten, daß gerade meine Zeit um war!“ Aber er dachte nicht daran, daß er nicht bloß als oberster Feld-Hauptmann, sondern als Mitglied und Bruder dem Bunde der Bauern und ihrer „christlichen“ Sache gehuldigt und sich zugeschworen hatte, und daß weniger Ehre dabei war, wenn der Feldherr von dem Heere, das von dem Ablaufe seiner Feldherrnzeit keine Ahnung hatte, auf dem Rückzuge in der äußersten Noth, wenige Stunden vor der Schlacht, sich hinwegstahl, als wenn er selbst widerwillig bei denen aushielt, die in ihm noch immer ihren Feld-Hauptmann und Bundesbruder sahen. Er ging zum Feinde und schrieb am andern Morgen an seinen guten Freund Hans Reuter von Bieningen, den Schultheißen des Heerhaufens, den er verlassen hatte: sie sollten sich dem Bunde auf Gnade und Ungnade ergeben; er selbst habe bereits mit einem Rathe des Bundes, dem Ritter Dietrich Späth, ihrethalb geredet! Als die Flucht und der Verrath Berlichingen's bekannt wurden, ergriff Entsetzen das verlassene Heer. Ein altes Volkslied, in welchem sich der Zorn und Haß des Volkes später gegen den Verräther Luft machte, singt von der Schlacht bei Königshofen, in welcher der Rest des hellen Haufens vernichtet ward:

„Doch Götz, von Berlichingen genannt,
Ihr Hauptmann, war verschwunden!“

Aber sein Verrath bekam ihm schlecht, und statt des gehofften Dankes wurden Schmach und Gefängniß sein Lohn. Zwar mit

dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Bischofe von Würzburg vertrug er sich bald, und der kaiserliche Fiscal nahm die gegen ihn erhobene Anklage zurück und stellte ihm einen Unschuldsbrief aus. Aber der schwäbische Bund setzte ihn gefangen und ließ ihn erst nach zwei Jahren aus dem Gefängniß auf Bedingungen, die für den alten Ritter härter sein mußten, als der Tod. Er, der von Jugend auf frei durch Wald und Gebirg gestreift hatte, mußte geloben, nie mehr die Markung seines Schlosses Hornberg zu überschreiten, keine Nacht außer seinem Hause zuzubringen, lebenslang kein Roß mehr zu besteigen, dem Kurfürsten von Mainz und dem Bischof von Würzburg wegen Schadenersatz zu Recht zu stehen, Bürgschaft bis auf 25,000 Gulden zu stellen und sich an dem Bunde und den Bundesgliedern nie zu rächen. In diesem Zustande lebte er sechszehn Jahre lang, von den Fürsten gehaßt und von den Gemeinen, deren Sache er verlassen hatte, mit den bittersten Spottliedern verfolgt. Erst Karl V. hob seine Urphede auf, und der alte Haudegen machte noch als Greis einen Kriegszug nach Frankreich und die Belagerung von St. Dizier mit, ehe er sich, „ein erlebter und betagter Mann“, zur Ruhe legte.

Wer diese geschichtliche Darstellung mit der Goethe'schen Dichtung vergleicht, wird erkennen, wie unverantwortlich die historische Wahrheit von dem großen Dichter verfehlt, um nicht zu sagen: gefälscht, worden ist. Die größte Unwahrheit ist der Tod und der letzte Ruf des Goethe'schen Götz nach — „Freiheit!“

Es gab nur Einen Helden dieses Kampfes, in dessen Munde dieser Ruf eine Wahrheit war. Das ist der edle Genosse des großen Sickingen, der Ritter, der von den Höhen des Lebens freiwillig herabstieg in die Reihen seines Volkes, für dessen Noth und Bedrängniß er ein volles Herz hatte, der seinen freiherr-

lichen Rittermantel wegwarf, um ein schlichter Gemeinfreier zu werden im neuen Reiche, der vom ersten bis zum letzten Augenblicke keine Umkehr kannte von der einmal betretenen Bahn, und der das große Trauerspiel des Volkskampfes würdig schloß mit einem heldenhaften Untergange — Florian Geier von Geiersberg, der wahrhaft ritterliche Held des Kampfes der deutschen Gemeinfreien für die politische und religiöse Einheit, Freiheit und Gleichberechtigung der deutschen Nation. Noch hat er keinen Sänger gefunden, der ihn, wie Goethe an Götz so unverdient gethan, unsterblich gemacht und in's innerste Herz seines Volkes unvergeßbar eingeschrieben hätte. Aber er wird ihn finden, so gewiß dieses Volk, für das er sich geopfert, noch eine andere Zukunft hat, als diejenige, welche ihm seine Feinde bereiten möchten.

Goethe und die Sesenheimer Friederike*).

(1871.)

Die Lektüre des unten genannten Buches, welches Goethe's Straßburger Aufenthalt und seine Sesenheimer Liebesepisode behandelt, ist recht geeignet, zu tröstlichen Betrachtungen anzuregen über die wunderbare Macht, welche das Geistige und Ideale in Bezug auf Dauer und Wirkung auf die Menschheit über die gewaltigsten Erscheinungen des Realen und Materiellen hoch hinaushebt.

Ein junger Mensch von 21 Jahren, ein Student, erlebt vor hundert Jahren in einem Elsässischen Pfarrhause eine Liebesidylle. Eine Jugendliebe, wie sie Tausende und aber Tausende erlebt haben und noch erleben, leidenschaftlich gesteigert durch drei bis vier kürzere und längere Ferienbesuche des jungen Straßburger Studiosen in den Herbst- und Frühlingstagen von 1770—1771, endet im Hochsommer des letzteren Jahres nach einer Blüthe von kaum zehn bis elf Monden mit schmerzvoller Trennung, da Verhältnisse und Umstände dem Jünglinge die Pflicht auferlegen, der jugendlichen auf's Gerathewohl gehegten Neigung zu ent-

*) Goethe zu Straßburg. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Dichters, von J. Leyser. Mit Facsimilen und Abbildungen. Neustadt an der Haardt, 1871.



sagen. Was kann alltäglicher, gewöhnlicher sein, als dieser Vorgang, der sich seitdem in unzähligen ähnlichen Fällen wiederholt hat?

Aber dieser Jüngling ist ein Mensch, der im sichern Gefühle seiner Kraft, seiner Bestimmung und Lebensaufgabe, es über sich gewinnt, die Liebesleidenschaft unreifer Jugend seinem Genius zum Opfer zu bringen, statt denselben an der Schwelle des Lebens in die Fesseln der Ehe zu schlagen. Er ist — oder vielmehr er wird ein Goethe, der größte Dichter seiner Nation, in seiner Person zugleich das höchste Kunstwerk menschlicher Bildung und Ausbildung darstellend für kommende Geschlechter. Die Liebesepisode seiner Jugend wurde — wenigen bekannt wie sie es war — nach ein Paar Jahren selbst im Kreise der Jugendgenossen vergessen, und das Geschick wie der Name der unverheirathet gebliebenen Sesenheimer Pfarrerstochter würden in Dunkelheit und Schweigen gehüllt geblieben sein, wenn Goethe nicht fast ein halbes Jahrhundert später auf der Höhe seines Ruhmes die nicht genug zu preisende Dankbarkeit gegen die Geliebte seiner Jugend geübt hätte, ihrem Andenken durch die Schilderung jener glücklichen Jugendtage eine wahrhaft beneidenswerthe Unsterblichkeit zu verleihen. Die Inschrift auf dem Denkmale, welches jetzt Friederike Brion's Asche auf dem Friedhofe von Meissenheim bezeichnet:

„Ein Strahl der Dichtung fiel auf sie,
So reich, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!“

sie sagt die Wahrheit. Reich und überreich sind die kurzen Jugendschmerzen, welche dem sechszehnjährigen jungen Mädchen beschieden gewesen waren, durch das verklärende Denkmal der Dichtung vergolten worden, welches ihr der Jugendgeliebte in

Dichtung und Wahrheit für alle Zeiten aufgerichtet hat. Er vollendete es in demselben Jahre 1813, in welchem Friederike Brion aus dem Leben schied, mitten unter den Stürmen des furchtbaren Krieges, welche damals über die Erde rasten.

Ich habe im ersten Theile meines Werks über Goethe's Frauengestalten*) den Versuch gemacht, die dichterisch verklärte Gestalt Friederikens aus Goethe's unübertrefflicher Darstellung der Sesenheimer Liebesepisode zu entwickeln, und zugleich zu zeigen, mit welcher rührenden Offenheit und mit welcher seltenen Strenge gegen sich selbst der große Dichter in seiner Schilderung jenes Jugendereignisses verfahren ist. Eine Betrachtung aber, welche ich zu Anfange dieser Zeilen angedeutet habe, wird hier nachzufügen erlaubt sein.

Hundert Jahre sind vergangen seit dem Tage des August 1771, an welchem der zweiundzwanzigjährige eben zum Doktor juris promovirte Frankfurter Patrizierssohn durch seinen schmerzlichen Abschied von der Elsässischen Pfarrerstochter die Sesenheimer Liebesidylle abschloß, von der volle dreiundvierzig Jahre lang kein Mensch — mit Ausnahme weniger Einzelnen — irgend etwas wußte. Da entwarf Goethe im zehnten und elften Buche seiner Selbstbiographie jenes zauberhafte Gemälde, in welchem er „die Bilder froher Jugendtage" mit den geliebten Gestalten die sie einst belebten auf's Neue in ein höheres kunstverklärtes Dasein rief, jenes Gemälde, „warm und duftig wie Claude Lorrains bezaubernde Schöpfungen, ausgezeichnet durch die feinste Technik der Darstellung"**) und von einer Tiefe und Innigkeit der Empfindung, die auf jedes Menschenherz ihre unwiderstehliche

*) Goethe's Frauengestalten, dritte Ausgabe. (Zwei Theile, Berlin 1870.) — I, S. 183—203.

**) Leyser, S. 91.

Macht übt und üben wird, so lange die Sprache geredet wird in der diese schönste aller Liebesdarstellungen geschrieben ist.

Was ist Alles geschehen, wie Ungeheures ist vorgegangen in den hundert Jahren seit jenem einfachen Ereignisse in dem Elsasser Pfarrhause! Aber alle die Revolutionen, die seitdem Europa erschüttert, alle die hundert und aberhundert Schlachten, welche den Boden Europa's vom Tajo bis zur Moskwa mit Blut getränkt haben, die Könige die erhoben und vertrieben, die Städte welche eingeäschert, die Throne welche errichtet und zerbrochen worden sind, alle diese Begebnisse, die in der Zeit ihres Geschehens die Welt so viel von sich reden machten, und in denen sich die Gewalt des Realen und Materiellen mit ihren Riesenfäusten so fürchterlich bethätigte — sie hängen nur noch wie trockne Blätter am Baume historischer Erinnerung. Jene unscheinbare Episode dagegen, vom Dichter gestaltet und verklärt, lebt noch nach hundert Jahren ein immer frischeres Leben in den Herzen der Menschen, deren sie viele Hunderttausende gerührt und zu liebevoller Theilnahme bewegt hat und bewegen wird. Das ist die Macht des Idealen über die gemeine Realität, die Macht des Geistigen über das Materielle, des Dichters, des Genius Unsterblichkeit verleihende Kraft und Herrschermacht, die allein wahrhaft „von Gottes Gnaden" zu heißen verdient! Und so ist es denn in dieser schweren Zeit ein tröstlicher Gedanke: daß diese Elsasser Liebesdichtung Goethe's und ihre Wirkung auf die Herzen und Gemüther der Menschen auch die Erinnerung an all das Elend und alle die Gräuel des Kriegsunwetters, mit welchem im Säkularjahre der Sesenheimer Idylle das schöne Heimathland derselben zum Schmerze jeder fühlenden Menschenbrust überzogen werden mußte, weit, weit überdauern wird!

Gehen wir von diesen Betrachtungen über zu dem Buche, durch welches sie veranlaßt wurden, so ist zunächst das fleißige Studium des zahlreich vorhandenen litterarischen Materials, sowie die sorgfältige Aufspürung mancher bisher noch unbenützter Quellen zur Vermehrung und Berichtigung einzelner Punkte rühmend zu erwähnen. Der Verfasser wollte, wie er selbst uns sagt, durch diese seine Behandlung eines einzelnen Abschnittes im Leben und Entwicklungsgange des Dichters ein Beispiel geben: wie etwa das Leben Goethe's „für das große Publikum allgemeiner Bildung zu schreiben wäre, dem seit Lessing die deutsche Litteratur angehört". In gewissen Partieen seines Buches ist ihm dies gelungen. In Betreff des Ganzen aber scheint er übersehen zu haben, daß die von ihm beliebte Ausführlichkeit, wenn sie ein zukünftiger Biograph Goethe's in gleicher Weise auf die Gesammtdarstellung eines so langen und so reichen Lebens anwenden wollte, zu einer Ausdehnung führen müßte, welcher mehr als ein Dutzend solcher Bände, wie der vorliegende, noch nicht genügen würden. Herr Leyser übersieht, daß Styl und Behandlung solcher Monographien, wie die seine, wesentlich andere sind, als diejenigen, welche ein biographisches Gesammtbild für sich verlangt und verlangen muß. Wer über diese letzteren gründlich nachgedacht und sich in dem Falle befunden hat, selbst die praktische Erfahrung jenes Unterschiedes zu machen, wird eben daher nicht umhin können, jenen Anspruch des Herrn Verfassers von vorn herein abzuweisen. Seine Monographie ist eben weiter nichts als ein — sehr nützlicher — einzelner Baustein, aber auch eben nur ein solcher für den zukünftigen Meister, der einst der Nation den gewaltigen Pyramidenbau dieses großen Daseins würdig vor die Augen stellen wird. Ein „Leben Goethe's", wie wir Andern es in der Seele tragen, dürfte ein

Werk sein, an welches ein hochbegabter historischer Künstler wohl ein halbes, wenn nicht ein ganzes Leben zu setzen haben wird, wenn sein Werk der Größe der Aufgabe entsprechen soll. Was wir bis jetzt von solchen Versuchen einer Biographie Goethe's besitzen, sind eben nur unvollkommene, wenn auch verdienstliche und dankenswerthe — Versuche.

Aber selbst über den Werth solcher Monographien wie die vorliegende für die Kenntniß und Erkenntniß des Dichters müssen wir uns ins Klare setzen, um uns keiner Täuschung hinzugeben. Soweit dieselben Thatsächliches aus dem Leben des Dichters zusammenstellen, berichtigen und ergänzen, liefern sie dankenswerthes Material für den zusammenfassenden Biographen. Wo sie aber darüber hinaus gehen, und an dem Kunstwerke der Selbstbiographie des Dichters die von demselben geflissentlich im Dämmerlichte gelassenen Umstände und Verhältnisse der realen prosaischen Wirklichkeit von der Schönheit der künstlerischen Formirung entkleidet aufzuzeigen sich die unfruchtbare Mühe machen, da verfallen sie dem Tadel, welchen Goethe einmal über solches Verfahren in den Worten der Xenie ausspricht:

„Was wir Dichter ins Enge bringen,
Wird von ihnen ins Weite geklaubt.
Das „Wahre“ klären sie an den Dingen,
Bis Niemand mehr daran glaubt!“

Das Leyser'sche Buch ist in manchem Bezuge nicht von diesem Vorwurfe des Dichters frei zu sprechen. So z. B. hat die Elsasser Pfarrerstochter für uns nach hundert Jahren lediglich und allein nur Interesse als die Friederike, wie sie Goethe in seiner Schilderung unsterblich verklärt hat. Auch ihre Eltern und Geschwister interessiren uns nur in der ihnen von Goethe gegebenen Gestaltung. Völlig gleichgültig und unwesentlich ist es

dagegen, wenn wir ihre Namen, Geburts- und Todesjahr u. s. w. erfahren, wenn unbedeutende Briefe und Stammbuchblätter von ihnen mitgetheilt werden. Aber geradezu störend, ja beleidigend ist es, wenn eine prosaische Neugierde aus dem späteren Lebensschicksale einer Friederike, wie Herr Leyser (S. 209 bis 212) thut, Widerwärtiges aus dem Dunkel der Vergessenheit hervorzieht, wenn er das holde, vom Dichter gezeichnete Bild der Friederike von Dichtung und Wahrheit durch den Nachweis der von aller Welt seit fast 90 Jahren vergessenen „Thatsache“ entstellt: daß die Jugendgeliebte eines Goethe, die protestantische Pfarrerstochter sich so und so viele Jahre später von dem katholischen Geistlichen von Sesenheim, „einem gewandten Manne“, verführen lassen und in Folge dieses Verhältnisses einen Knaben geboren habe, der im frühen Alter zu Stephansfeld bei Straßburg gestorben sei! Es ist wahr, Herr Leyser ist nicht der erste, der diesen Ertrag einer Art von Handwerksburschenneugier zu Markte bringt.

Schon bei Goethe's Lebzeiten beging ein deutscher Pedant, der Bonner Professor Näke, sogar die unglaubliche Taktlosigkeit, dem Dichter der Sesenheimer Idylle diesen seinen Fund vorzulegen! Herr Leyser meldet, daß durch die oben erwähnte Mittheilung von dem Fehltritte der Sesenheimer Pfarrerstochter „sich ein förmlicher Federkrieg in Betreff des Für und Wider entsponnen habe“. Ich glaube ein ziemlich guter Kenner der Goethe-Litteratur zu sein, und seiner Zeit, vor dreißig Jahren, auch das Näke'sche Buch gelesen zu haben; aber jenes Widrige war mir total aus dem Gedächtnisse entschwunden, und ich weiß es Herrn Leyser keinen Dank, daß er es uns wieder in die Erinnerung gerufen hat, und zwar nicht ohne eine gewisse Selbstbefriedigung darüber kund zu geben, „daß er in der Lage ist, das letzte und zwar das bestätigende Wort in dieser Streitfrage zu reden“. Das ist

ein unliebsamer Flecken in dem sonst wohlgemeinten und wohlgelungenen Buche, ein Fehler, den ich nicht um dieser Einzelheit willen, sondern deshalb hervorhebend erwähne: weil man im Interesse des Schönen und der Kunst, und im Interesse jener Wahrheit, welche im Gebiete beider, in der Poesie, die alleinige ist, gegen solche prosaische Nachspürerei der den Kunstwerken zum Grunde liegenden und ihnen als Motiv dienenden materiellen Realität — zumal in einer Zeit wie die unsere — nicht lebhaft und nachdrücklich genug warnen und Protest erheben kann. Und was hat am Ende das vorliegende Buch mit seinem mühsamen Aufgraben der Lebensspuren der realen Friederike als letztes Resultat zu Tage gebracht? Nichts als den Beweis, daß die Sesenheimer Pfarrerstochter des Jahres 1771 eine im Grunde unbedeutende Person war, deren fünfzehnjährige anmuthige Erscheinung mit dem Auge der Liebe eines Dichtergenius gesehen und ein halbes Jahrhundert später von ihm mit der rührenden Dankbarkeit der Erinnerung an eine Jugendliebe geschildert, ihre ganze Bedeutung eben nur dieser Schilderung verdankt; ein Mädchen, das mit einem Goethe als Gattin verbunden sich vorzustellen selbst für den bloßen Gedanken, im Hinblick auf die Mission dieses Genius, etwas Unerträgliches ist; ein Wesen endlich so ohne Tiefe des Gefühls und Bewußtseins über die durch die Liebe eines Goethe ihrer Existenz und ihrem Leben gegebene Weihe, daß sie sich in dem reifen Alter von einigen dreißig Jahren der unreinen Leidenschaft eines katholischen, zur Ehelosigkeit verpflichteten Priesters ergeben konnte! Mag sie immerhin, wie uns Herr Leyser berichtet, später als Matrone den Ihrigen eine gute „Tante" gewesen sein — wir wollen es gern glauben.

Was wir aber nicht glauben, und zwar nach Herrn Leyser's

eigenen Entdeckungen über ihren späteren Liebeshandel mit jenem „gewandten" katholischen Geistlichen nicht glauben, ist, „daß sie die hohe Liebe zu Goethe wandellos in ihrem Herzen getragen" und um dessenwillen „ehrenvolle Bewerbungen" stets mit den Worten zurückgewiesen habe: „Welches Herz von Goethe geliebt worden, das kann keinem Manne weiter angehören!" (Leyser, S. 202—203.) Statt also von einem „tragischen Geschicke" zu reden, durch welches eine Studentenverlobung zurückgegangen, sollte jeder Freund unserer Nation und der Menschheit nur Freude darüber empfinden, daß Goethe in seinem dunklen Jugenddrange das Wort wahr zu machen die Kraft gehabt hat, welchem ein Elsässer Dichter unserer Tage bei dieser Gelegenheit Ausdruck gegeben hat in den schönen Zeilen:

„Wo Einer sich ein Ideal erkoren
Und knieend ihm, in heilig frommer Scheu,
Sein ganzes Sein und Wollen zugeschworen,
Da gilt nur Ein Gesetz: Du bleibest treu!"

Friederike von Sesenheim aber, weit entfernt unser beklagendes Mitleid aufzuregen, theilt vielmehr das beneidenswerthe Glück der ganzen Straßburger Umgebung Goethe's, der Salzmann, Lerse, Weiland, Wagner, Lenz und wie sie weiter heißen, — das Glück, daß ihr Dasein und ihre Gestalten durch die bloße streifende Berührung des jungen Adlers und seines Genius aus der Nacht der Vergessenheit errettet und emporgetragen worden ist zur poetischen Unsterblichkeit im Gedächtniß „der redenden Menschengeschlechter". Was sie sonst noch gewesen und gelebt, ist ein verschwindendes Moment für unser Interesse.

Friedrich Schiller.

Ein Lebensbild*).

(1859.)

Ein ganzes Volk von vierzig Millionen
Hebt Händ' und Herzen feiernd heut empor,
In Hütten wie auf hohen Fürstenthronen,
Drängt Ein Gefühl erhebend sich empor;
Wo Deutsche auf dem weiten Erdball wohnen,
Schallt: „Er war unser!" heut im Jubelchor.
Verstummen muß der Frevelmund des Spottes,
Denn solche Volkesstimm' ist Stimme Gottes!

Heute sind es hundert Jahre, daß in der niederen Hütte eines deutschen Städchens, am zehnten November des Jahres 1759, zu Marbach im Schwabenlande ein zartes, schwächliches Kind geboren ward. An seiner ärmlichen Wiege saßen Mangel und Sorge neben der Elternliebe; aber zu ihren Häupten stand der Genius des deutschen Volks, und begrüßte mit seinem Glorienscheine den Neugebornen. Denn in dieser Wiege lag der einstige Fürst und mächtigste Herrscher im Reiche des deutschen Geistes, dessen Geburtstag nach hundert Jahren gefeiert werden

*) Verfaßt auf den Wunsch des Vereins für die Schillerfeier 1859 und für die Schulen Berlin's in 60,000 Exemplaren abgedruckt.

sollte soweit die deutsche Sprache über den Erdball tönt, als ein Fest- und Feiertag seines Volks und der ganzen gebildeten Menschheit.

Das heutige Jubelfest ist ein einziges in seiner Art; es ist ein Fest, um welches alle Kulturvölker der Erde unser deutsches Volk beneiden können, während sie zugleich dankbar bewundernd an seiner Feier Theil nehmen. Denn keines von allen besitzt einen Propheten und Verkündiger des Menschheitevangeliums der Tugend und Sittlichkeit, der Schönheit und Humanität, der Freiheit und Brüderlichkeit aller Menschen, wie ihn unser Volk an seinem Schiller besitzt. Und eben weil er, der deutscheste der Dichter, zugleich ein Eigenthum der Welt geworden ist, weil die erhabenen Gedanken und Lehren, die er in unsterblichen Werken in der Sprache unseres Volkes ausgesprochen und ausgestaltet, und für die er gelebt und gelitten hat, als weltbürgerliche der ganzen Menschheit angehörende dastehen: darum wird selten eines Mannes Gedächtniß so weit hin auf dem Erdboden als ein Freudenfest der Menschheit begangen werden, wie das Fest unsers Schillers, bei dessen lichtem Namen Allen, die ihn nennen, die Strahlen des Lichts und der Schönheit, der Liebe, Wahrheit und Freiheit wie Sonnenglanz entgegenleuchten.

Versuchen wir mit kurzen Hauptzügen die Bahn zu zeichnen, welche dieser Mann von der niedern Geburtsstätte bis zum Gipfel solcher Größe, bis zum Herrscherthrone deutschen Geistes durchschritten hat. Sie war mühe- und dornenvoll diese Bahn, denn schon ein alter Dichter singt:

Schwer nur ringt sich empor das Talent, dem schon an der Wiege
Armuth sperret den Weg! —

Johann Christoph Friedrich Schiller ward am Geburtstage Luthers, den 10. November 1759, zu Marbach geboren. Das

liederreiche, waldgrüne Schwabenland, durch das der silberne Neckar, von Rebenhügeln umkränzt, dahinfließt, war die Wiege von Schiller's Kindheit, und diese Kindheit war bei aller Armuth seiner Eltern dennoch eine glückliche. Denn diese Eltern, denen er als erster und einziger Sohn im zehnten Jahre ihrer Ehe geboren ward, waren zwei treffliche Menschen, Beide Kinder des Volks, Kinder jenes deutschen Bürgerthums, dem die meisten unserer großen Geister entsprossen sind. Die Mutter, Elisabeth Kodweiß, war die Tochter eines kleinen Gastwirths zu Marbach; der Vater, Johann Kaspar Schiller, der Nachkomme einer ehrsamen Dorfbäckerfamilie. Aber in beiden leuchtete der göttliche Funken des ächten deutschen Geistes der Familienliebe und Treue, der gottergebenen Redlichkeit und der wahren Tugend und Frömmigkeit. Und sie hatten diese Tugenden nöthig in ihrem Leben, auch um des Sohnes willen, dessen hohen Ruhm sie beide noch erlebten, der ihnen aber zuvor durch sein Geschick schwere Prüfungen bereiten sollte. Herr Johann Kaspar hatte sich hart durch das Leben schlagen müssen, ehe er sich vom Unteroffizier und Feldscheer im rauhen Kriegsleben zum schlecht besoldeten Lieutenant und Hauptmann emporrang. Zugleich hatte er, von edlem Ehrgeiz getrieben, jede Stunde benutzt, um durch eigenes Lesen und Studiren ohne fremde Beihülfe als Mann dasjenige nachzuholen, was den Knaben und Jüngling die Ungunst der Umstände zu lernen verhindert hatte. Als ihm sein Sohn geboren ward, erhob der fromme Mann zu seinem Gotte das Gebet: „diesem Sohne an Geistesstärke zuzulegen, was er selber aus Mangel an Unterricht nicht erreichen können!“ Und noch ist das Blatt vorhanden, auf welchem der glückliche Vater später diesem Gebete zusetzte: „Dank Dir, mein Gott, Du hast mich erhört!“

Wie der Vater energisch, kraftvoll, strebsam und von unermüdlicher Thätigkeit, so war die Mutter, die große, schlanke wohlgebaute Frau mit den goldblonden Haaren und den sanften Augen, deren Ebenbild der Sohn im Aeußern war, das trefflichste, häuslichste Weib und das beste Mutterherz, sanft und fest zugleich. Im Schoße dieser ächten deutschen Familie, die der Geist der Liebe und Ordnung, der Gottesfurcht und Mäßigkeit beseelte, wuchs an der Seite einer zwei Jahre älteren Schwester Christophine die zarte Kindesblume zum helläugigen fröhlichen Knaben empor. Er war kein frühreifes Wunderkind, das schon im Anfange des Lebens seine erhabene Zukunft angedeutet hätte; er war eben ein Kind wie andere auch, zart von Körper wie von Gemüth, ein liebevoller Bruder und ein gefühlvolles Kind, bei dem besonders eine unüberwindliche Neigung, Andere zu beschenken, als ein charakteristischer Zug hervortrat. Desgleichen zeigte sich eine frühe Aufmerksamkeit auf Alles, was man im Familienkreise vorlas; und das geschah meistens aus der Bibel und aus Gellert's Gedichten. Wenn der Vater das Morgen- und Abendgebet laut sprach, eilte das Kind von seinem liebsten Spiele herbei. „Es war ein rührender Anblick, — erzählt seine ältere Schwester, — den Ausdruck der Andacht auf dem lieben Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben ihm den Ausdruck eines Engelsköpfchens." An einem schönen Ostermontag, als die Mutter mit den beiden Kindern über Land ging, die Großeltern zu besuchen, erzählte sie ihnen die Geschichte von den Jüngern, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emaus Jesus zugesellt hatte; und so gerührt und begeistert wurden Mutter und Kinder, daß sie auf der einsamen Berghöhe vor

Marbach niederknieten und beteten. „Dieser Berg", erzählt Christophine Schiller, „wurde uns zum Tabor!"

Daneben horchte dann der heranwachsende Knabe nicht minder aufmerksam zu, wenn Abends der vielgewanderte Vater von seinen Erlebnissen draußen in der Fremde der weiten Welt, vom siebenjährigen Kriege und den Heldenthaten des „alten Fritz" erzählte, oder auf Spaziergängen nach der Höhe des Klosters Lorch, wo die Ahnherrn der Hohenstaufen begraben liegen, von der Herrlichkeit der deutschen Kaiser dieses Geschlechts berichtete. In Lorch fand der Knabe einen trefflichen Lehrer an dem Ortspfarrer Moser, einem Freunde der Schiller'schen Familie, der ihn an dem Unterrichte seiner eigenen Söhne Theil nehmen ließ. Dafür hat ihm der dankbare Schiller später mit seinem „Pfarrer Moser" in dem Trauerspiele „Die Räuber" ein ewiges Gedächtniß gestiftet.

Der Eindruck, welchen dieser würdige Geistliche auf den Knaben machte, war bedeutend. Sein höchster Wunsch ward, ein Pfarrer, ein Verkünder des göttlichen Worts zu werden, wie sein Lehrer es war, und beide Eltern, deren Wünsche auf eine gleiche Bestimmung des geliebten Sohnes gingen, stimmten freudig zu. Die lateinische Schule zu Ludwigsburg, nach welchem Orte der Vater 1766 versetzt wurde, erhielt an dem kleinen Fritz einen fleißigen Schüler, der alle Klassen derselben mit großem Lobe durchmachte, nebenher aber auch, angeregt durch das glänzende Theaterwesen, das er in Ludwigsburg sah, mit ausgeschnittenen Papierpuppen Trauerspiele aufführte, zu denen die geschickte Schwester die Coulissen und die Anzüge malte. Hier entstand auch sein erstes Gedicht. Es war sein Glaubensbekenntniß, das er bei seiner Einsegnung zum großen Erstaunen seiner Eltern in poetischer Form abfaßte. Es war das erste dämmernde Aufleuchten seines Genius.

Das harmlose Glück dieser frühesten Jugendzeit war ein Schatz, an dem er lange zehren sollte. Denn es war von kurzer Dauer. Eine gewaltthätige Hand griff in sein Leben, um alle Richtungen desselben und alle Hoffnungen und Wünsche der Eltern gewaltsam umzubrechen. Es war eine Hand, der sich nicht widerstehen ließ, die eiserne Hand des Landesherrn. Herzog Karl von Würtemberg hatte eine Militairakademie zur Ausbildung von Beamten aller Art, die spätere „hohe Karlsschule", gestiftet. Nach einem wilden Jugendleben versuchte dieser Fürst jetzt, von Reue getrieben, sich ernsteren Dingen zuzuwenden. Die Erziehung der Jugend ward seine Liebhaberei. Begierig, seine Pflanzschule mit Zöglingen zu füllen, ließ er in den Schulen des Landes nach fähigen Offizierssöhnen Nachfrage halten. Als ein solcher ward ihm auch der vierzehnjährige Friedrich Schiller genannt. Die fürstliche Aufforderung an den Vater, ihm den Sohn in die neue Pflanzschule zu geben, war eine Gnade, welche ein Befehl war. Alle Wünsche und Hoffnungen der Eltern und des Sohnes wurden durch diese Gnade zerstört, denn der Herzog bestimmte, daß der junge Schiller statt eines Theologen ein Jurist werden sollte.

Acht Jahre (1773—1780) verlebte Schiller von den Eltern getrennt in dieser militairischen Anstalt, deren überaus strenge Gesetze, deren harter Zwang seiner ganzen Natur ebenso zuwider waren, als das juristische Studium, das er daher auch bald mit einem andern, freilich auch nur aus Noth von ihm gewählten, dem medizinischen, vertauschte. Aber an der Härte dieses Zwanges stählte sich seine Liebe zur Freiheit; im Kampfe wider die Willkür, welche über ihn verfügt hatte, härtete sich seine weiche Natur zur demantenen Festigkeit des Charakters, und in den Mauern und unter dem Zwange der Karlsschule schuf der achtzehnjährige Jüngling sein erstes großes dramatisches Gedicht,

schuf er die Tragödie der „Räuber", deren wilder Schmerzensschrei bald als eine laute Anklage gegen die damaligen Zustände die Welt durchhallen sollte.

Aber auch Gutes ging hervor aus dem Uebel. Er lernte auf der Karlsschule die Stunden des Tages mit eiserner Pünktlichkeit zu nutzen; er gewöhnte sich an den beharrlichen Fleiß, ohne welchen die größte Begabung fruchtlos bleibt; er lernte arbeiten und sich unter die Disziplin der Schule, d. h. unter die Nothwendigkeit beugen. Schiller selbst hat es ausgesprochen, als er später die Worte niederschrieb: „Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre lang rang mein Enthusiasmus mit der militairischen Regel. Aber die Leidenschaft für die Dichtkunst ist stark wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an! Verhältnissen zu entfliehen, die meinem Herzen eine Folter waren, flüchtete sich mein Herz in eine ideale Welt!" — in die Welt der Freiheit und Dichtung. Was auch der Jüngling durch den Zwang der Karlsschule gelitten haben mag, die Nation hat es zu segnen, daß es kam, wie es kam, daß das Schicksal den Jüngling der Laufbahn entriß, für die man ihn anfänglich bestimmt hatte. Das Leben in dieser Anstalt gab ihm durch den Verkehr mit Jünglingen ans den höheren Ständen der Gesellschaft, mit Weltleuten und Militairs, mit dem Herzoge selbst und mit seiner spätern Gemalin, der liebenswürdigen Gräfin Franziska von Hohenheim, eine Freiheit der Form und eine Sicherheit im Verkehr mit Höhergestellten, die sich gleich bei seinem Eintritt in die Welt bewährte, und ihn später selbst einem Goethe gegenüber in Vortheil setzte. Auch im Aeußern blieb ihm — ehe Krankheitsleiden ihn beugte, eine gewisse militairische und selbstbewußte Haltung und soldatisches

Wesen. Der Jüngling ward früh von jener unterwürfigen Demuth und Schüchternheit frei, die der Niedriggeborne, damals noch weit mehr wie jetzt, dem Hohen und Mächtigen gegenüber empfand. Schiller als Theologe wäre vielleicht ein trefflicher Kanzelreder, ein würdiger Geistlicher und Beamter geworden, aber schwerlich der größte dramatische Dichter seiner Nation. Auch das Theater wäre ihm in einem der „Stifte“ Altwürtembergs niemals nahe getreten, während er auf Herzog Karl's durchaus weltlicher Anstalt, wo die Zöglinge Dramen von Goethe und andern Dichtern aufzuführen angeleitet wurden, mit der Bühne und ihrer Kunst in unmittelbarste Berührung kam. Ohne die Karlsschule endlich hätte er nimmer aus der engen und beengenden schwäbischen Heimath seinen Weg in die „weite Welt“ gefunden, die ihm nöthig war, um ihn zu dem zu machen, was er geworden ist: zum Dichter, zum universalsten Lehrer und Bildner seiner Nation.

Gleich bei seinem Austritt aus der Karlsschule ließ Schiller seine „Räuber“ drucken, und diese erste Dichtung kostete ihm Familie und Vaterland! Während sein gewaltiges Erstlingswerk, dessen Aufführung in Mannheim (1782) der jetzt als Regimentsmedicus mit dem Range eines — Feldwebels und einem Gehalte von 18 Gulden monatlich angestellte Dichter nur heimlich ohne Urlaub beiwohnen durfte, die Leser und Zuschauer mit elektrischen Schlägen erschütterte, grollte sein Herr und Fürst dem kühnen Dichter. Niedrige Angeber schürten den fürstlichen Zorn. Herzog Karl wollte den trotzigen Geist seines Zöglings brechen, wie er den Geist eines andern schwäbischen Dichters, Schubart, gebrochen hatte, den er seit Jahren in den Kerkermauern des Hohenasperg verschmachten ließ. Er hieß Schiller vor sich kommen, und verbot ihm bei Cassation und Festungs-

strafe, jemals wieder etwas anderes als medizinische Bücher zu schreiben! Aber dem Mächtigen, der sich in so frevelhaftem Uebermuthe an einer Dichterseele vergriff, stand ein Dichter gegenüber, der in seinem Busen die Stimme des Gottes vernahm, der ihn gewürdigt hatte, ein Gefäß des Edelsten und Schönsten zu sein. Statt sich zu beugen, opferte Schiller das Einzige, was er besaß: Familie, Heimath, Vaterland, und arm und hülflos, nicht wissend, wo er sein Haupt hinlegen werde, ging er als ein Flüchtiger und Heimathloser, auf Gott und auf die eigne Kraft vertrauend, in die weite Welt.

Es war eine verhängnißvolle Stunde, diese Nacht des 17. September 1783, in welcher Schiller aus seiner Heimath entfloh. Nur der Mutter und Schwester hatte er sich entdeckt, und ihre bitteren Thränen flossen dem geliebten Sohne und Bruder, als er sie wenige Stunden vor seiner Flucht zum letztenmal umarmte. Der Vater durfte nichts wissen, denn — er war Soldat und Offizier seines Fürsten. Von einem treuen Freunde, Andreas Streicher, begleitet, ging Schiller zuvörderst nach Mannheim. Hier hatten seine „Räuber" zuerst unter allgemeinem Zujauchzen die Bühne beschritten, und deren Vorstand, der Freiherr von Dalberg, hatte ihm Förderung versprochen. Aber er ward getäuscht.

Der Freiherr von Dalberg benahm sich gegen den flüchtigen Dichter „kleinlich und elend". Er verließ ihn in seiner Noth, ja er nahm sogar Schiller's zweites Trauerspiel „Fiesko" nicht zur Aufführung an, auf das der pfenniglose Dichter seine Hoffnung gesetzt hatte, und verweigerte ihm selbst ein Ermunterungsgeschenk an Gelde, wozu ihn der damals an der Mannheimer Bühne angestellte große Schauspieler Iffland dringend aufgefordert hatte. In dieser Noth zeigte sich die Größe von Schiller's

Charakter. Von Anstrengung und Aufregung erschöpft, bald sich versteckend vor etwaigen Verfolgern des Herzogs, bald mit wunden Füßen zwischen Mannheim und Frankfurt hin und her wandernd, dichtete er in der ärmlichen kalten Stube einer elenden Fuhrmannsherberge zu Oggersheim sein drittes Trauerspiel „Kabale und Liebe", das herzzerreißende Gemälde des bürgerlichen Elends, unter dem das damalige deutsche Leben seufzte. Die elf Louisd'or, welche er für den Verkauf seines „Fiesko" von dem Mannheimer Buchhändler Schwan erhielt, reichten kaum aus, um seine Rechnung in der Herberge zu Oggersheim und den elenden Postwagen zu bezahlen, der den flüchtigen Dichter nach Franken führen sollte, wo eine edle deutsche Frau, Frau v. Wolzogen, ihm in der Einsamkeit des abgelegenen Dorfes Bauerbach ein Asyl angeboten hatte. In winterlicher Kälte, von dem nothwendigsten Schutze wärmender Kleidung entblößt, — trat er die Reise an, die ihn nach sieben langen Tagen und Nächten in das verschneite Thal des rauhen Rhöngebirges führte. Aber der freundliche Empfang guter Menschen und die Freundschaft, welche jene edle Frau dem Ausgestoßenen angedeihen ließ, erwärmten bald wieder sein Herz, das die in Mannheim erlittene Behandlung schon fast zum Menschenhasse erkältet hatte. „Sie haben", — schrieb er später an Frau von Wolzogen, — „den zu einem guten Menschen gemacht, der wenn er schlecht wäre, Gelegenheit gehabt hätte, Tausende zu verderben." Während er hier an seiner vierten großen Tragödie, am „Don Carlos" arbeitete, rief ihn der Herr von Dalberg, da er merkte, daß Herzog Karl den Dichter nicht weiter verfolgte, nach Mannheim zurück, und bot ihm eine Stellung als Theaterdichter mit fester Besoldung an. So gering die letztere war, entschloß sich doch Schiller, sie anzunehmen, um nur irgendwo

festen Fuß zu fassen, und vor allen Dingen, um die Schulden tilgen zu können, die er in Stuttgart zurückgelassen. Es waren Schulden, die er gemacht hatte, um seine „Räuber“ und seine ersten Gedichte drucken zu lassen! Diese Schulden lasteten um so schwerer auf ihm, als ein Freund dafür Bürgschaft geleistet hatte, der jetzt durch seine Flucht selbst in Verlegenheit gerathen war. Damals war eine Zeit in Deutschland, wo der Druck von Dichterwerken, welche die Nation mit Begeisterung las, den Dichter, statt ihm Geld zu bringen, in Schulden stürzte! denn das geistige Eigenthum war damals noch vogelfrei, und jedem Diebstahl des frechsten Nachdrucks Preis gegeben! So haben Goethe und Schiller der Nation ihre ersten Werke — geschenkt, und Schiller hat an der Last der dafür gemachten Schulden viele Jahre lang schmerzlich getragen!

Nach Mannheim zurückgekehrt, warf er sich mit dem ganzen heiligen Feuereifer seiner Begeisterung für die Bühne, welche er als eine Schule der Sittlichkeit und Veredlung ansah, auf seinen Beruf. Sein Ziel war, das Theater zu heben und zu einer nationalen Förderungsstätte wahrer Volksbildung zu machen. Aber auch hier litt er, wie vor ihm Lessing, Schiffbruch an denselben Klippen deutscher Engherzigkeit und kleinlicher Verhältnisse, und an dem Geize des Intendanten, den die erhabenen Zwecke des Dichters wenig kümmerten. Von Arbeiten und Sorgen fast aufgerieben, körperlich krank, dazu von unglücklicher Liebesleidenschaft verwirrt und von nagender Sorge um seine Stuttgarter Schulden gepeinigt, sah er sich zuletzt dem Untergang nahe. Da reichte ihm die Freundschaft, „die er früh gesucht und früh gefunden“, die rettende Hand. Ein trefflicher Mann, Christian Gottfried Körner aus Leipzig, das Muster eines großartig edlen deutschen Charakters, der Vater des Dichters von „Leier und Schwert“,

von Bewunderung ergriffen durch das Lesen der Schiller'schen Dichtungen, that, was keiner der deutschen Fürsten und Großen thun mochte: er bot dem Dichter eine Freistätte an, zu ruhigem Schaffen. Die Art, wie dieser Treffliche, der selber nicht reich war, jetzt und später gegen den von aller Welt Verlassenen seine großmüthige Aufopferung übte, war es werth, daß er bis an des Dichters Lebensende den ersten Platz in Schiller's großem und dankbarem Herzen behauptete, und daß sein Name unsterblich geknüpft sein wird an den Namen des Lieblings der deutschen Nation. „Die Thränen" (schrieb ihm Schiller, der seiner Einladung gefolgt war), „die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn Dir zum Danke, Dir zur Verherrlichung vergieße, werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich, was ich jetzt träume, wer ist glücklicher als Du!" und mit selbstbewußter Ahnung seiner einstigen Größe fügt er hinzu: „Zerreiße diesen Brief nicht, Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltenen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen".

Ein neues Leben ging in Leipzig und Dresden dem Dichter an der Seite liebender und verehrender Menschen auf, und herrliche Früchte entwuchsen diesem neuen Leben. Denn „Leid bringt wohl Früchte, aber nur Freude kann sie ernten". Seine Sehnsucht nach einem ihn ganz verstehenden Freunde hatte in Körner ihre Erfüllung gefunden; darum strömte er seinen Freudenjubel über sein Glück: jetzt „eine Seele sein zu nennen auf dem Erdenrunde", in dem begeisterten Hymnus „an die Freude" aus, der seine würdige Wohnung gefunden hat in der letzten und größten Tonschöpfung des großen Meisters Beethoven. Es waren glückliche Tage, die er hier (1784—1787) verlebte, Tage der sittlichen und geistigen Läuterung und Aufklärung

über sich selbst und seinen Beruf. Wie Viele sind seitdem andächtig hingewandert zu dem unscheinbaren Gartenhause in Gohlis bei Leipzig und zu dem kleinen Weinbergshäuschen in Loschwitz bei Dresden, wo in geweihten Stunden der „Don Carlos" geschaffen ward, in den der Dichter alle seine Begeisterung für die höchsten Güter der Menschheit niederlegte; wo der Roman „Der Geisterseher" entstand, und wo dem Dichter die gewaltige Gestalt seines Wallenstein zuerst aus seinen historischen Studien aufdämmernd vor die Seele trat!

Aber auch hier konnte seines Bleibens nicht ewig sein. Die Sehnsucht, Weimar, die geweihte Stätte der erneuerten deutschen Dichtung und Bildung, die Stadt, wo Herder, Wieland und Goethe lebten und wirkten, zu sehen und an dem Umgange mit diesen Großen sich weiter zu bilden; die Hoffnung, dort vielleicht gleichfalls eine Stellung zu erhalten, die den noch immer Heimathlosen wieder seßhaft machte und seine bescheidenen Ansprüche auf Selbständigkeit erfüllen möchte, trieben ihn im Sommer 1787 von Leipzig fort nach Weimar.

Aber „der Liebling der Himmlischen" war kein Kind des Glücks. Er kam zur Unzeit nach Weimar. Goethe war in Italien; Herzog Karl August ebenfalls auf längere Zeit abwesend, und Weimar ohne seine beiden Augen zeigte dem neuen Ankömmlinge ein wenig tröstliches Gesicht. Seine erste Aufnahme bei den dortigen Größen Wieland, Knebel, Herder und der Fürstin Amalie war nicht viel anders, als sie dort so ziemlich jeder erste beste fahrende Litterat zu finden pflegte. Hatte doch ein Mann wie Herder nicht einmal Schiller's bisherige Dichtungen gelesen! An eine Anstellung oder sonstige äußere Förderung war gar nicht zu denken; und der Mann, dessen Name und kolossales Ehrendenkmal jetzt Weimars größte Zierden sind,

fand sich damals, wie er selbst erzählt, in einer Lage, wo er einmal in seinem gemietheten Studirstübchen saß „und alles Geld bis auf zwei Groschen ausgegeben hatte, ohne zu wissen, woher anderes nehmen!“ Aber die Qual solcher Noth „erlahmte an seinem Stolze“. Was Andere zu Boden gedrückt hätte, hob ihn höher empor. Er verglich sich mit den Größen, die seine ehrfurchtsvolle Bewunderung aus der Ferne bisher weit über sich gestellt hatte, und er fand, wie er seinem Körner schrieb, daß seine gute Meinung von sich selber sehr gestiegen sei. Auf diesen Boden seines edlen Selbstgefühls zog er sich jetzt zurück. Mit erneuter Begeisterung warf er sich auf das Studium der Geschichte und des Alterthums. Zurückgezogen von der Welt in Weimar und Rudolstadt lebend, schrieb er die „Geschichte der Niederländischen Revolution,“ und gab mit diesem Werke seiner Nation das erste Beispiel einer wahrhaft philosophischen, gedankenvollen und zugleich populären Geschichtschreibung, in welcher die Lehre von einem unwandelbaren Gesetze fortschreitender Entwicklung der Menschheit die belebende Seele bildete; dichtete er seine „Götter Griechenlands“ und seine „Künstler“; entwarf er den Plan zu einem Heldengedicht auf den großen preußischen Friedrich. In Rudolstadt endlich fand er in Charlotte von Lengefeld die Liebe seines Lebens und gründete mit ihr verbunden den langersehnten eigenen Heerd in der neuen Heimath. Die Aussteuer, welche seine neuen Landesherren ihm dazu auf Bitten der Familie seiner Braut gaben, waren: eine unbesoldete Professur an der Universität Jena und ein Hofrathstitel!

So hatte nun der Flüchtling, der Vertriebene wieder eine Heimath und sogar eine bürgerliche Stellung. Aber die letztere vermehrte nur seine Arbeit, ohne sie zu lohnen. Der kühne Mann ging seiner Kraft vertrauend auf's Neue in den Kampf

des Genius mit der Noth des Lebens. Aber hier zum ersten Male erlag seine Kraft. Nicht der Geist, wohl aber der Leib erlag unter der Last, die man dem „Pegasus im Joche“ aufgeladen hatte, der vierzehn Stunden, außer seinen Vorlesungen, arbeitend am Schreibtische saß, um des Lebens Nothdurft für die Seinen zu gewinnen. Schon im zweiten Jahre brach der starke Mann zusammen. Entbehrungen und übermenschliche Anstrengung hatten den Grund zu einem Siechthum gelegt, das ihn nicht mehr verlassen sollte. Eine schwere Krankheit warf ihn auf's Lager nieder, und sein geängstetes Weib wußte nicht, „ob sie die zweihundert Thaler Gehalt, welche die Gnade des Fürsten von Weimar verliehen hatte, in die Küche oder in die Apotheke schicken sollte!“ Da kam — vom fernen Auslande — Rettung in höchster Noth! Ein Geschenk von dreitausend Thalern auf drei Jahre vertheilt, dem todtkranken Dichter von zweien seiner Verehrer in Dänemark dargereicht und mit Ausdrücken der Dankbarkeit, die man ohne Thränen nicht lesen kann, angenommen, brachte diese Rettung, und erhielt dem deutschen Volke den Dichter, der ihm die edelsten Kleinodien seiner nationalen Litteratur schenken sollte.

Jetzt, wo er endlich, endlich! erreicht, was er ersehnt: ein paar Jahre Sorgenfreiheit des Lebens und Schaffens, jetzt trieb es den kaum halb Genesenen, die vor zehn Jahren verlassenen Geliebten in der Heimath wiederzusehn. Er sah sie wieder und verlebte mit den greisen Eltern glückliche Monate (1793—1794) in dem schwäbischen Heimathlande, wo ihn der grollende Herzog finster schweigend duldete, während bei einem Besuche der Karlsschule der Jubelruf der Zöglinge den Stolz des Schwabenlandes begrüßte. Erheitert und gestärkt kam er nach Jena zurück.

Und nun schien es, als ob selbst das Schicksal, müde den

erhabenen Dulder zu verfolgen, ihm für den kurzen Rest seines Daseins noch alles Höchste und Beste gewähren wollte, was eines Menschen Leben schmücken und verherrlichen mag. Es gab ihm Vaterglück und Vaterfreude an der Seite einer trefflichen, ganz seiner würdigen Gattin. Es ließ ihm das Streben gelingen, die Thätigkeit von ganzen Lebensaltern zusammenzudrängen in den kurzen Spannraum der kaum zehn ihm noch gegönnten Lebensjahre, und Werke zu schaffen, große, unerreichte, unsterbliche, welche die Menschheit zu ihren Schätzen stellt. Es gab ihm die immer wachsende Verehrung und Liebe seiner Zeitgenossen und seines Volks, dessen ahnender Instinkt in dem Dichter des Tell den Führer und Fahnenträger seiner nationalen Zukunft erkannte. Und es krönte endlich den Gipfel seines Daseins, indem es ihm das Herz und die Freundschaft des einzigen Mannes gewährte, der, wie er heute in Rietschel's hohem Erz-Denkmale zu Weimar Hand in Hand mit seinem großen Freunde zu uns Nachgebornen herniederschaut, ewig mit und neben ihm genannt werden wird, so lange redende Menschengeschlechter die Erde bewohnen werden: — es gab ihm die Freundschaft Goethe's, nach der er sich lange vergebens gesehnt, die er, unbeirrt durch bittere Gefühle über den glücklicheren Nebenbuhler, unbeirrt selbst von der Kälte und der Abneigung, welche der Fertige dem Strebenden anfangs entgegenbrachte, als ein höchstes Gut erstrebte, weil er, „dessen Muse das Gewissen war," in diesem Manne, wie er selbst aussprach, den Einzigen erkannte, der ihm geben könne, wonach seine Seele dürstete: „Wahrheit über sich selbst und sein dichterisches Streben." Dieser erhebende Freundschaftsbund der zwei größten Dichter-Geister ihres Volks und Jahrhunderts gab dem älteren, wie er dankbar bekannte, eine zweite Jugend, während sie alle Blüthen des Genius in dem jüngeren

zur vollendeten Reife bringen half. Vereinten Kampfes richteten sie zuerst, um dem Erwachsen eines neuen Geistes nationaler Dichtung Raum und Boden zu schaffen, die weithintreffenden Geschosse ihrer Sinngedichte (Xenien) gegen alles Schlechte und Gemeine, gegen die selbstgefällige Mittelmäßigkeit und Philisterei, gegen die Schlaffheit und Trägheit ihrer Zeit und gegen die raffinirte Unnatur einer, den schlechten und weichlichen Affekten des großen Haufens der Halbgebildeten schmeichelnden, Kotzebue'schen und Lafontaine'schen Dichtung. Durch eine Poesie voll männlicher Würde, Kraft und Schönheit, durch eine Poesie, welche die erhabensten Gedanken und höchsten Strebens-Ziele sittlicher, nationaler und allgemein menschlicher Bildung in der edelsten und reinsten Form „goldene Früchte in silberner Schale" der Nation darbot, diese Nation zum Wahren, Guten und Schönen, zu einem Volke von Männern und edlen freien Menschen zu erziehen, das war die Aufgabe, die Beide, die Schiller vor allen sich stellte. Schiller, dieser wahrhafte „Aristokrat des Geistes", war eben darum, weil er es war, zugleich der ächteste Volksmann. Denn sein Streben war kein Sich-Herablassen, sondern ein Emporheben Anderer zu der eignen Höhe; kein Herrschenwollen, sondern ein Befreien; und er war darum zugleich der wahrhaft Adlige, weil er die ganze Kraft seines Genies daran setzte, durch das Beste, Edelste und Herrlichste, was er selbst besaß, die Menschen, „seine Brüder alle", zu Denkenden, Wissenden und Edelgesinnten zu machen.

Durch das Beste, was er selbst besaß! — Er hat es niedergelegt in der glanzvollen Reihe erhabener Schöpfungen, die er in diesen letzten zehn Jahren eines Lebens, das nur noch ein stetes Ringen des strebenden Geistes mit den Leiden eines gebrochenen Leibes war, an das Licht gebracht hat. Er hat es

niedergelegt in seinen gedankentiefen lyrischen Gedichten, in den Romanzen und Balladen, in denen er mit seinem großen Freunde um den Preis rang, in seinen tiefsinnigen Schriften über Kern und Wesen aller Kunst und Poesie, über die ewige Berechtigung und den unveräußerlichen Werth beider für die Bildung der Menschheit. Er hat es niedergelegt endlich in seinen großen dichterischen Thaten, in jenen Werken der tragischen Dichtung, die wie leuchtende Sterne am Himmel unserer Nationallitteratur prangen, und deren Namen „Wallenstein," „Maria Stuart," „Jungfrau von Orleans," „Die Braut von Messina," und die Krone von Allem „Wilhelm Tell," nicht nur jeder Deutsche, sondern alle gebildeten Menschen der Erde mit Bewunderung nennen. Jede dieser Geistesthaten war ein neuer Sieg auf seiner Heldenlaufbahn. Und erst, als er den letzten und schönsten errungen, entfiel das Geistesschwert, die Feder, der Hand des siegesmüden Kämpfers.

Wie seine Kunst, so hatte er auch sein ganzes Wesen hinaufgeläutert zu der höchsten für Menschen erreichbaren Höhe sittlicher Vollkommenheit, und neben dem größten Dichter stand der edelste Mensch, von dem Goethe singen durfte, daß:

— hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was nns alle bändigt, das Gemeine!

In seiner ganzen, fast schon den Schranken des Menschlichen enthobenen Erscheinung, auch in der äußerlichen, war Alles an ihm groß und erhaben, nur die Augen waren sanft. Er hatte als Mensch und Dichter, wie ein anderer geistesverwandter Freund und Zeitgenosse, Wilhelm v. Humboldt, noch bei Schiller's Leben sich ausdrückte, „das Höchste ergriffen und hatte die Kraft, es festzuhalten. Es war seine Religion geworden. Und nicht genug, daß ihn das gewöhnliche Leben nicht darin störte, so brachte er

aus jenem höhern eine Güte, eine Milde, eine Klarheit in dieses hinüber, die unverkennbar ihre göttliche Abkunft verriethen. Für Ihn brauchte man das Schicksal nur um Leben zu bitten!"

Doch gerade dieses Einzige ward ihm, ward der Welt versagt. Wohl hatte sein erhabener Geist im Angesichte seiner großen Aufgabe stets mit starkem Muthe „die Angst des Irdischen von sich geworfen". Aber die Anstrengung des Kampfes um das irdische Dasein hatte seine Kraft frühzeitig verzehrt. Es half ihm nichts mehr, daß ihm ein Jahr vor seinem Tode nach seinem ersten und letzten Besuche in Berlin der preußische König Friedrich Wilhelm III. einen Gehalt von Dreitausend Thaler nebst freier Hofequipage anbot, wenn er Berlin zum Wohnsitz wählen wollte; es half ihm nichts mehr, als der Herzog von Weimar, da der kränkelnde Dichter sich von Weimar und von seinem Goethe nicht trennen mochte, ihm das kümmerliche Gehalt von 400 Thalern an der Schwelle des Grabes auf 800 Thaler erhöhte. Er trug den Tod im Herzen; und das Gefühl, die Seinen, trotz so großer Arbeit, unversorgt zurückzulassen, umdüsterte seine Seele bei der Ahnung, daß die Scheere, die seinen Lebensfaden abschneiden sollte, bereits von der Hand der unerbittlichen Todesgöttin erhoben sei.

Am 9. Mai des Jahres 1805 weinten seine trostlose Gattin und seine vier unmündigen Waisen am Todtenlager des besten Gatten, des treuesten Vaters und Erhalters, vernahm das deutsche Volk die erschütternde Kunde, daß der strahlendste Stern am Himmel des deutschen Geistes niedergesunken und erloschen sei, und daß ihm nur noch übrig bleibe dem Worte des großen Ueberlebenden zu folgen, das ihm zurief:

So feiert ihn! Denn was dem Mann das Leben
Nur halb ertheilt, soll ganz die Nachwelt geben!

Goethe und Schiller
in ihrer Bedeutung für das deutsche Geistesleben.

(1860.)

Unser deutsches Volk hat viel Unglück gehabt. Als das achtzehnte Jahrhundert anbrach, von welchem die geistige Wiedergeburt der deutschen Nation datiren sollte, war zu einer solchen Wiedergeburt sehr wenig Anschein vorhanden. Es fand in dem Lande, welches Deutschland hieß, ein Volk vor, dem seine große geschichtliche Vergangenheit, in welcher es einst das bewegende Herz Europa's gebildet hatte, fast spurlos abhanden gekommen war. Das stolze weiland heilige römische Reich deutscher Nation fristete zwar noch ein elend hinsiechendes Scheindasein. Aber das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit und die daraus hervorgehende Kraft eines starken Gemeingefühls waren den deutschredenden Menschen entschwunden. Durch die Religionsspaltung in zwei feindliche Hälften zerrissen, war Deutschland in Folge derselben ein volles Menschenalter hindurch unter den Gräueln des dreißigjährigen Krieges von einem Ende bis zum andern niedergetreten und in einer Weise verwüstet worden, wovon die Geschichte Europa's kaum ein zweites Beispiel aufzuweisen hat. Durch diesen Krieg, dessen Folgen noch zu Anfang unseres Jahrhunderts nicht vollständig verwischt waren, waren

Wohlstand und Bildung unseres Volks um Jahrhunderte zurückgeworfen worden. Auf dem sich wieder regenden Leben der Nation lastete das Erzeugniß jenes Krieges, der despotische Beamtenstaat von hundert kleineren und größeren Territorien und absoluten Dynastien mit eiserner Wucht. Das Volk im Ganzen hatte seinen großen historischen Charakter verloren, wie es seine alten Sitten und Bräuche, seine eigenartige Kultur und den Zusammenhang mit seiner alten Litteratur verloren hatte. Es war ein Volk von „Philistern" geworden, der Spielball und zugleich der Affe fremder Nationen, zumal der Franzosen; beschränkt in seinem Leben, wie in seinen Ansichten und Begriffen, verkommen in seiner Litteratur, in Wissenschaft und Kunst, nicht mitzählend unter den europäischen Kulturvölkern, geringgeschätzt, ja verachtet und verhöhnt von seinen Nachbarn, selbst von denen, die es bewunderte und nachzuahmen suchte. Als zu Frankfurt am Main Goethe in seiner Wiege lag, konnte man in Frankreichs Hauptstadt alles Ernstes über die Frage disputiren: ob es möglich sei, daß ein Deutscher „Esprit", d. h. Witz und Geist haben könne? Der größte König des Jahrhunderts, Preußens unsterblicher Friedrich II., fand keine Litteratur in seiner Nation vor, an der sich seine strebende Jugend hätte emporbauen, ja die ihm nur hätte Interesse einflößen können. Denn was konnte einem Geiste wie dem seinigen eine Litteratur bieten, in welcher die Tragödien eines Gottsched und die jetzt längst vergessenen Dichtungen seiner Genossen als Meisterwerke galten, und eine Sprache, die in ihrer hölzernen Pedanterie, in ihrer wüsten Untermischung mit lateinischen und französischen Brocken, als ein Bild der Verzerrung und des Ungeschmacks erschien.

Und wenig mehr als ein halbes Jahrhundert später war diese Gestalt des deutschen Lebens wie mit einem Zauberschlage

geändert. Ebenso beispiellos wie der Fall, war die Erhebung des deutschen Geistes. Denn als das erste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts noch nicht abgelaufen war, da zählte das verachtete und verhöhnte Deutschland bereits wieder unter den ersten Kulturnationen des Welttheils, hatte es eine Litteratur aufzuweisen, die, aus ureignem deutschen Geiste neu geschaffen, die Fesseln der geistigen Fremdherrschaft zerbrochen, unsere Nation von der französischen Abhängigkeit befreit, und in Werken, die bald die Bewunderung Europa's erzwangen, eine Sprache geschaffen hatte, welche an Adel und Würde, an Schwung und Erhabenheit, an Vielseitigkeit und Reichthum des Tones und des Ausdrucks keiner andern weichend, an Bildungsfähigkeit und Schmiegsamkeit in der Wiedergabe fremder Geisteserzeugnisse allen voranstand.

Ja, unser deutsches Volk hat viel Unglück gehabt, aber auch viel Glück — das sollen wir, die wir uns desselben heute erfreuen, dankbar anerkennen und verehren!

Denn war es nicht ein großes, ein unverhofftes Glück, daß unserm Volke in dem ersten Drittheil des verflossenen Jahrhunderts der Mann geboren wurde, der, allein und auf sich selber beruhend in seiner Zeit, den beiden großen Geistern, deren Namen an der Spitze dieser Blätter stehen, durch die Heldenkraft seines allseitigen Geistes die ersten Wege bahnen sollte? daß ihm sein Lessing gesendet ward als ein Pfadfinder des Geistes, der durch das wuchernde Schlingkraut und Gestrüpp dessen, was damals deutsche Litteratur und Dichtung hieß, nach allen Seiten die Bahn öffnete und die Merk- und Richtsteine setzte für die nach ihm Kommenden; der den Deutschen ihre Freiheit wiedergab von den Fesseln des fremdländischen Einflusses und Geschmacks, der den Despotismus der französischen

Regel niederwarf und die ewigen Gesetze der Natur und Wahrheit an ihrer Stelle setzte; der, auf Shakspeare und auf die Muster des griechischen Alterthums gleichmäßig hinweisend, den Deutschen die Wissenschaft vom Schönen, die Aesthetik, und die Wissenschaft der Kritik, der Erkenntniß des Aechten und Falschen, neu erschuf, und beide durch Kunstwerke erläuterte und bewährte, die noch heute die Freude Aller und der Stolz unserer Litteratur sind; der endlich durch Leben und Beispiel, wie durch Wort und Schrift alle Pedanterie und alle unfruchtbare bloße Schulgelahrtheit, alle Philisterei und Engherzigkeit, alle religiöse Unduldsamkeit und allen theologischen Zelotismus bekämpfte und mit seiner starken Hand die Deutschen auf allen Gebieten aus ihrer Schlaftrunkenheit und aus ihrer schlaffen Selbstgefälligkeit aufrüttelte.

Ohne Lessing, ohne diesen Vorläufer unserer beiden Heroen, was wären Goethe und Schiller gewesen? Welche Kräfte hätten sie verzehren müssen, um nur die Stätte zu gewinnen, die er ihnen mit seiner Arbeit bereitet hatte? Aber auch: was wäre aus Lessing's Arbeit geworden, wenn nicht das Glück dem deutschen Volke gerade zur rechten Zeit seinen Goethe und seinen Schiller und mit ihnen die Männer gesendet hätte, welche in die noch frischen Furchen des mühsam urbar gemachten Bodens ihre goldenen Saaten streuen und sich des aufhorchenden Ohrs ihrer durch Lessing geweckten Volksgenossen erfreuen durften?

Die ganze heutige deutsche Litteratur und Bildung, das deutsche Leben bis in seine feinsten Adern und Verzweigungen hinein, ist gar nicht zu denken, ohne die beiden Männer, deren erzene Kolossalbilder in der geweihten Stadt Weimar, dieser Geburtsstätte einer neuen deutschen Kulturepoche, von Rietschel's Meisterhand geschaffen, die Dankbarkeit des deutschen Volks seinen

beiden Bannerträgern, seinen einzigen nationalen Herrschern aufgerichtet hat. Ja, es liegt etwas Nichtauszudenkendes, Schwindelerregendes in der bloßen Vorstellung, die es einen Augenblick versucht, sich deutsche Litteratur, Poesie und Kunst, die ganze deutsche Bildung, Welt- und Lebensanschauung unseres Jahrhunderts, ohne diese beiden Heroen zu denken. Es wäre, wie wenn man aus einem großen figurenreichen historischen Gemälde gerade den Mittelpunkt der dargestellten Handlung ausgeschnitten sähe, auf welchen das Thun und Bewegen aller Uebrigen hinweist, und von dem es der Künstler, der es schuf, bedingt und bestimmt erscheinen lassen wollte.

Und ein Umstand steigert noch das Wunderbare, welches in der Erscheinung unserer beiden großen Nationalheroen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts liegt. Es ist dies die Betrachtung der ganzen Zeitlage und der Hinblick auf die Zustände der Nation, inmitten deren und trotz deren wir sie erstehen, wachsen, wirken und ihre weltbeherrschende Höhe ersteigen sehen.

Denn bei allen Kulturnationen der alten und neueren Zeiten gewahren wir das Auftreten und Wirken ihrer großen Dichter, geknüpft an die Blüthezeit des nationalen Lebens, verbunden mit den Glanzperioden großartiger Machtentfaltung und kühnen Aufschwunges ihres Volks. Die großen Tragiker der Griechen, deren Schöpfungen wir noch heute nach mehr als zwei Jahrtausenden bewundern, sehen wir erstehen in der glorreichen Zeit der Perserkriege, sehen sie getragen werden von dem die ganze Nation durchdringenden stolzen Bewußtsein, daß hellenische Freiheit und Bildung in dem todesfreudigen Opferkampfe bei Thermopylä das Uebergewicht Europa's über den Orient bewährt, die despotischen Barbarenhorden des Persersultan, trotz ihrer hundertfachen Ueberzahl, in den Schlachten von Marathon, Sa-

lamis und Platäa nach Asien zurückgeworfen hatten. Die großen Dichter des römischen Volks erstanden, als Rom von seinem Kapitol und Palatin herab über die bekannte Welt gebot. Die Zeit der Dichter des mittelalterlichen Italiens und des neueren Spaniens war zugleich die Zeit hoher Blüthe beider Nationen. In England erschuf Shakspeare's Dichtergenie seine unsterblichen Werke unter der glorreichen Regierung der Königin Elisabeth, der Begründerin von Englands nationaler Machtgröße, und in Frankreich sah das glänzende Zeitalter des vierzehnten Ludwig die großen Nationaldichter Corneille, Racine und Molière erstehen. So kann man sagen, daß bei allen Kulturvölkern die Höhe des nationalen Bewußtseins und der Schwung des Volksgeistes es waren, welche in ihren großen Dichtern gleichsam sich zu ihrer Blüthenspitze zusammenfaßten, und daß den letzteren von ihrer Nation unzählige Förderung entgegen gebracht wurde.

Nur bei uns war es nicht also, war es vielmehr umgekehrt. Unsere beiden großen Dichter sind nicht von der nationalen Macht und Kulturblüthe gefördert worden, welche dieselben gleichsam als ihre reiffste und schönste Geistesfrucht aus sich erzeugt hätte. Sie vielmehr sind es gewesen, die ihre Nation mit ungeheurer Anstrengung aus der Versunkenheit emporgehoben und sich nachgerissen haben. Sie erstanden in der Zeit von Deutschlands tiefstem politischen Elende, in der Zeit äußerster Schwäche und Zurückgekommenheit. Das Nationalgefühl, das sonst die Dichter trägt, sie mußten es, so zu sagen, erst in der Nation wieder erschaffen. Goethe und Schiller haben beide mehr als einmal die Klage ausgesprochen, daß ihnen ihre Nation so wenig Förderung entgegen brachte, und es gab Zeiten, wo beide fast daran verzweifelten, daß es den Deutschen jemals gelingen werde, „sich zu einer Nation auszubilden“. Ja, von Schiller kann

man es recht eigentlich sagen, daß im Anfange seiner Laufbahn der Zorn seine Muse war; der Zorn über die Versunkenheit der Nation, über ihr äußeres und inneres Elend, der in seinen Jugendwerken, in seinen Räubern, in Kabale und Liebe wie ein Lavastrom aus seiner glühenden Seele hervorbrach.

Um so bewundernswürdiger ist die Fülle dessen, was beide große Genien trotz alledem für ihr Volk geleistet haben.

Goethe's und Schiller's Bedeutung für das deutsche Geistesleben läßt sich unter drei Gesichtspunkten fassen. Sie ist neben der rein litterarischen und künstlerischen zugleich eine sittliche und eine nationale. Sie ist in allen diesen Beziehungen eine weit über die engen Grenzen einer einzelnen Volksindividualität hinausgreifende welthistorische Bedeutung, bestimmt, auf Jahrhunderte hinaus ihre Wirkungen fortzusetzen. Denn Größen solcher Art streut die Natur nur mit sparsamer Hand über die Menschheit aus, und die volle Wirksamkeit derselben beginnt erst dann, wenn sie selbst längst nicht mehr unter den Lebenden wandeln, weil die Menschheit Jahrhunderte braucht, um sich allmälig durch eigene angestrengte Arbeit in den vollen Besitz der Schätze zu setzen, welche sie gespendet, und dadurch die Früchte der Saaten an sich selbst und für sich selbst zu ernten, welche jene ausgestreut haben. Für diese übergreifende Weltbedeutung noch besonders den Beweis zu führen, können wir uns ersparen. Ein Rückblick auf das in unsern Tagen nicht nur in ganz Deutschland, sondern bei fast allen Kulturvölkern der Erde gefeierte Jubelfest des hundertjährigen Geburtstages des nationalsten unserer beiden Dichterheroen reicht aus, die Weltbedeutung desselben in einer Weise zu bewahrheiten, wie sie augenfälliger und glänzender die gesammte Geschichte der Menschheit nicht aufzuzeigen hat. Und wenn die ähnliche Jubelfeier Goethe's der

Säkularfeier seines großen Genossen nachstand, so darf neben andern Gründen billig auch der Umstand in Betracht kommen, daß dieselbe in eine Zeit fiel, wo Deutschland und Europa, von dem Elende einer verunglückten Revolution niedergedrückt, weder Sinn noch Stimmung haben konnten, sich dem Genusse einer geistigen Kulturfeier hinzugeben.

Es ist schwer, ja vielleicht unmöglich, die Bedeutung Goethe's und Schiller's für das deutsche Geistesleben auf dem karg gemessenen Raume weniger Blätter anders, als in annähernder Andeutung vorzuführen, bei einem Stoffe, der selbst für den Umfang eines Buches in fast erdrückender Fülle sich vor uns ausbreitet. Fassen wir zunächst die litterarisch-künstlerische Seite dieser Bedeutung ins Auge, so tritt uns die Thatsache entgegen, daß die Werke dieser Männer den Kern und Mittelpunkt dessen bilden, was wir in unserer Nationallitteratur als das Klassische zu benennen gewohnt sind. Diese Bezeichnung hat ihren Schwerpunkt an jener harmonischen Verbindung von Natur und Kultur, von antikem und modernem Geiste, welche durch Goethe's und Schiller's Werke zuerst und auf das Glücklichste und maßgebend für alle Folgezeit erreicht worden ist. Glücklichste Naturbegabung, im Bunde mit reichster Reflexionsbildung, haben dieses Wunder hervorgebracht, das unsere Nationallitteratur vor aller übrigen neuerer Völker auszeichnet. Dazu sehen wir in dieser unserer klassischen Dichtkunst zugleich die Poesie in erster Verbindung mit dem ganzen Lebensgebiete und Lebensgehalte der Nation. Im Wissen und Können, in Philosophie und Weltanschauung, in Wünschen und Strebenszielen des Daseins ist diese Poesie unserer beiden „Klassiker“ die klarste Darlegung des innersten deutschen Geistes, sind Goethe und Schiller selbst, durch ihre Werke wie durch ihr Leben, die ächtesten und reinsten Vertreter

des heutigen deutschen Gesammtlebens. Ihre Werke, in denen der heilige Dreiklang des Wahren, Guten und Schönen in reinen Kunstformen wiederklingt, ruhen auf dem diamantnen Grunde einer Kunstanschauung, die, hervorgegangen aus dem Adel des eignen Innern der Dichter und aus dem tiefen Eindringen in die Welt des Schönen und der Kunst, deren Werke die Glanzperioden der Menschheit schmücken, nur eben so viel Zeitliches und Vergängliches an sich trägt, als Allem, auch dem Größten anhaftet, was die Zeit hervorbringt. So viel auch unsere Litteratur noch zu erstreben haben mag, von dem Wege, den ihr Goethe und Schiller vorgezeichnet, von den Formen, die sie der Poesie geschaffen, wird sie sich nimmer ohne Gefahr des Verirrens entfernen, von den ewigen Gesetzen, die sie neu begründet, niemals, ohne Schaden an ihrer Seele zu leiden, abweichen dürfen. Goethe und Schiller, beide vereint, beide sich ergänzend, sind die Leuchtthürme für unsere Litteratur, die aus der festen Vergangenheit ihre erhellenden Strahlen senden, weit hinaus über das unendliche Meer der ungewissen Zukunft.

Beide vereint! Beide sich ergänzend! Denn wohl kann man sagen, daß es der Natur selbst unmöglich war, den ganzen Reichthum des ursprünglichen poetisch-schöpferischen Geistes unserer Nation in einem einzigen Individuum zusammenzufassen; daß sie diesen Reichthum vertheilen, daß sie zwei hochbegabte Dichter zu einer und derselben Zeit erschaffen mußte, um, den einen durch den andern ergänzend, ein Gesammtbild der ganzen Fülle, Kraft und Schönheit deutschen Geistes darzustellen. Und sie that es. Sie schenkte den Deutschen dieses Glück, und sie krönte ihr Werk, indem sie unserem Volke in seinen beiden größten Dichtern ein Freundespaar erschuf, dessen erhabene Verbindung zu reinster selbstloser Freundschaft, von beiden dem eigenen anfäng-

lichen selbstsüchtigen Widerstreben glorreich abgerungen, dessen innige neidlose Vereinigung aller Kräfte zu dem gleichen hohen und heiligen Ziele: ihre Nation durch die Bildung und Schönheit der Kunst zur Bildung und Schönheit des Lebens, durch den Adel der Kunstform und des Kunstgehalts zum Adel der lebendigen Gesinnung emporzuheben, einzig und beispiellos dasteht in der Geschichte der Litteratur aller Zeiten und Völker. Schon durch diesen ihren Freundschaftsbund, durch diese ihre nie unterbrochene Vereinigung sind Schiller und Goethe die sittlichen Vorbilder unseres Volks geworden. Auf sie kann man dasselbe hinweisen, an die herrlichen Erfolge solcher brüderlichen Einigkeit im Wollen und Wirken, kann man es mahnen, wenn — wie ach! noch immer — unter den zerrissenen vielgetheilten Bruderstämmen Neid und Eifersucht von den Feinden deutscher Einigkeit geflissentlich und verbrecherisch geschürt werden. Aber wie ihr Leben, so haben auch ihre Werke die ganze geistige Atmosphäre, die uns umgiebt, mit sittlichen Bildungseinflüssen erfüllt, die wir alle wissentlich und unwissentlich einathmen und als belebende und stärkende Lebensluft in uns aufnehmen. Es giebt schwerlich unter uns allen einen Menschen, dessen sittliche Bildung nicht durch ein Wort, einen Gedanken, eine Tendenz, einen Erfahrungssatz, einen Zuruf Goethe's oder Schiller's bei der einen oder der andern Gelegenheit, sei es in der Stille einer der Lectüre gewidmeten Stunde, oder durch ein Wort, das herab von „den Brettern, die die Welt bedeuten", in unser Ohr und Herz drang, gefördert worden wäre. Wenn Goethe's Lieder für alle fühlenden Menschen ein reiner Spiegel der tiefsten Innerlichkeit aller Seelenzustände des in Liebesleid und Liebeslust bewegten Menschenherzens sind, wenn sein Faust die tiefsten Abgründe menschlichen Denkens und Sinnens vor uns erschließt,

wenn die hundert und aber hundert Weisheitssprüche seines beschaulichen und vielerfahrenen Alters uns einen unerschöpflichen Schatz von Lehren, Rath und Trost in allen Lebensverhältnissen bieten, und wenn die himmlischen Gestalten seines Gretchen und seiner Mignon, dieser Urbilder der deutschen und der romanischen weiblichen Natur, unsere Seele durch ihr Schicksal tragisch reinigen: so redet Schiller in tausend und aber tausend Aussprüchen seiner erhabenen Lehrgedichte und seiner großen tragischen Schöpfungen, unser Bestes zur männlichen That, zu tapferem Wagen, zu edlem Heldenmuthe herausfordernd, zu unserem Wollen und Streben, es reinigend, verklärend und zum Anschauen und Festhalten des Bleibenden und Ewigen über dem Vergänglichen und Zeitlichen erhebend. In wessen Herz ist nicht schon in banger Stunde einer jener Mahnrufe aus den Werken unserer großen Dichter gedrungen, die uns „die Noth des Irdischen von uns werfen" und „nicht an die Güter unser Herz hängen" heißen:

„Die das Leben vergänglich zieren!"

die uns zurufen, daß der Mensch wachse mit der Größe seiner Zwecke, die uns tröstend hinweisen auf die Zukunft der Menschheit, als deren Bürger jeder, der Großes für die Menschheit fördern will, leben solle und müsse, hinweisen auf die „Besten unserer Zeit", denen genug gethan haben, „für alle Zeiten leben" heißt? Eine Sammlung aus den Werken unserer beiden Dichter, die es sich zum Ziele setzte: ihren sittlichen Einfluß auf unser Volk in Beispielen aller der Kernsprüche darzuthun, welche aus ihren Dichtungen ins Leben übergegangen sind, würde uns einen Reichthum erschließen, der uns mit Staunen und Bewunderung erfüllen müßte. Denn glaube man nur nicht, daß es so leicht sei, einen Gedanken, eine Betrachtung, eine Wahrheit, eine Lehre,

einen Satz der Erfahrung, der moralischen und sittlichen Weltanschauung in der Dichtung so auszuprägen, daß er dadurch zu einem Gemeingute des Volks, zu einer überall als vollwichtig geltenden Gedankenmünze angenommen wird! Nur den Königen, den Herrschern im Reiche des Geistes ist dieses fürstliche Vorrecht verliehen! Es haben mit und nach Schiller und Goethe Dichter von nicht geringem Talente und von unbestrittener dichterischer Fähigkeit gelebt, ohne daß es ihnen gelungen wäre, auch nur ein einziges solcher geistigen Goldstücke, mit ihrem Gepräge versehen, bei ihrer Nation in Kurs zu bringen. Es gehört dazu neben der Größe der poetischen Begabung des Dichters auch jene sittliche Größe und Erhabenheit des Menschen und Charakters, durch welche unsere beiden Klassiker, Schiller vor allen, so ausgezeichnet dastehn. Denn wie sie als Künstler nur den erhabensten Zielen nachstrebten, wie in dem Bereiche ihres dichterischen Sinnens und Schaffens ihr Blick immer nur der reinen Sonnenhöhe des Vollkommenen, welches wir das Ideale nennen, zugewendet war, so war auch in ihrem Leben selbst ihr unverrückbares Streben darauf gerichtet, ihr eigenes Selbst zu jener Höhe der Sittlichkeit hinaufzuläutern, welche von der Ueberzeugung durchdrungen ist, daß:

„das Gesetz allein kann Freiheit geben!"

Aus dieser ihrer litterarisch-künstlerischen und menschlich-sittlichen Größe geht endlich als höchstes Resultat hervor ihre nationale Bedeutung.

Schiller und Goethe — indem der Deutsche diese Namen ausspricht, nennt er zugleich das geistige Band, welches in der Verehrung dieser unserer Geistesförderer unser Volk zu der durch sie errungenen geistigen Einheit zusammenschließt; nennt er die

Namen, welche gegenüber allen Kulturvölkern der Erde die wahren und bisher einzigen Vertreter der deutschen Nationalität bilden; nennt er den Inbegriff dessen, was den nationalen Stolz und die geistige Erhebung Deutschlands, die Hoffnung seiner Zukunft ausmacht. Durch sie sind wir, ist unsere Nationallitteratur dem Höchsten und Besten, was der Menschengeist aller Zeiten im Reiche des Gedanken und der Dichtung geschaffen, ebenbürtig an die Seite getreten. Mit Schiller und Goethe hat für die neue Zeit der deutsche Geist die Führung übernommen in dem großen Reigen der Volksgeister. Denn wo sind in allen Litteraturen des letzten Jahrhunderts ein Goethe und ein Schiller? Die Litteratur aber, die poetische Nationallitteratur eines Volkes ist die höchste Blüthe, die edelste Frucht, die eines Volkes Gesammtgeist aus sich zu erzeugen vermag; und wenn das Wort: „An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen!“ ein ewig wahres ist, so darf das deutsche Volk solcher Prüfung der Früchte mit dem freudigsten Bewußtsein entgegen sehen. Und erscheint nicht schon in unserer jüngsten Geschichte die nationale Bedeutung unserer großen Dichter in herrlichster Weise bewährt? Ist es nicht Schiller gewesen, dessen Worte und Mahnungen in den Tagen unserer ersten und größten nationalen Erhebung, in den Befreiungskriegen, Begeisterung zündend, von Mund zu Mund gingen, wie sie uns in den vorhergehenden Tagen des Unglücks und der nationalen Schmach getröstet und erhoben hatten? Ist es nicht Schiller gewesen, der über sein frühes Grab hinaus seinem unglücklichen Volke zurief:

„An's Vaterland, an's theure schließ dich an!
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.“

War es nicht der Drommetenruf seines Wortes:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“

der alle Schläfer weckend durch ganz Deutschland erscholl, als die Zeit erfüllt war, und der alle edlen Herzen trieb, „das Leben einzusetzen, damit das Leben gewonnen werde?“ Ja, es war Schiller's Geist, der wie eine heilige Oriflamme dem deutschen Volke voranflog und dessen Sturmeswehen tausend edle Herzen trieb, „für's Vaterland in Kampf und Tod zu geh'n.“ Es war sein Geist, der die Sänger dieser Heldenzeit unseres Volksaufschwunges, der die Arndt und Stägemann, die Schenkendorf, und vor allen den fleischgewordenen Inbegriff der nationalen Begeisterung jener großen Tage, Theodor Körner, erfüllte und sie in immer neuen Formen den Gehalt Schiller'scher Dichtung und Schiller'schen Geistes dem deutschen Volke an das Herz legen lehrte. Es ist Goethe's Geist, der, als der Sieg errungen war, den deutschen Gewaltigen, welche die Schicksale der von äußern Feinden, von fremder Gewaltherrschaft befreiten deutschen Nation in ihren Händen hielten, seinen Fluch zurief, wenn sie jetzt, statt die Einheit und Kraft Deutschlands zu stärken, wie weiland Napoleon auf seine Schwäche und Getheiltheit hinarbeiteten:

Fluch dem, der mit Gewalt und Rath
In überfrechem Muth
Das, was der Korse Franke that,
Nun als ein Deutscher thut!
Er finde spät, er finde früh:
Es gäb' ein ewig Recht!
Es geh' ihm trotz Gewalt und Müh',
Ihm und den Seinen schlecht!

Wir brauchen uns nicht allzusehr umzuschauen, um zu erkennen, daß sein Fluch in Erfüllung gegangen ist. Aber er hat auch

den getrennten Bruderstämmen unserer Nation die einzige Parole zugerufen, deren Befolgung allein der deutschen Nation zu dem heißersehnten Ziele ihrer nationalen Einigung verhelfen kann. Er hat sie uns zugerufen mit den Worten, die in goldner Schrift leuchten sollten — über jedem Raume, wo die deutsche Sache berathen wird und werden wird, — in den Worten:

„Immer strebe zum Ganzen! und kannst du selber kein Ganzes
Werden, — als dienendes Glied schließ an ein Ganzes Dich an!"

Und so steht das große Paar der Dioskuren, stehen die „Göttersöhne" Goethe und Schiller in ihrer nationalen, sittlichen und litterarisch-künstlerischen Bedeutung gleichsam als die Schildhalter des deutschen Volksgeistes da über seiner geistigen Ehrenhalle. Und wie die Weisen des Alterthums in dem gewissenhaften Gebrauche der von der Gottheit verliehenen Gaben den besten Dank an die Geber und Verleiher derselben erkannten, so ergeht billig auch an unser Volk die Aufforderung: den wahren Dank für das ihm von des Geschickes Gunst durch den Besitz dieser seiner Geistesheroen verliehene Glück dadurch abzutragen, daß es sich in diesem Besitze seinem ganzen Umfange nach immer tiefer in Leben und Streben, in Litteratur und Wirklichkeit des nationalen Daseins befestige. Hier ist noch viel zu thun. Jahrhunderte noch werden die Geschlechter der deutschredenden Menschen zu streben und zu arbeiten haben, um diese große Verlassenschaft der Vergangenheit sich voll anzueignen, um den großen Bau eines Volkslebens auszubauen, der, getragen von den Säulen der Wahrheit, Schönheit und Freiheit und überwölbt von den

erhabenen Gedanken der Humanität, dem deutschen Geiste, wie ihn Goethe und Schiller gefaßt und dargestellt haben, die seiner würdige Wohnstätte bereitet.

Und wenn dereinst nach aber hundert Jahren —
Wenn längst zerstäubt das heutige Geschlecht —
Auf's Neue unzählbare Völkerschaaren
Die Dichter feiern, die für Menschheitrecht,
Für Wahrheit, Schönheit, Freiheit, die Gefahren
Des Kampfs getheilt im edelsten Gefecht:
Dann mag, was ihr Prophetenmund gesungen,
Ihr einig Volk mitfeiern als — errungen! —

Ueber

Schiller's „Kabale und Liebe".

(1860.)

Der Plan zu diesem Trauerspiel, das an historischer Bedeutung weit über den „Räubern" steht, ward im Gefängniß entworfen. Ganz Deutschland war damals ein Gefängniß, und Würtemberg, das Land, wo Herzog Karl Eugen den Französischen Ludwig XIV. spielte und den Dichter Schubart zehn Jahre in den Kerkermauern des Hohenasperg verschmachten ließ, war „eins der schlimmsten".

Es war im Juli des Jahres 1782, als der zweiundzwanzigjährige „Regimentsmedikus" Friedrich Schiller auf der Stuttgarter Hauptwache im Arrest saß, wohin ihn sein Herzog geschickt hatte, weil er ohne Urlaub eine Reise „in's Ausland", das heißt eine Tour nach Mannheim gemacht hatte, um dort seine „Räuber" aufführen zu sehen. Zugleich hatte ihm der Würtembergische Tyrann verboten, jemals wieder mit dem „Ausland" in Beziehung zu treten. Ist es ein Wunder, daß das Werk, welches unter solchen Umständen in dem Gehirn und Herzen des Dichters entstand, Kerkerluft athmet, daß es eine Luft athmet, die erfüllt ist von den Flüchen der Empörung des

beleidigten Menschenrechts gegen die frevelnde Tyrannei, unter der das ganze deutsche Leben jener Zeiten seufzte?

Aber das eben war die Strafe der Tyrannei, daß sie selbst ihre eigene Zuchtruthe sich binden, daß sie selbst das Eisen glühen mußte, mit welchem ihr für alle Zeiten das Brandmal auf die Stirn gedrückt werden sollte. „Kabale und Liebe" ist ein solches Brandmal der Tyrannei, unter der damals des Dichters Geburtsland und mit ihm das ganze Volksleben in Deutschland seufzte. Und wenn alle Geschichtsbücher aus der Welt verschwunden wären, aus diesem Trauerspiele könnte ein Geschichtschreiber unserer Tage ein Bild herstellen von dem Elend, von der Versunkenheit und Dumpfheit, in welchen sich damals das deutsche Leben unter seinen zahlreichen kleinen Tyrannen hinschleppte, ein Bild von dem frevelhaften Uebermuthe, von der Gewalt, von der Fäulniß der Sitten, von der Verachtung aller Menschenrechte bei den Hohen, die das deutsche achtzehnte Jahrhundert so schrecklich kennzeichnen! Im Gefängnisse, schon den Entschluß zur Flucht in der Seele, faßte der Dichter den Plan, „dem Jahrhundert mit seiner Dichtung diesen furchtbaren Spiegel vorzuhalten, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen"; und auf der Flucht, in der armseligen kalten Stube einer Fuhrmannsherberge zu Oggersheim, beim spärlichen Schein eines Dreierlichts führte er ihn aus, schuf er seine Tragödie „Louise Millerin", die Iffland später in „Kabale und Liebe" umtaufte, schuf er die Tragödie des geknechteten, zertretenen deutschen Volks- und Bürgerthums, das erste soziale Drama der deutschen Litteratur. —

Kabale und Liebe ist ein geschichtliches Stück, trotz der engen bürgerlichen Grenzen, in denen es sich scheinbar — aber nur scheinbar — geschlossen hält. Es rollt und grollt darin aus

der tiefsten Seele des Dichters der Donner des großen Gerichtstages der heranziehenden französischen Revolution, welche dem damaligen Weltzustande sein blutiges Recht angedeihen lassen sollte. Nur scheinbar ist das Leben der Familie, sind Liebe und Liebesleid der Grund und Boden des Stücks; das, warum es in Wirklichkeit sich handelt, ist der Staat. „Diesen Degen gab Ihnen der Fürst!" sagte Lady Milford, die fürstliche Maitresse zu dem Major. „Der Staat gab ihn mir durch die Hand des Fürsten!" antwortet Ferdinand von Walter. Diese Antwort bedarf keiner Erklärung; sie sagt Alles. Sie enthüllt den Abgrund, der zwischen zwei Weltanschauungen sich klaffend öffnet: zwischen dem: „der Staat bin ich!" wie Ludwig XIV., und „das Vaterland bin ich!" wie Herzog Karl Eugen von Würtemberg es ausdrückt, zwischen dem Staate der Gewalt und dem Staate des Gesetzes und des Rechtes, dessen erster Diener der Fürst ist.

Sehen wir uns das Stück genauer an. Die Namen desselben sind nicht historisch, was man so „historisch" nennt, sie stehen in keinem damaligen Staatskalender; desto mehr aber sind es die Charaktere der Personen, die hinter diesen Namen stecken, und auf die damals, als Schiller seine Dichtung in die Welt seiner Zeit schleuderte, in und außer Würtemberg Jeder mit Fingern zeigen konnte. Dieser Fürst, der überall nur im Hintergrunde bleibt, ist der richtige Würtembergische Herzog, wie er zur Zeit seiner Sündenblüthe lebte und regierte. Dieser allmächtige Minister-Präsident von Walter ist der leibhafte Minister des Würtembergischen Herzogs, jener berüchtigte Graf Montmartin, der es mit seinem Vorgänger in der Gunst gerade so gemacht hatte, wie der Präsident in Kabale und Liebe. Auch der Spießgeselle des letztern, der Geheimsekretair Wurm, hat in der wirklichen Geschichte sein Urbild in dem Hofsekretair Gegel, der

feilen Kreatur des Briefe fälschenden Ministers Montmartin; und zu der Lady Milford, die mit besonderer Liebe gemalt ist, hatte der Dichter das Original in der letzten Favoritin des Herzogs, in der liebenswürdigen Gräfin Franziska von Hohenheim leibhaftig vor Augen.

Lassen wir indessen für's Erste diese lebendigen Vorbilder der damaligen geschichtlichen Wirklichkeit, und betrachten wir einfach den Zustand des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, wie er uns in der Tragödie vom Dichter vorgeführt wird, diesen Lebenszustand, der zu dem jammervollen Geschicke zweier Liebenden den düstern Hintergrund und die wirkende Ursache bildet.

Der Fürst erscheint nicht als auftretende Person, aber wir hören genug von dem „durchlauchtigsten Herzoge", um uns ein Bild von diesem Landesvater zu entwerfen, der wohl für seine Günstlinge und Maitressen ein mit vollen Händen Gold und Ehren spendender Vater und Versorger, aber für sein Land und sein Volk ein desto schwärzerer Rabenvater ist. Er ist jung, schön und von feinstem Geschmack, aber leichtsinnig bis zur Herzlosigkeit, und es fehlt kein Zug in seinem Bilde von dem damaligen Ideale eines eleganten, prachtliebenden, verschwenderischen, jedes Mittel zur Befriedigung seiner Geldbedürfnisse für erlaubt haltenden unumschränkten deutschen Gebieters über so und so viel Unterthanenseelen, für die er persönlich auch in ihren höchsten Nöthen unnahbar ist, weil seine Günstlinge ihm alle Noth und alles Elend fern zu halten sich beeifern. Ueberdies sind diese Großen, (wie Louise Millerin sagt), „verschanzt vor der Wahrheit hinter ihren eigenen Lastern wie hinter Schwertern der Cherubim". Er jagt, hetzt, liebelt, hält Levers, giebt Maskeraden und Vauxhalls, unterhält Oper und Ballet, und vorausgesetzt daß das Geld nicht stockt, ist er für seine Umgebung

immer bei guter Laune. Geld aber muß geschafft werden; und wenn's nicht anders geht, wenn für einen neuen, aus Venedig verschriebenen kostbaren Diamantenschmuck das Geld von den erschöpften steuerzahlenden Unterthanen nicht mehr zu erpressen ist, so wird Menschenhandel getrieben und einige tausend Landeskinder werden an die Engländer verkauft, um sich in Amerika todtschießen zu lassen; — „die zahlen Alles", wie der greise Kammerdiener sagt (Akt II, Scene 2), der „auch ein Paar Söhne darunter hat". Diese Art von Menschenhandel, zur Füllung der durch Prachtlust und Ueppigkeit aller Art erschöpften fürstlichen Kassen, war damals in Deutschland gang und gäbe, und der Fürst in unserem Stücke thut damit nur, was außer dem Würtembergischen Herzoge, seinem Urbilde, auch viel andere seiner deutschen Mitfürsten und Landesväter thaten. Wer nicht mit will, kommt in die Eisen, wer gar zu murren wagt, wird vor der Fronte niedergeknallt, und die Uebrigen nehmen sich ein Exempel daran, und rufen „freiwillig:" „Juchhe, nach Amerika!"

Neben diesem Fürsten steht sein Schatten, sein Günstling und erster Minister, der Präsident von Walter, der eigentliche Inhaber der fürstlichen Macht, der die fürstliche Puppe am Drahte seiner Intriguen und seiner Unentbehrlichkeit regiert. Er kennt nur eine Leidenschaft: den Ehrgeiz, nur ein Ziel: die Befriedigung desselben durch Befestigung seiner Stellung und seiner Macht. Verrath und Verbrechen sind die Stufen gewesen, auf denen er seine Höhe erstiegen hat; gefälschte Handschriften — von ihm und seiner Kreatur Wurm gefälscht — die Mittel, mit denen er seinen Vorgänger in der Macht an's Messer geliefert hat, während er sein Busenfreund zu sein sich anstellte. In diesem Manne ist kein Funke sittlichen Gefühls. Er verachtet jede Tugend als Hirngespinnst, denn er sieht in seinem Kreise, in der

höhern „Gesellschaft", nichts als Laster und Gemeinheit. In dieser „Gesellschaft" sind alle sittlichen Bande gelockert, alle Verhältnisse, die Menschen an Menschen sittlich binden, wie Ehre und Familie, vergiftet, vom Fürsten an, der in dem Augenblicke, wo er sich aus Staatsrücksichten vermählen muß, Anstalten trifft, sich den ungestörten Genuß seiner bisherigen Maitresse dadurch zu sichern, daß er sie an den Sohn des Präsidenten, mit Hülfe des Vaters, verkuppelt, bis hinab in alle Kreise des adligen Hoflebens, in welchem, wie der freche Cynismus des Präsidenten es ausdrückt (Act I, Scene 5): „selten eine Mariage geschlossen wird, wo nicht wenigstens ein halb Dutzend der Gäste oder der Aufwärter das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen kann!" Diesem Präsidenten ist daher jedes Mittel, sich in seiner Stellung zu behaupten, recht, und er begreift kaum, wie sich sein Sohn dagegen sträuben kann, sich an die fürstliche Maitresse vom Vater verkuppeln zu lassen, um den Einfluß des Letzteren und seine eigene Karrière zu fördern und zu sichern.

Dieser vergifteten Hof-, Adel- und Beamtenwirthschaft steht gegenüber — nein! liegt vielmehr zu Füßen — ein verachtetes, getretenes, ausgesogenes, durch seelenmörderischen Polizeidruck an Seele und Leib erniedrigtes und versklavtes Volks- und Bürgerthum, „die Bürgerkanaille", wie der Präsident sich in der Sprache seiner Zeit ausdrückt, ohne Selbstgefühl, weil ohne Recht und Ehre, ohne Selbstachtung, weil jeder Willkür Preis gegeben. Wie das scheue Wild duckt und kauzt es sich zusammen in der engsten Enge seines Familiendaseins und schützt sich, so gut es gehen will, durch Unbemerktbleiben und demüthigen Gehorsam vor der Schädigung durch seine Dränger. Sein einziger Trost ist die Religion und der Glaube an ein Jenseits, wo alle Schranken fallen, wo seine Pein aufhöret, und wo seine Dränger ihre

Strafe erhalten werden. Aber selbst die Flucht dahin, die Errettung aus einem unerträglichen Leben durch die Selbsthülfe, die das Leben freiwillig von sich wirft, ist ihm versagt; denn solche Selbsthülfe gilt ihm als das schwerste der Verbrechen, „als die abscheulichste der Sünden (Act V, Scene 1), die der Mensch gegen Gott begehen kann.

Inmitten dieser Sumpfluft sind Ferdinand und Louise, sind die beiden Personen aufgewachsen, durch welche die oben geschilderten beiden Lebenskreise mit einander in Konflikt gerathen. Ihre Liebe ist die Rebellion gegen den allgemeinen, herrschenden Weltzustand um sie her; sie ist die Erhebung des Menschenrechts und der Freiheit gegen die Gewalt und den Despotismus, gegen Privileg und Kastenthum. Aber diese Empörung führt nicht zum Siege, sie deckt nur das allgemeine Unheil und Unglück auf. Frei machen kann sich nur der, welcher selbst innerlich frei ist. Ferdinand und Louise aber sind selbst noch mehr oder weniger innerlich gebunden an die allgemeine Unfreiheit des Weltzustandes um sie her.

Ferdinand von Walter, der Sohn des allmächtigen Ministers, des Edelmanns von uraltem Adel, mit zwanzig Jahren Major, eine glänzende Karrière vor sich als Nachfolger seines Vaters, ist mit alledem eine Ausnahme seines Standes. Er hat studirt, und wie Wurm sagt: „von der Akademie gewisse Grundsätze von Seelengröße und persönlichem Adel mitgebracht, die am allerwenigsten an einem Hofe passen, wo die größte Weisheit diejenige ist, im rechten Tempo auf eine geschickte Art groß und klein zu sein", und wo dergleichen Gedanken im besten Falle als „phantastische Träumereien" angesehen werden. Er ist mit dem ganzen Weltzustande um ihn her zerfallen; die Hohlheit und Fäulniß desselben ekelt ihn an. Er scheidet in seinem Den-

ken den „Fürsten“ vom Staate, und sieht wie Friedrich der Große in dem ersteren nur die „Hand“ des letzteren. Das sind sehr revolutionäre Ansichten für einen zwanzigjährigen Major, und Ferdinand hat in der That alle Anlagen, ein revolutionärer Fanatiker zu werden. „Er hat immer zu dem Regimente seines Vaters den Kopf geschüttelt.“ Er sieht, wie Laune und Ehrgeiz, Tyrannei und Habsucht die herrschenden Mächte sind, denen Volk und Staat zum Spielball ihrer Willkür dienen, und er sieht an der Spitze dieses allen seinen Ideen hohnsprechenden Regiments — seinen Vater! Das ist das Zauberwort, das seinen Arm lähmt und das Schwert des Handelns seiner Hand entsinken läßt. Obenein ist er natürlicherweise Mitwisser des Geheimnisses, welches das Verbrechen seines Vaters umhüllt; er weiß, durch welche schwarze That dieser Vater „Präsident geworden ist“. So einsam mit seinen Ueberzeugungen, angeekelt von der allgemeinen Lüge um ihn her, gelähmt durch sein Wissen um des Vaters Verbrechen, wird er ein brütender Träumer, ein Phantast; er lernt die Flöte blasen. Der Sohn eines andern Vaters, auf anderer Lebensstufe, hätte er vielleicht für die allgemeine Freiheit, das Wohl des Vaterlandes, im Kerker oder auf dem Schaffotte geendet; der Sohn des allmächtigen Ministers, der Edelmann, „dessen Stammbaum ein halbes Jahrtausend zählt“, der Offizier, thut das Einzige, was ihm übrig bleibt: er rettet seine Freiheit in das Reich der Liebe. Er hat den Ruin des Vaterlandes, die Verhöhnung des Menschenrechts im Staate, die Herrschaft der Kabale und Lüge, des Trugs und Verraths, des Lasters und Verbrechens in der Welt um sich her ertragen, statt ihr im Kampfe entgegen zu treten. Er flüchtet sich „in des Herzens heilig stille Räume“, die Liebe soll ihn entschädigen „für die Flüche, die ihm der Landeswucher seines

Vaters vermachen wird". Erst als auch hierhin ihn die Welt verfolgt, da, im Kampfe der verzweifelnden Nothwehr, wendet er sich gegen diese Welt, gegen ihre Vorurtheile und hochmüthigen Ansichten von Standesunterschieden, wirft er Namen, Wappen, Rang und Stand, Aussichten und Vaterland in die Schanze, wendet er sich im verzweifelten Kampfe für sein Menschenrecht selbst gegen den eigenen Vater. Es ist der gehetzte Hirsch, der sich endlich gegen seine Dränger kehrt.

Und dieser Muth, dieser Fanatismus der Leidenschaft, der Alles an sein Ziel setzt, der selbst vor dem Gedanken einer Flucht nach Amerika nicht zurückschreckt, er könnte sein Ziel erreichen, könnte im gewöhnlichen Sinne über seine Gegner triumphiren, wenn ihm nicht Eins entgegenstände, woran er nicht gedacht, wenn ihm nicht ein unbesiegbares Hinderniß gerade in dem Bereiche entgegenstände, aus welchem allein er seine Stärke schöpfen kann. „Du, Louise, und Ich und die Liebe! liegt nicht in diesem Cirkel der ganze Himmel?" Er ist auf Alles gefaßt: „laß auch Hindernisse wie Gebirge zwischen uns treten, ich will sie für Treppen nehmen, und darüber hin in Louisens Arme fliegen. Ich fürchte nichts! nichts — als die Grenzen Deiner Liebe!" — Ach, er weiß nicht, indem er diese Worte ausspricht, wie furchtbar prophetisch sie sind! Denn Louisens Liebe hat Grenzen! Und dies ist der tragische Knotenpunkt des Ganzen. Louise Millerin ist die Hauptperson dieser Tragödie, die daher auch der Dichter selbst mit Recht nach ihr benannt hatte.

Louisens Liebe hat Grenzen, Grenzen, die sie nicht überschreiten kann. Dieser Gestalt des Dichters hat keiner tiefer in's Herz geschaut, als Palleske, der Biograph Schiller's. „Sie lebt mit Angst in der Welt, Angst vor der Liebe Ferdinand's, Angst vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen

auf Leben, Freiheit und Unschuld. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit an ihren Stand führen ihr Geschick herbei. Auf Allem, was sie spricht, liegt ein Trauerflor. Diesem Wesen ist jede heroische Freiheit, die eine Julia Shakespeare's ziert, durch ihre bürgerliche Geburt gemordet, sie ist das zerschlagene Herz des deutschen Volks; nur die Freiheit zu vergehen hat sie, nicht den Muth, glücklich zu sein. Ihre Aengstlichkeit, ihre Pietät ist ihre ganze Schuld; ihre Tugend, ihre Liebe zum Vater ihr Verderben." Diese Gebundenheit an ihren Stand, an die Enge des bürgerlichen Daseins und Gesichtskreises macht sie unfähig, ihrem Ferdinand in die Freiheit zu folgen, und diese Entdeckung ihrer Unfreiheit verwirrt die Seele ihres Geliebten zu der schrecklichen Blindheit der Eifersucht, durch welche die Katastrophe herbeigeführt wird, welche Schuldige und Unschuldige in's Verderben reißt.

Der alte „Miller", dieses Meisterstück gestaltschöpferischer Kraft, der unter glücklicheren Verhältnissen ein Muster selbstbewußter Bürgertugend geworden wäre, die kindisch-eitle, sich im Gedanken der Vornehmheit berauschende Mutter, die der Dichter am Ausgange so künstlerisch-weise verschwinden läßt, sie sind die richtigen Repräsentanten des damaligen deutschen Bürgerthums. Wer sich aus demselben zu erheben versucht, der verfällt entweder, wie Louise, der romanhaften Ueberspannung, oder, wie Wurm, dem Verderbniß glücksjägerischer, verbrecherischer Dienstbarkeit. Wurm ist kein vollständiger Bösewicht. Er dient der Schlechtigkeit der Großen zu seinen Zwecken, aber er kennt und verachtet diese Schlechtigkeit, und in Sachen der Ehe und Familienehre denkt er, wie er selbst sagt, „als Bürgersmann". Noch mehr: Dieser Mensch liebt, liebt wirklich, er liebt Louisen. Er, der aufstrebende „Geheime Secretair", der Vertraute des

Ministers, sucht keine „Mariage“, die ihn emporbringen könnte; er will die Tochter des armen Musikanten heirathen! Schönheit, Seelenreinheit, Liebenswürdigkeit haben Macht über diesen Menschen. Seine Bewerbung ist keine Spekulation, sie ist Leidenschaft, und als er sein Ziel sich entrissen sieht, wirft er sein Dasein weg; denn jetzt hat er nur noch eine Leidenschaft: die der Rache und des tödtlichen Hasses gegen den vornehmen Genossen seines Frevels.

Groß, unerreicht, als die einzige wahre soziale Tragödie ihrer und unserer Zeit steht dies Jugendwerk des zwei und zwanzigjährigen Dichters da in unserer Litteratur. Sie hat noch immer Geltung in einer Zeit, in welcher der Kampf zwischen Menschenrecht und Vorurtheil, den wir in dieser Tragödie vor uns sehen, noch lange nicht zum endlichen vollgültigen Siege des ersteren ausgefochten ist.

Ueber

Palleske's Biographie Schiller's.

(1858.)

I.

Man hat unsere Zeit die Zeit der „Epigonen“ genannt, das heißt die Zeit der Nachgeborenen jener großen Heroen, welche die Litteratur und Kultur unseres Volkes neu begründet und in unsterblichen Werken den reichen Samen der Bildung und Humanität für die kommenden Jahrhunderte ausgestreut haben. Man hat mit dieser Bezeichnung vorwiegend etwas Geringschätziges verbinden zu müssen geglaubt, ohne zu bedenken, daß solche Geringschätzigkeit mit derselben durchaus nicht nothwendig verbunden, und daß es keine Schande ist, ein „Epigone“ zu sein, wenn man nur ein rechter ist. Die Natur ist nicht so verschwenderisch, daß sie die Heldengeister der Menschheit in steter Reihe immer wieder neu wachsen ließe, denn die Menschheit braucht Zeit dazu, sich in den vollen Besitz dessen zu setzen, was ihre Heroen geschaffen und verkündet, sich zu durchdringen mit dem Geiste des Wahren, Guten und Schönen dessen, was sie hervorgebracht haben. Und dazu ihr nach Kräften zu verhelfen, das ist eine Aufgabe der „Nachgebornen“, der Epigonen in Leben und Litteratur, eine Aufgabe, die, mit Begeisterung ge-

faßt und würdig gelöst, wohl das berühmte Goethe'sche Wort auf sich anwenden darf:

„Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön."

In diesem Sinne ist das Wort, das uns Epigonen nennt, kein Wort des Schimpfes, sondern ein Name der Ehre, wie er es im Alterthum gewesen ist für die „Epigonen" der sieben gegen Theben verbündeten Helden, für die siegreichen Erneuerer des Kampfes gegen die Burg des Unrechts, die angethan mit der Rüstung ihrer Heldenväter den Kampf, den diese begonnen hatten, siegreich zu Ende führten. Ja, auch wir sind Epigonen, und weil wir es sind, wollen wir es würdig sein. Immer und immer wieder wollen wir zurückkehren zu den großen Werken und Thaten unserer Väter in Wissenschaft und Kunst, im Gebiete des Wahren, Guten und Schönen; und in diesem Sinne wollen wir auch uns das verrufene Wort von der „Umkehr der Wissenschaft" gesagt sein lassen. Denn in diesem Sinne umkehren von den Verirrungen der Gegenwart, und zurückgehen zu den Wegen und Zielen unserer Heroen heißt fortschreiten!

Dieser Zug und Drang unserer Zeit und unseres Volkes offenbart sich denn auch für den aufmerksamen Beobachter in der immer mehr und mehr zu Tage tretenden Neigung unserer Litteratur, den Goldgehalt unserer großen vergangenen Kultur- nnd Litteraturepoche immer wieder auf's Neue der Nation vor die Augen zu führen, und die großen Träger derselben durch immer tiefer in ihr Leben und Streben eindringende Forschung und Darstellung mit der Gegenwart zu vermittteln. Während unbeirrt von dem mißtönenden Geschrei der Finsterlinge, die unser Volk seinen großen Kulturheroen entfremden möchten, dieses Volk seine Lessing, Herder, Wieland, Goethe und Schiller von begeisterten Künstlern in Erz und Marmor auf-

stellen läßt, und die Säkulartage ihrer Geburt in dankbarer Pietät als nationale Jubelfeste feiert, bestrebt sich die Litteratur, wetteifernd mit der Kunst des Bildners, auch ihrerseits in biographischen Darstellungen das Andenken an jene Heroen immer lebendiger zu erneuen, und jenes Gefühl der Dankbarkeit immer klarer und tiefer im Bewußtsein der Nation zu begründen. Und nicht die deutsche Litteratur allein ist es, die diesem Streben Ausdruck giebt. Die Ahnung einer Weltlitteratur, die das Herz unseres größten Dichters entzückte, beginnt Wahrheit zu werden, und Er selbst, sein Leben und Streben, seine Werke und seine Ziele sind es, welche in der Darstellung eines britischen Schriftstellers Zeugniß geben von dem Streben der Kulturvölker, sich ihre Geistesschätze und Errungenschaften, die Erkenntniß und Förderung ihrer großen Genien gegenseitig anzueignen.

Es steht uns im kommenden Jahre ein Säkularfest bevor, wie Deutschland in neuerer Zeit mehrere gesehen, aber keins von so durchgreifend nationaler und volksthümlicher Bedeutung wie das bevorstehende Säkularfest der Geburt seines nationalsten Dichters, das hundertjährige Geburtsfest seines Schiller. Industrielle Spekulationen aller Art werden nicht verfehlen, sich auch auf dem litterarischen Gebiete an diese große Feier zu knüpfen, und schon hören wir von verschiedenen Unternehmungen dieser Art, welche dahin gerichtet sind, der Nation diesen Festtag und seinen Helden in's Gedächtniß zu rufen. Das würdigste, was uns von solchen bis jetzt bekannt geworden, ist der Versuch einer neuen Biographie Schiller's, welcher uns in dem soeben erschienenen ersten Bande von Emil Palleske's „Schiller's Leben und Werke“ vorliegt.*)

*) Schiller's Leben und seine Werke von E. Palleske. Erster Band. Berlin bei Franz Duncker. 1858. Zweiter Band 1859.

Wenn man die Litteratur über Leben und Wirken unserer großen Dichter im Ganzen überschaut, so kann man die in derselben zu Tage tretende verschiedene Behandlungsweise auf drei verschiedene Kategorien zurückführen.

Da ist zunächst die litterarisch-historische. Sie zeigt uns in größeren Universalwerken oder in Schilderung einzelner Epochen die großen Dichter als Knotenpunkte eines historischen Entwickelungsprozesses, den sie mehr oder weniger in seinem stetig fortschreitenden Gange darzustellen versucht.

Ihr zur Seite unternahm zweitens die ästhetische Kritik die Aufgabe, die Werke der Dichter, einzeln oder im Zusammenhange zu durchdringen und chemisch zu zersetzen, oder zu einem Genusse für das reine Wissen philosophisch zu konstruiren, was man mitunter wohl auch als ein sogenanntes Nachschaffen des Dichters zu bezeichnen sich erlaubte.

Bei diesen beiden ersten Methoden kam die einzelne Dichtergestalt in ihrer vollen Persönlichkeit durchaus nicht zu ihrem Rechte. Denn der Dichter ist mehr als ein praktischer Held; er hat seine Thaten als ebensoviel neue Geschöpfe in die Welt gesetzt, und diese Geschöpfe machen dem Litterarhistoriker soviel zu schaffen, daß man kühnlich behaupten kann, was Schiller einmal vom Philosophen im Vergleich zum Dichter sagt: der beste Litterarhistoriker ist gegen den eigentlichen Historiker nur eine Karikatur. So wenig man in einer Bilder-Gallerie einen Meister in seinem vollen Werth und Wesen erfassen, so wenig man einen Titian außer Venedig, außer dem lebendigen Venedig seiner Zeit studiren und völlig verstehen kann, so wenig kann man Lessing, Goethe, Schiller ihrem ganzen Wesen und Gehalte nach in dem beschränkten Rahmen einer Litteraturgeschichte darstellen, denn dazu gehört vor Allem, was bisher noch mangelte,

eine gründliche und künstlerische biographische Geschichtsdarstellung dieser Geistesheroen. Viel freier steht in dieser Beziehung die kritische oder ästhetisch nachkonstruirende Behandlung der einzelnen Werke da. Hier sind denn auch sehr viele Arbeiten aufgetreten, welche von dem schwindelnden Gipfel „Hinrichs“ und seiner „absoluten“ Konstruirmethode himunter bis zu der anspruchslosen Ebene des bescheidenen Schulprogrammes sich verbreitend den deutschen Parnaß umgeben.

So viel Verdienstliches auch in diesen beiden Richtungen geleistet ist, so sehr sich auch einzelne Kritiker bemüht haben, dem deutschen Volke seine Könige ohne Krone zu zeigen: im Kerne des Volks hat sich das Urtheil über dieselben dadurch nicht wesentlich verändert. Noch immer bleibt das Wort Goethe's wahr, daß jeder junge Mensch Epochen erlebt, wo es ihm vorkommt, als sei der Werther ausdrücklich für ihn geschrieben. Dasselbe läßt sich in Bezug auf Schiller's „Resignation“, auf seine „Götter Griechenlands“ sagen; und eine jede Aufführung der Jugenddramen Schiller's macht die Rangordnung zu Schanden, welche die Kritiker so schön unter den einzelnen Schiller'schen Werken festgestellt haben. Es bleibt eben der alte Goethe'sche Spruch in Kraft:

Johannisfeuer sei unverwehrt,
Die Freude nie verloren!
Besen werden immer stumpf gekehrt,
Und Jungens immer geboren.

So macht sich denn in Deutschland seit einiger Zeit eine heilsame Reaktion geltend gegen das summarische Verfahren, welches die Litterarhistoriker über unsere Dichter verhängt haben. Man faßt nicht mehr einseitig den Lehrzweck und seine Parole „zum Verständniß“ in's Auge, so wenig, als man sich mit einer

Tretmühle von Standpunkten befriedigt, in welcher die einzelnen Persönlichkeiten als bloße Stufen unter den Füßen des Litterarhistorikers dahinglitten und alle Gestalt sich sammt der Liebe für dieselbe zu verflüchtigen drohte. Man sucht vielmehr die einzelnen großen Menschen in plastisch realistischer Darstellungsweise an- und aufzufassen, jede statuarisch für sich, wie es ihnen zukommt und gebührt. Man läßt sie auf dem Boden der Zeit und des Volks in freier, fröhlicher Selbstherrlichkeit erwachsen, und statt das Volk immer mehr zum quängelnden und nergelnden Ausstellen und Fehleraufspüren anzuleiten, hinter dem gewöhnlich die unproduktive Beschränktheit steckt, leitet man es lieber zurück zu jener großen Anschauungsweise, welche Goethe an Schiller schreiben ließ (Briefw. II., N. 165): „mir kommt immer vor, wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur!“ Diesem goldenen Worte gemäß handelt man, wenn man statt jenes Nergelns und Quängelns dem Volke in der Betrachtung und Darstellung seiner großen Menschen das erquickliche Gefühl der Verehrung wiedergiebt, das, wenn es auf das wahrhafte und im Kerne Tüchtige geht, den Charakter erhebt und ihn tauglicher macht zu edlen Entschlüssen und Thaten als alles Predigen von Moral und Sittlichkeit. Man strebt, mit einem Worte, durch den ganzen Menschen wieder auf den ganzen Menschen zu wirken.

Dies ist eine sehr erfreuliche und gesunde Wendung der Dinge in unserem Zeit- und Volksgeiste, und wir sehen mit Freude die frischesten Kräfte und Talente auf diese Wendung eingehen.

Es ist noch nicht lange, daß wir das Werk eines Ausländers, die biographische Darstellung Goethe's von dem Engländer Lewes, als einen glänzenden Versuch auf diesem Felde begrüßten, daß wir das Werk unseres Landsmannes David Strauß über Hutten als eine Meisterarbeit voll Kraft und Tiefe wie voll liebender Begeisterung für seinen Helden bewunderten; und schon bietet sich uns in E. Palleske's „Leben Schiller's" ein neuer erfreulicher Anlaß dar, auf diese Seite litterarischer Produktion anerkennend zurück zu kommen. Bevor wir jedoch auf das genannte Buch selbst spezieller eingehen, wird es zweckmäßig sein, einen Blick auf die bisherigen Biographien Schiller's zu werfen, weil sich daraus die Berechtigung dieser neuen ergeben muß.

Unter den bisher vorhandenen biographischen Darstellungen Schiller's nimmt der Zeit nach die erste Stelle jene von Schiller's Freunde, Körner, verfaßte Skizze ein, welche im Jahre 1812, sieben Jahre nach des Dichters Tode, erschien und unsern Lesern als Anhang der Cotta'schen Ausgabe von Schiller's Werken hinreichend bekannt ist. Sie gab von biographischen Notizen eben nur das Nothdürftigste; es war ein bloßes Skelett, dem Fleisch und Blut fehlte. Und, was als Uebelstand sich erst später herausstellte: sie wehrte nicht den Wust von Erfindungen ab, der sich als Mythologie bereits in den Köpfen des Publikums festgesetzt hatte. Zwar gab achtzehn Jahre später Karoline von Wolzogen, Schiller's Schwägerin, (1830) manche Partieen ausführlicher. Sie nahm Familienbriefe mit auf, die einen tiefen Einblick in das Geistesleben des Dichters gewährten. Dabei aber konnte doch nicht fehlen, daß diese fein- und zartsinnige Frau sehr Vieles, was vielleicht nur einem männlichen Griffel zu zeichnen möglich war, mit allzu zarten, fast verschwimmenden Umrissen ausstattete, während sie Anderes, was

eben nur ein Fernerstehender zu enthüllen sich entschließen mochte, gänzlich verhüllte. Und wenn sie ferner auch Manches mit großer Sorgfalt behandelte, so fehlte ihr doch diejenige Gründlichkeit des Verfahrens, die in neuerer Zeit, namentlich durch Eduard Boas, einer Darstellung von Schiller's Leben erst die Wege bahnte. Jener geistvollen und verdienten Frau fehlte überdies bei ihrer Arbeit die ausführliche Erzählung von Schiller's Jugendfreunde und Fluchtgenossen Andreas Streicher; ihr fehlten die Memoiren von Schiller's Freundin Charlotte von Kalb; die Briefwechsel von Schiller und Goethe und Schiller und Körner hat sie ebenfalls nicht, oder so gut wie gar nicht benutzt, und was die Charakteristik betrifft, so kann man sagen, daß ihr Hauptstreben dahin gegangen sei, alle Schroffheiten und Schärfen in Schiller's Wesen und Charakter mit liebevoller Hand zu verwischen und zu mildern.

Als die Quellen anfingen, reichlicher zu fließen, als das liebenswürdige Büchlein von Streicher und der Goethe'sche Briefwechsel erschienen waren, als manche Jugendzeugen, wie Petersen und Scharffenstein, ihre Erinnerungen in Journalen mitgetheilt hatten und das Bedürfniß einer neuen Gesammtdarstellung des Dichters sich in Folge dessen zu regen begann, welche wenige Jahre zuvor in England der begeisterte Verehrer Schiller's Thomas Carlyle versucht hatte, unternahmen diese Aufgabe in Deutschland zu gleicher Zeit zwei Männer: Gustav Schwab (1840) und Karl Hoffmeister (1838—1842).

Hier zeigte sich nun bei diesen immerhin verdienstlichen Arbeiten beider Männer der Uebelstand einer ungenauen und unkritischen, ja leichtfertigen Aufnahme der verschiedenartigen Materialien und Notizen in seinen schlimmen Folgen; namentlich in dem Schwab'schen Werke, das eine realistische Behandlung

der Einzelheiten versuchte, und eben dadurch zu einer Quelle verlockt wurde, welche zwar sehr pikante, aber auch eben so unwahre Anekdoten enthielt. Es würde zu weit führen, die Unwahrheiten nachzuweisen, welche durch zwei Bücher von K. W. Demler in das biographische Werk von Schwab eingedrungen sind. Sie erschienen gleich nach dem Tode Schiller's, diese „Scenen und Charakterzüge aus Schiller's Leben", sie wurden als ein Gewebe gröblicher Lügen sofort von gewichtigen Zeugen gebrandmarkt; trotzdem ist Vieles daraus von Schwab unbesehen als Wahrheit aufgenommen worden, so daß sogleich die ersten Seiten seiner Schillerbiographie von Unrichtigkeiten voll sind. Da soll der kleine Schiller beim Gewitter auf einen Baum gestiegen sein, im neunten Jahre ein Tagebuch geführt haben, u. s. w. — kurz, der kleine Herakles in der Wiege ist auf's Schönste ausstaffirt, um das nachherige Genie zu erklären. Nur schade, daß von all den schönen Dingen Nichts wahr ist, wie sich aus den Aufzeichnungen von Schiller's älterer Schwester Christophine Reinwald ergiebt, und wie außerdem durch die vielen offenbaren Lügen bekundet wird, welche die Demler'schen Bücher enthalten. So war z. B. Schiller's erster Jugendfreund nicht Karl, sondern Ferdinand Moser; so ist der Brief an Karl Moser, der in der neuesten Sammlung der Schiller'schen Briefe, trotz Boas' Einsprache, wieder paradirt, von Demler wie aus der Luft gegriffen, u. dgl. m. — Was aber vor allen Dingen die Lectüre des Schwab'schen Buches verleidet, das ist die beschränkte kirchliche Ansicht des Verfassers, ein Standpunkt, der bei aller sonstigen achtbaren poetischen Begabung des wackern Pfarrers denn doch wohl zur richtigen Auffassung und Darstellung eines Schiller am wenigsten geeignet ist.

Ungleich befähigter zeigte sich Hoffmeister zur Lösung seiner

Aufgabe mit seinem Werke: „Schiller's Leben, Werke und Geistesentwickelung im Zusammenhange", welches eine „Naturgeschichte des Schiller'schen Geistes" sein sollte, und mit einer gewissen Zuversicht das Thema erschöpfend abzuschließen meinte. Was aber diesem, in vieler Hinsicht verdienstlichen Werke schadete und ihm die Popularität verschloß, waren hauptsächlich zwei Dinge. Einmal die allzugroße Breite der Ausführung — es umfaßte drei starke Bände — und zweitens ein gewisser Scholastizismus in Verfolgung des Lehrzwecks, mit dem es den Dichter in drei Theile theilte, und den Leser mit Hülfe schulmeisterlicher Krücken aus der Periode der Naturdichtung zur Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung u. s. f. weiterführte, worüber denn alle Frische und Freiheit der Darstellung verloren ging. Dabei blieben selbst in der eigentlichen Biographie bedeutende Lücken unausgefüllt, was man leicht begreiflich finden wird, wenn man erfährt, daß auch Hoffmeister weder die Denkwürdigkeiten der Frau von Kalb noch den Körner'schen Briefwechsel benutzt hat. Sind auch die Verstandeswidersprüche in einzelnen Dramen Schiller's scharfsinnig, obschon nicht zum ersten Mal, von ihm aufgedeckt, so ist doch die Reihe von Einzelkritiken, welche sein Werk in die Breite treiben, nach dem Stande der ästhetischen Wissenschaft unserer Tage weit nicht genügend. Und was noch schlimmer ist: es fehlt hinsichtlich der historischen Darstellung jener in das Leben und Weben der Zeit selbst lebendig eindringende Geist, der aus dieser Zeit und ihren Bedingnissen heraus die Gestalt des Helden zu erfassen und dieselbe auch am Hintergrunde der politischen und sozialen Zustände vor uns hinzustellen versteht.

Noch weniger konnte dies bei jenem Auszuge aus Hoffmeister's größerm Werke der Fall sein, den der Verfasser selbst begann

und den der verdiente Viehhoff mit löblichem Eifer fortsetzte. Hier mußten manche neue Daten aufgenommen werden, die mit dem früheren Werke in Widerspruch standen. Daraus bekam denn das neue Buch ein unwirrsches Ansehen. Der Verfasser überzeugte sich, daß seine große Naturgeschichte des Schiller'schen Geistes nicht so erschöpfend war, als er gehofft hatte. Auch fehlte beiden Biographen diejenige geistige Verwandtschaft mit ihrem Helden, welche die Voraussetzung einer vollen Einsicht in das Leben und die Natur des Dichters, in das Weben und Schaffen, Thun und Leiden des Genius bildet.

Erst mit Eduard Boas beginnt für die Biographie Schiller's eine neue Wendung. Er zuerst ging an die Arbeit, die Quellen gründlich zu sichten, merzte hier Falsches aus, setzte dort die richtigen Daten wieder in ihre Rechte ein, und brachte mit emsigem Fleiße die eigentlichen Materialien von überall her zusammen. Leider übereilte ihn der Tod in seiner Arbeit, von welcher im Jahre 1856 zwei Bände unter Herausgabe W. von Maltzahn's erschienen. Sie führen den Titel: „Schiller's Jugendjahre“ und gehen bis zu Schiller's Flucht nach Mannheim. Die Darstellung ist zerrissen und kämpft mit dem Material, das in solcher Breite aufgenommen ist, wie es eine kritisch-bibliographische Behandlung verlangt. Allein eben dieser letztere Umstand hindert die künstlerische Form und schließt die Dichtung in jenem edleren Sinne aus, welche jede historische Darstellung sein soll. Und selbst die Wahrheit ist auch hier, bei aller Sorgfalt, nicht ganz zu ihrem Rechte gekommen, indem Boas theils einige Urkunden nicht kannte (wie z. B. das von Schiller's Vater verfaßte „curriculum vitae meum“, wie die Krankenberichte von Fr. Schiller, die Briefe des Letzteren an den Herzog von Würtemberg und an Seeger, welche auf der Flucht geschrieben sind), theils mit

Thatsachen und Angaben hier und da etwas zu willkürlich umsprang, wodurch eine Partie von Lebensumständen aus den Fugen gerathen ist.

Wir haben uns erlaubt, in der Uebersicht des bisher für Schiller's Biographie Geleisteten diejenigen Ausstellungen hervorzuheben, aus welchen unsere Leser abnehmen möchten, was wir etwa von einem neuen Biographen Schiller's zu verlangen gemeint sind.

Als Goethe seiner Selbstbiographie den Namen „Dichtung und Wahrheit" gab, sprach er damit ein Gesetz aus, welches kein Historiker ungestraft verletzen darf. Goethe stellte keinen Lehrzweck vor sein Werk, kein allgemeines Kulturbild seines Jahrhunderts. Er verfuhr wie ein Epiker und ging nach kurzer Verbeugung vor seinem Publikum unbefangen in medias res hinein. Er ließ sich, ohne sich mit philosophisch-kritischen Betrachtungen über seine Kindesanfänge aufzuhalten, vor unsern Augen in die Zeit und Umgebung muthig hineinwachsen, und entfaltete, indem seine Augen mehr sahen, immer größere Horizonte vor den Augen seiner Leser. So kam die Zeit in einer bewundernswürdigen Weise zu ihrem Rechte; so behielt seine Persönlichkeit in Irrthum und Tüchtigkeit immer ihren Reiz, wenn sie ruhig und lebensfrisch wieder aus den Coulissen hervortrat. Er tadelte sich wenig; er sagte einfach: so war ich, wer sich rein fühlt, hebe den ersten Stein auf. Aber Goethe hatte die große Gunst des Selbsterlebenden, er war Lebensgenosse und Augenzeuge der Zeit und Verhältnisse, und konnte aus der reichen Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Erfahrungen dasjenige auswählen, was ihm paßte. Er konnte das Bedeutende auswählen, denn das Unbedeutende hatte für ihn keinen Werth, hatte nicht jenen Werth des Wirklichen, des Glaubwürdig-That-

sächlichen, mit welchem jeder Biograph eines fremden Helden so überladen wird, über welches eine verführerische Freude des oft mühsam erworbenen Besitzes Jeden ergreift und fesselt, der nicht künstlerische Technik und Selbstüberwindung genug besitzt, das nicht Wesentliche, das minder allgemein Interessirende resolut über Bord zu werfen. Wie dadurch der Biograph in Gefahr geräth, seine Arbeit mit unnöthigem Ballast zu überladen und zu ungenießbarer Breite des Details anzuschwellen, dafür ließen sich aus unserer neueren Litteratur sehr eklatante Beispiele anführen, unter denen der Danzel-Guhrauer'sche Lessing eine der ersten Stellen einnimmt.

Wenn wir indessen bei jeder Biographie, die wir beurtheilen, „Wahrheit und Dichtung" als Muster aufstellen, wie etwa Lessing die Regeln des Aristoteles als dramatischen Kanon aufstellte, und wenn wir uns nicht enthalten können, das große Goethe'sche Muster an ein historisches Lebensbild zu halten, so dürfen wir nicht vergessen, daß uns dabei zugleich die Pflicht obliegt, eben so verständig zu verfahren, wie Lessing in dem verglichenen Falle zu thun verstand, der jene Regeln eben so sehr bei Shakespeare wie bei den Griechen erfüllt fand. Wir dürfen es uns zunächst niemals verhehlen, daß der zehnte Biograph eines großen Mannes eine andere Aufgabe und eine andere Stellung zu seinem Vorwurfe hat, als der erste. Jener wird oft plaidiren müssen, wo dieser nur einfach erzählt; jener wird oft stillschweigend die Beweise benutzen, die dieser ausführlich darlegt und endlich wird durch die nothwendige Abwehr, durch die Aufnahme von bibliographischen Notizen, von Darlegungen und Beurtheilungen der Werke eine Art von Formlosigkeit entstehen, welche gegen die künstlerische Geschlossenheit der Selbstbiographie eben so sehr im Nachtheil erscheint, als die Shakespeare'schen Dramen in Bezug

auf Einheit gegen die antiken Tragödien. Aber dieser Nachtheil ist doch nur ein scheinbarer. Denn der Vortheil des Schriftstellers, welcher das Leben Anderer, welcher bereits abgeschlossene Existenzen behandelt, ist nicht leicht wiegend, ist vielmehr so in die Augen springend, daß wir uns die Ausführung um so mehr ersparen können, als wir nur auf die Theilnahme hinzuweisen brauchen, welche gerade in unserm Falle sich neuerdings das biographische Werk von Lewes trotz „Wahrheit und Dichtung" bei uns errungen hat.

Was die Wahrheit betrifft, so glaubt nun einmal die Geschichte nicht dem, der vor ihren Schranken steht, sondern sie urtheilt allerdings wie ein Geschwornengericht, nach dem Zeugenverhör. Das Publikum verlangt mit Recht nicht blos die innere Wahrheit, nicht blos so viel Wahrheit als schön ist, sondern so viel Wahrheit als möglich, und vor Allem so viel als nothwendig, um den ganzen Menschen kennen zu lernen.

Schon in dieser Beziehung hat das Palleske'sche Buch einen ganz ungemeinen Vorsprung und Vortheil vor allen bisherigen Biographien unseres großen Dichters. Nicht allein die Parthien, welche Boas in größter Ausführlichkeit behandelt hat, boten sich ihm zuerst als wünschenswerthe Vorarbeit, deren Richtigkeit er, wie man bald wahrnimmt, überall sorgfältig selbst geprüft hat; sondern auch da, wo das Boas'sche Werk abschließt: für den ersten Mannheimer Aufenthalt, für Schiller's Leben in Bauerbach, und für den zweiten Mannheimer Aufenthalt stand dem Verfasser eine so reiche Auswahl neuer Materialien zu Gebote, daß wir allen Lesern, die Schiller's Leben bisher nur aus den früheren Biographien kannten, gar manche durchaus neue interessante Aufschlüsse über sein Werden und seine inneren Entwicklungskämpfe versprechen können. Unser Verfasser hat bis-

her unbenutzte Familienbriefe einsehen, er hat Namen ergänzen dürfen, welche bisher als unerkannte Anfangsbuchstaben in Karoline von Wollzogen's Leben Schiller's, als Th. und M. Räthsel aufgaben; er hat die Denkwürdigkeiten Charlotten's von Kalb in einer Weise ausgebeutet, wie dies bisher noch von keinem früheren Biographen Schiller's geschehen ist; und endlich ist es ihm möglich gewesen, eine nicht unbedeutende Anzahl von Daten zu berichtigen und festzustellen, die bisher, da die früheren Biographen des Dichters die Chronologie nicht gehörig berücksichtigten, entweder schwankten oder falsch angegeben waren.

Aber so empfehlenswerth auch eine Biographie Schiller's nach dieser Seite hin sein mag, so zeigt doch die erreichte thatsächliche Wahrheit nur den gründlichen Fleiß des Forschers, während den schöpferischen Geist des Biographen erst die als Dichtung bezeichnete Seite bewähren muß. Denn was hilft zuletzt aller Reichthum, alle kritische Sicherheit und Gewißheit des Stoffes, wenn der Historiker nicht diesen Stoff in sich selbst erlebt hat, wenn er nicht eine Ader seines Helden besitzt, wenn er nicht selbst ein Charakter, eine Persönlichkeit ist, durch welche der dargestellte Charakter sich würdig und stark aussprechen kann? Damit ist nicht gesagt, daß nur ein Dichter eine Biographie Schiller's schreiben könne, aber die Möglichkeit zu einem Dichter muß aus dem Biographen sprechen, seine Darstellung muß uns überzeugen, daß er eines Dichters Geheimnisse kennt. Das Auge muß „sonnenhaft“ sein, um das Licht zu erblicken; denn:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnte es das Licht erblicken!
Wär' nicht in uns des Geistes eig'ne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!“

Das vorliegende biographische Werk ist eine Erstlingsarbeit des Verfassers in diesem Fache. Herr Palleske war bisher nur noch als dramatischer Dichter, und zwar als ein solcher bekannt, der sich in seinen Trauerspielen „König Monmouth“ und „Oliver Cromwell“, wie in seinen Jugenddramen „Achilles“, „die Braut von Korinth“ u. a., unbeirrt durch die herrschende Zeitrichtung und die Sympathien unserer Bühnenverwaltungen für das Miserable, stets den großen Stylprinzipien einer auf Kunst und Schönheit gerichteten Periode zugewendet hatte. Zum ersten Male begegnen wir ihm in dieser Biographie Schiller's auf einem Gebiete, zu dem er, nach dieser Probe zu schließen, eine nicht gemeine Befähigung und fast alle diejenigen Eigenschaften besitzt, welche den Erfolg des Lewes'schen Buches über Goethe bei uns bewirkt haben. Wie bei dem geistreichen englischen Autor, finden wir auch in diesem Biographen einen Mann, der mit gründlicher und umfassender Studienbildung zugleich jene andere Bildung verbindet, die ein vielseitig bewegtes inneres und äußeres Leben allein dem Schriftsteller zu gewähren vermag, und die doch wieder allein im Stande ist, jene kongeniale Verwandtschaft mit dem Dichter hervorzubringen, deren es noch mehr als der blos belesenen Gelehrsamkeit bedarf, um ein wahrhaft lebendiges Bild von der Persönlichkeit und dem Wesen eines Dichters wie Schiller vor uns hinzustellen. Man braucht nur in diesem ersten Bande die Darstellung Schiller's als Dramatiker, die Entwickelung seiner Jugenddramen, seiner dramatischen und theatralischen Erfahrungen, Ziele und Gesichtspunkte zu lesen, um sogleich heraus zu fühlen, daß hier Schiller einen Darsteller gefunden hat, der selbst nicht nur in der Werkstatt des dramatischen Dichters praktisch zu Hause ist, sondern der sich auch durch eigene Erfahrung und Bethätigung Einblicke in

die Geheimnisse der Verlebendigung des dramatischen Gedichts auf der Welt der Bretter in das Verhältniß von Bühne und Publikum, in die Bedingungen der Wirksamkeit, der Anregung und Befruchtung des Dichters und des Lebens durch die Bühne und Poesie und umgekehrt der Bühne und Dichtung durch die Wirklichkeit des Lebens, erworben hat. Dazu gesellt sich die Begeisterung des Autors für seinen großen Gegenstand, und in der Darstellung jene noch unabgeschriebene Frische, die in unserer mit Dampf schreibenden Zeit eine wahre Seltenheit ist, und durch welche die Unbeholfenheit in gewissen Einzelnheiten schriftstellerischer Technik reichlich aufgewogen und vergütet wird. Ja, diese Jugendfrische ist der greisenhaften Altklugheit, dieses liebevoll begeisterte Eingehen ist der blasirten Allweisheit unserer neuesten litteraturkritischen Betrachtungsweise gegenüber gerabezu erquickend. Wir sehen den jugendlichen Schiller vor uns werden und wachsen, sehen ihn die ersten Flügelschläge versuchen, die stürmischen Leiden und Freuden des Jugenddranges erleben und überwinden, sich in Ueberschwänglichkeit aller Art bewegen; und sehen dies Alles durch das Medium einer Darstellung, die überall, theils bewußt theils unbewußt, mit ihrem Inhalte in Harmonie ist, weil der Darsteller selbst in der lebendigen Erinnerung eigener Lebenserfahrungen und des eigenen analogen Werdeprozesses die richtigen Farben findet. Es ist Schwung und Zug in seinem Buche: jenes wunderbare Etwas, das den Leser, selbst den mit dem Stoffe ziemlich vertrauten, festhält und zum Wiederlesen reizt. Es ist darin ein wunderbares Verständniß, ein inniges Durchdrungensein des Verfassers von Schiller's ganzer Natur, ein Sinn für historische Gerechtigkeit gegen Menschen und Dinge einer vergangenen Zeit, wie wir ihnen selten begegnen, und eine wohlthuende Freiheit von allem konstruirenden

Formalismus, der in unserer Litteratur so viel Schaden angerichtet hat. Statt wie sein Vorgänger an Schiller's Werke überall den kritischen Maßstab des vollkommenen Drama's anzulegen und mit diesem fertigen Begriffe an die Jugenddramen heranzutreten, die dabei sehr übel fahren, betrachtet er, wie es sich gebührt, den Dichter und seine Schöpfungen mit jenem historischen Blicke, dem es vor allem darauf ankommt, beide aus ihrer Zeit heraus zu würdigen. „Ein Werk kann nach unsern hochgespannten Ansprüchen große Fehler haben und doch zu seiner Zeit eine sehr bedeutende That gewesen sein; darum ist nirgends die Pflicht, einen großen Mann aus der Geschichte heraus zu würdigen, größer als in seiner Geschichte. Die Bahn, die gebrochen wird, kann man nur schätzen, wenn man das Terrain kennt."

Der erste Band führt uns in fünf Büchern bis zu Schiller's Weggang in Mannheim im Jahre 1785. Neu und geradezu vortrefflich ist die Auffassung und Darstellung des Herzogs Karl Eugen von Würtemberg, der in seinem Verhältnisse zu Schiller und dessen Jugendschicksalen vielleicht zum ersten Male einer Beurtheilung unterzogen erscheint, die, ächt historisch, beiden gerecht wird. Unter den Beurtheilungen der Schiller'schen Jugendwerke mache ich besonders aufmerksam auf das Kapitel über „Kabale und Liebe", in welchem der Verfasser mit vollem Rechte die Auffassung zurückweist, welche die Intrigue für den Lebensnerv des Stückes erklärt. Dagegen ist das Festhalten der bestehenden Wirklichkeit mit ihrer jezeitigen Unvernunft als Motiv in dem Drama vortrefflich nachgewiesen und die Vergleichung mit Shekspeare's Romeo und Julie, an welche dieser Nachweis geknüpft wird, ist schlagend. Es ist eine wunderliche Zumuthung moderner Aesthetiker, daß der Dichter sich mit seinem Bewußtsein größer zeigen soll, als die Zeit und die Welt, deren Bild er geben will, so

wie die Forderung an den Dramatiker, die Intriganten wegzulassen, nicht viel sinnvoller ist, als es die Forderung sein würde, die „Väter“ und „Mütter“ wegzulassen. Das Schiller'sche Drama giebt das für eine tragische Entwickelung nothwendige Weltbild mit der erforderlichen Vollständigkeit und Richtigkeit, und damit ist, wie der Autor mit Recht hinzusetzt, Alles in Ordnung. Ja, darin gerade liegt die wahre Größe des Dichters selbst. Denn jede Dichtung wird an den beliebten „ihrer Zeit entfremdeten“ Gestalten zur Unmöglichkeit, und selbst Shakspeare's wahre Größe zeigt sich gerade darin, daß er nirgends klüger ist als seine jedesmaligen Schöpfungen, so sehr er sie auch beherrscht, und so hoch er auch über ihnen steht. Muß der Dichter sich nothwendig als der allmächtige Gott der von ihm geschaffenen Welt offenbaren, so hat er, wie Lessing es in seiner Erziehung des Menschengeschlechts darstellt, auch die Aufgabe: dieser Welt seiner Schöpfungen von seiner allwissenden Einsicht nur soviel zukommen zu lassen, als sie in dem Augenblick gerade fassen und vertragen kann.

Die Welt nun, mit der es der Dichter in Kabale und Liebe zu thun hat, schildert unser Verfasser mit meisterhaften Zügen, wenn er den Charakter Louisen's zeichnend sagt: „Wir haben vor uns auf der einen Seite das Regiment einer Maitresse, deren Vorgeschichte zugleich die Vorgeschichte des Hofes und des Dinges ist, was man damals Staat nannte. Wir haben im Präsidenten einen Minister, bei dem sogleich ganze Reihen im Gedächtniß aufstehen: Jud' Süß, Montmartin, bis herunter zu Wöllner und Haugwitz. Genußsucht und Herrschsucht sind die Triebfedern der ganzen Maschine, Intrigue und gefälschte Handschriften die Räder, Stolz und brutale Ueberhebung ihre Politik ihr Selbstgefühl. Die Söhne des Landes werden verkauft, wer nicht will, wird nieder=

geschossen. In dieser Welt fehlt Nichts, selbst nicht der Punkt auf dem I, nicht „das Strumpfband der Prinzeß Amalie", das eine Todfeindschaft zwischen Bock und Kalb verursacht. Auf der anderen Seite zittert das eingeschüchterte, ausgesogene Volk, das schon so weit heruntergebracht ist durch ein ruchloses Polizeisystem, daß es alle Widerstandskraft verloren hat. Es hat noch einen dumpfen Glauben an das edle Herz des Fürsten; Religion ist sein einziger Trost, ein wenig Musik und Romanlesen seine einzige Bildung. Kriecherei und Angst sind die häßlichen Züge, die der Dichter nicht vergessen hat; denn Wurm gehört auf diese Seite. Da paßt Alles zusammen. In solchen Zuständen ist der einzige Heroismus der Selbstmord. In solcher Welt ist der Einzelne an seinen Stand gebunden, und das ist die tragische Anlage Luisen's. Sie lebt mit Angst in der Welt, mit Angst vor der Liebe zu Ferdinand, vor einem künftigen Gericht, Angst vor unberechenbaren Angriffen auf Leben, Freiheit, Unschuld — sie ist die tragische Heldin, und Schiller wußte was er that, als er anfänglich sein Stück nach ihr benannte. Ihre ängstliche Frömmigkeit, ihre rührende, so begreifliche Pietät für den Vater, ihre Gebundenheit führt ihr Geschick herbei. Auf Allem was sie spricht, liegt ein Trauerflor. Diesem Wesen ist jede heroische Freiheit, die eine Julia ziert, mit ihrer Geburt gemordet, sie ist das zerschlagene Herz des deutschen Volks; nur die Freiheit zu vergehen hat sie, nicht den Muth, glücklich zu sein. Wer das Bürgerthum, welches von jenen Wunden zu genesen anfängt, gründlich kennt, wird gestehen, daß dieser Charakter von einer erschütternden Wahrheit ist. Gerade die Halbbildung ist hier ein Zug, der nicht fehlen durfte. In solchen Zuständen hört die Naivetät auf."

Diese Stelle mag zugleich eine Probe abgeben von Styl und Darstellungsweise des Verfassers. An seiner Besprechung der

Komposition des Fiesko (S. 299—313.) mögen neuere Bearbeiter historischer Stoffe zugleich lernen, was es mit dem Respekt vor der ächten geschichtlichen Wahrheit auf sich hat, den wir von unseren neuesten Dramatikern gerade so wie von der Industrie der geschichtlichen Romanfabrikanten so oft mit Füßen getreten sehen. — Doch diese Wucherer und Falschmünzer aus dem Tempel der Kunst zu jagen, den sie entweihen, bedarf es einer anderen Geißel als der, welche die Hand der Kritik unserer Tage zu führen vermag, bedarf es eines allgemeinen historischen Strafgerichts, dessen Gewitterschläge allein die gesammte Atmosphäre unserer Zeit von der Pestluft ihrer versumpften Zustände zu reinigen vermögen, und dessen Heranziehen schon manche Zeichen verkünden zu wollen scheinen.

In der Darstellung von Schiller's Mannheimer Leben finden wir eine Episode zum ersten Male ausführlich behandelt, über welche die bisherigen Biographen nur flüchtig hinweggingen. Ein ganzes Kapitel, das fünfte des letzten Buchs, ist Charlotten von Kalb und ihrem Verhältnisse zu Schiller in dieser Periode gewidmet. Die Lebhaftigkeit der Theilnahme, mit welcher der Verfasser das Bild dieser bisher nur unvollkommen gekannten Frau gezeichnet hat, grenzt fast an leidenschaftliche Vorliebe, und vielleicht ist es gerade diese Partie seines Buches, in welcher gar manchem Leser die liebenswürdige Eigenschaft unseres Autors: sich in die Zustände, Empfindungen und Anschauungen seiner Figuren hineinzuleben — diese Eigenschaft, die dem dramatischen Dichter so unentbehrlich ist und die auch dem kritischen Darsteller darum nicht fehlen darf, weil sie ihm leicht gefährlich werden kann — wo, sagen wir, diese Eigenschaft zu weiten Spielraum gewonnen zu haben scheinen wird.

II.

„Schließen wir uns an unser Größtes und Bestes fest an, verlieren wir nicht über dem Unwesentlichen, das sich von selbst korrigirt, das Wesentliche, was unzerstörbar ist!“ — Diese schönen Worte des Biographen könnte man dem Werke, dessen zweiter und letzter Theil so eben erschienen ist, während der rüstige Verleger bereits eine zweite wohlfeile Volksausgabe des ganzen Werkes veranstaltet, — mit Fug und Recht als Motto an die Stirn setzen. Denn in diesen Worten finde ich gleichsam die innerste Seele des Palleske'schen Buches ausgesprochen.

Was auch Andere oder der Verfasser selbst — denn welcher redlich und begeistert Strebende empfände nicht nach dem Abschlusse einer solchen Arbeit lebhafter die Mängel, als das Gelungene? — an diesem Buche aussetzen oder vermissen mögen: das wird schwerlich von irgend einem gerechten Beurtheiler bestritten werden können, daß mit diesem Buche das bevorstehende erste Säkularfest unseres deutschen Nationalheros würdig eingeleitet worden ist, und daß nicht leicht ein Anderer ihm den Rang streitig machen wird, soviele auch mit ihren Feiergaben, befugt oder unbefugt, sich dem Weihaltare genaht haben und nahen werden. Unsere Anerkennung wird noch gesteigert durch den Umstand: daß, wie gesagt, dieses Buch die erste Leistung ist, welche der Verfasser in dieser Gattung prosaischer Darstellung geliefert hat. Es kann dieses Lob nicht beeinträchtigen, wenn man zugleich ausspricht, daß der Verfasser während seiner Arbeit über sich selbst hinausgewachsen ist, und daß der zweite Theil den ersten in vieler Beziehung an Sicherheit und Ruhe der Behandlung, an Klarheit der Darstellung und Gruppirung, an Einfachheit des Styls und an einer ge-

wissen Solidität der Technik übertrifft, ohne von den liebenswürdigen Eigenschaften des ersten Theils, von seiner Herzenswärme und Schwungkraft, irgend etwas vermissen zu lassen.

Nach der Mißbehandlung, welche Schiller's Genius durch eine Kritik erfahren hatte, welche nicht selten sich schulmeisternd über den großen deutschen Nationaldichter zu Gericht setzte, ist dieses Buch, dessen kritische Tendenz direkt und indirekt einen Protest gegen ein solches Verfahren bildet, allen Freunden des Dichters ein wahres Labsal, und es wird wenige Leser geben, die nicht von Herzen die zahlreichen Zurechtweisungen unterschrieben, welche dieser zweite Band des Palleske'schen Werkes (z. B. S. 177—178. S. 245. S. 307. S. 325. S. 307. S. 382. S. 392.) jenem Beginnen verdientermaßen angedeihen läßt. Palleske's kritische Bildung zeigt sich dabei jener abstrakten Manier des Hin- und Her- und an den Dingen herum Raisonnirens in jedem Betrachte überlegen, und wer den Unterschied zwischen einer ächten, d. h. einer genetischen positiven und darum zugleich produktiven, und einer rein subjektiven negativen Kritik sich in einem schlagenden Beispiele vergegenwärtigen will, der braucht blos die Abschnitte über die Schiller'schen Balladen, über die Glocke und über den Tell bei Palleske nachzulesen und mit demjenigen zu vergleichen, was man sonst wohl in neueren deutschen Litteraturgeschichten über diese Schätze unserer nationalen Dichtung zu hören gehabt hat. Ueberhaupt fühlt es sich in dem Palleske'schen Buche überall durch, daß es ein produktiver Geist, daß es eine schöpferische Dichternatur ist, welche hier einem Dichter nachdenkt, nachempfindet und nachschafft; daß es ein Künstler ist, der hier in das innerste Wesen einer künstlerischen Organisation und künstlerischer Organismen eindringt, daß mit einem Worte ein verwandter Geist hier das Wesen des großen Dichters vor

uns enthüllt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet müssen selbst gewisse Mängel der Darstellung dazu dienen, den Ausdruck des Ganzen als eines individuell beseelten Kunstwerks an diesem Buche zu verstärken, dessen Darstellung selbst gleichsam den Entwickelungsprozeß des Dargestellten in der Weise mit durchmacht, daß sie mit dem Schwärmenden schwärmt und mit dem Reifenden reift.

Mag man diese Weise biographischer Darstellung eine subjektive, persönliche nennen. Immerhin! Denn im Grunde genommen trägt jedes Buch dieser Art einen persönlichen Charakter, und es kommt eben nur darauf an, ob die subjektive Individualität, die sich in ihm zur Erscheinung bringt, eine bedeutende und gehaltvolle, oder eine unbedeutende und gehaltlose, ob sie eine liebenswürdige und edle oder eine unedle und unliebenswürdige ist. Niemand aber kann über seinen Schatten springen, und so kann auch kein Schriftsteller selbst bei glänzender Begabung technischen Talents seinem Werke einen anderen Gesammtcharakter verleihen, als den sein eigenes innerstes Wesen demselben unwillkürlich aufprägt. Alle Anstrengung, solchen Ausdruck der subjektiven Individualität fern zu halten, ist vergeblich, und führt höchstens zu einer gezierten Manierirtheit, die sich nicht nur dem Blicke des Kundigen, sondern auch dem Auge jedes unbefangenen Lesers leicht verräth. Das übergreifend Wirksame in allem Schriftthum ist und bleibt immer die Persönlichkeit, und namentlich auf dem Felde, mit dem wir es hier zu thun haben, ist es, wo Goethe's von seinem großen Freunde bestätigtes Wort seine Anwendung findet: daß, „wenn man von Schriften wie von Handlungen bedeutender Menschen nicht mit einer liebevollen Theilnahme, nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus spreche, am Ende so wenig davon übrig bleibe, daß es der Rede gar nicht werth sei.“ Denn „Lust, Freude und Theilnahme an

den Dingen ist das einzige Reelle und was wieder Reellität hervorbringt, Alles andere ist eitel und vereitelt nur!"

Eine Persönlichkeit solcher Art ist es, die uns in dem Palleaske'schen Buche entgegentritt. Eine Kritik, „die sich an das unwesentliche hängt, was sich von selbst korrigirt", und die das Große und Erhabene selbstgefällig bekrittelt, bringt das deutsche Volk in Gefahr, das Wesentliche seiner nationalen Besitzthümer im Gebiete des Schönen zu verlieren. Sie fördert in unserer Jugend den verderblichen Hang und Trieb, den Blick, statt auf das Aechte, Große, Schöne und Ewige, vielmehr auf das Unwesentliche und Zufällige, auf das Zeitliche und auf die einzelnen Sommersprossen der Aeußerlichkeit zu heften — und zieht so ein Geschlecht groß, das gleich dem alten Hofrath Huisgen in Goethe's Selstbiographie seinen Stolz darin setzt: „auch in Gott Fehler zu entdecken". Die Palleske'sche Darstellung ist entschieden auf das Gegentheil gerichtet, und gerade darum für jedes edle Herz ebenso wohlthuend und erfreulich, als sittlich und geistig fördernd für die gesunde Ausbildung des Volks. Man erquickt sich an der edlen Gerechtigkeit, mit der sie einem Körner den verdienten Ehrenkranz auf die Stirn drückt, an der Schilderung dieses Mannes, der es werth war, der rettende Busenfreund eines Schiller zu sein, an der Schildernng dieses edelsten Repräsentanten bürgerlich deutscher Tüchtigkeit jener wenigen Trefflichen, „die einem elenden Staatsmechanismus und einer verschrobenen Gesellschaft zum Trotz, mit Hülfe von Philosophie und Kunst freie Menschen wurden, und die, als das Vaterland nur solche und keine Sklaven brauchen konnte, die Sünden anderer geräuschlos mit ihren Tugenden gut machten." Man erquickt sich daran ebenso wie an der von aller Herbigkeit freien Gerechtigkeit, mit welcher der Verfasser das so vielfach

verkannte Verhältniß Schiller's zu Goethe in das Licht einer richtigen Würdigung setzt.

Daß in einer Lebensbeschreibung das biographische Element vorherrscht, scheint so natürlich, daß man darüber eigentlich gar nicht weiter reden sollte. Und doch ist es nöthig. Denn was diesem Palleske'schen Buche so vorwiegend seine anziehende Kraft verleiht, ist gerade der Umstand, daß der Verfasser vorzugsweise den biographischen, nicht den kritischen Standpunkt festgehalten hat. Mit richtigem Takte hat er es erkannt, daß während z. B. bei einer Darstellung von Lessing's Leben und Wirken der Hauptaccent auf den Werken und auf der entwickelnden Analyse des Geleisteten liegen muß, bei Schiller dagegen das Leben und Werden des Menschen, wie des Dichters und Denkers sich von selbst in den Vordergrund unseres Interesses rückt. Schiller selbst, die Persönlichkeit dieser erhabenen Individualität, der Heros, der sich als Mensch und Dichter aus den Anfängen chaotischer Gährung und unreifer Ueberschwänglichkeit in einem so kurz gemessenen, von den dornenvollsten Hindernissen und Mühen aller Art erfüllten Leben, im Bewußtsein einer großen Aufgabe und einer eben so großen Kraft, mit einem Heldenmuthe ohne Gleichen zur Reife idealer Klarheit und zu der Höhe vollendeter Schönheit emporarbeitet, bis er, wie ein moderner Herakles in der Fülle der geistigen Kraft den siechen siegesmüden Leib den Flammen des selbstgethürmten Scheiterhaufens übergiebt, aus denen sein Unsterbliches in verklärter Gestalt zum Olymp aller großen Genien der Menschheit emporsteigt — Schiller der Held, der Heros ist es, dessen Dichterleben, mit der Wärme begeisterter Liebe und Verehrung geschrieben, den Inhalt dieses Buches bildet, das eben darum erwärmend und die gleichen Empfindungen erzeugend auf den Leser zurückwirkt. Es wird alle Menschen von

Kopf und Herz und alle Unterrichteten und Wissenden, so wie alle ehrlich Strebenden zu Freunden haben, wenn es auch allen kritischen Philistern eben wegen seiner Gesinnung mißfallen, und den Bedürfnissen mancher Ununterrichteten, weil es vielleicht hier und da zu viel voraussetzt, nicht genügen sollte. Aber um das viele Neue, was uns der Biograph gebracht hat, bringen zu können, und um vor Allem dem denkenden Dichter sein Recht wiederzugeben, das ihm diejenigen zu nehmen versucht haben, welche aus Schiller einen falschen Idealismus, einen Schein- und Schattenkultus herausgelesen haben, mußte er allerdings den denkenden Leser, den unterrichteten Freund des Dichters voraussetzen.

Daraus ergiebt sich ein Mangel des Buchs, der sich namentlich in Bezug auf die Analyse der Werke hier und da fühlbar macht, bei der manche Leser eine größere Ausführlichkeit in der Entwickelung der Komposition der Dramen vermissen werden. Hier ist die Darstellung theils zu aphoristisch, theils zu sehr blos andeutend und symbolisirend. Es fehlt die übersichtliche Darstellung des Entwickelungsgangs der Handlung, jener „Verflechtung der Thatsachen“, in welche schon Aristoteles in seiner Poetik nicht mit Unrecht den Kern der dichterischen Kunst des Dramatikers setzt, und hier und da die ausführliche Charakteristik der Hauptpersonen der Handlung. Der Raum dafür wäre vielleicht durch Weglassung mancher weniger bedeutenden biographischen Spezialitäten zu gewinnen gewesen, sowie wir von dem erfahrenen Schauspieler und Dramaturgen ein genaueres Eingehen auf das Verhältniß zur Bühne und auf die verschiedenen Bühnenbearbeitungen, z. B. der „Räuber“ erwartet hätten. Dagegen ist zuzugeben, daß sich eine gleiche Behandlungsart für alle Schiller'schen Dramen in einer Biographie, wie sie der Verfasser zu geben beabsichtigte, nicht wohl durchführen ließ, und daß er allerdings bei

„Don Carlos“ und bei der „Jungfrau“ sich schon vom Dichter selbst auf den Weg symbolischer Auffassung hingewiesen fand, den er nur mit dem Stabe unserer erweiterten Geschichtsphilosophie nachzuschreiten hatte, während es beim „Wallenstein“ und bei „Maria Stuart“ auf das Charakterproblem, bei der „Braut von Messina“ und beim „Tell“ wieder auf etwas Anderes ankam.

Wenn der Verfasser ferner (II, S. 29) bei Gelegenheit des Schiller'schen „Geistersehers“ sich zu einer ungerechten Verurtheilung der ganzen Kunstform des Romans verleiten läßt und für diese Verurtheilung gewissermaßen Schiller's Autorität in Anspruch nimmt, so darf der Vertheidiger einer mit der ganzen modernen Welt überhaupt in so wesentlichem Zusammenhange stehenden Kunstgattung — wenn er auch jene Verurtheilung in Bezug auf die überwiegende Masse dessen, was heutzutage als Roman schmarotzerhaft in unserer Litteratur überwuchert, von Herzen unterschreibt — doch wohl darauf hinweisen, daß schon Schiller's begeistertes Entzücken an Goethe's Meister allein für die Würdigkeit dieser Dichtungsgattung als berechtigte Kunstform sprechen kann. Und wenn auch in den Augen der strengen Aesthetik an der Gattung durch die Stofflichkeit ein kleiner Makel haftet, so brauchen wir wohl dem Verfasser nicht erst zu sagen, „daß es Bastarde giebt, die ächter sind, als die legitimen Kinder,“ und daß ein Roman ein vollendetes dichterisches Kunstwerk sein kann, wenn auch der Roman als Gattung kein ästhetisches Vollblut ist.

Der zweite Band des Palleske'schen Buches beginnt mit Schiller's Eintreffen in Leipzig und seinem glücklichen Zusammenleben mit Körner und den Seinen in Leipzig und Dresden. Das Lied „an die Freude“, das im Zusammenhange mit der „Resignation“ und der „Freigeisterei der Leidenschaft“ ein biographisch höchst wichtiges Zeugniß einer großen inneren Verän-

derung bildet, spricht es aus, daß mit diesem hier zur Göttin hypostasirten Gefühle, wie Palleske es so schön ausdrückt, eine neue Bahn, die Bahn, die der Dichter zu immer neuen Siegen wandelte, begonnen ward. „Und immer wenn sie wiederkehrte, die himmlische, in ganzer Glorie: als Liebesglut, als Freundschaft, in der Wahrheit Feuerspiegel, als Gesundheit, als Vaterfreude, als Ruhm und geistiges Kraftgefühl, dann erhöhte sich sein Trieb und seine Leichtigkeit zu gestalten. Denn Leid bringt wohl Früchte, aber Freude nur kann sie ernten.“ Wer in Marx Werke über Beethoven die herrliche Enthüllung des einheitlichen Lebensgeistes gelesen hat, welcher Beethoven's nicht gemachte, sondern erlebte neunte Symphonie durchdringt, der wird wissen warum der Meister, als die Musik, verarmend vor den Schauern der Weltliebe, seiner herzzersprengenden Sehnsucht nach Theilnahme an dem großen Chor der freudebewegten Weltgemeinde den Ausdruck versagte, in seinem Ringen nach demselben keine gewaltigeren Worte fand, als jenen Jubelhymnus des Dichters, der, als er ihn schuf, den glückseligen „Sommernachtstraum“ der Jugendfreundschaft und Freude durchlebte, welchen uns das erste Buch des zweiten Bandes so reizvoll schildert.

Das Erwachen aus diesem Sommernachtstraum der Jugend, das in Weimar erfolgte, — wohin es unsern Dichter wie Tasso nach Rom zog, und wohin die Sehnsucht nach Charlotte von Kalb ihn gleichfalls lockte, — war ernüchternd genug. Schiller hatte zwei Jahre mit Körner und den Seinen gelebt, als er im Sommer 1787 nach Weimar pilgerte, das für ihn das gelobte Land der geistigen Größen des Jahrhunderts war, die er sehen, mit denen er sich messen wollte. Er hätte zu keiner unglücklicheren Zeit dorthin kommen können. Ich habe diese Umstände früher in „Weimar und Jena“ darzustellen versucht, und meine

Darstellung wird durch die erschöpfende Schilderung Palleske's bestätigt. Die Einleitung des Kapitels „Weimar“ ist meisterhaft und die Harmonie des Dargestellten mit dem Rhythmus der Sprache wahrhaft künstlerisch. Ueberhaupt besitzt Palleske ein seltenes Talent für diese musikalische Harmonie der Darstellung, welche den Wechsel nicht blos erlaubt, sondern fordert. Und selbst wo er darin zu weit geht, wie z. B. S. 51—55 in dem Gespräche über Don Carlos, das allerdings etwas aus dem Tone des ganzen Werkes fällt, bewährt er jenes Talent durch die glückliche Nachahmung einer an Lessing erinnernden naiven Darstellungsform des vorigen Jahrhunderts, der selbst das Zöpfchen nicht fehlt. Wir sehen eben den Dramatiker vor uns, der sich in Geist und Styl der Zeit mit virtuosistischer Leichtigkeit zu versetzen weiß. — Doch zurück zu Schiller. Man hat bei den ersten Eindrücken, welche Schiller von Weimar empfing, und bei seinen ersten oft herben und harten Urtheilen über die dortigen Zustände, über die Gesellschaft und ihre hervorragendsten Mitglieder, niemals genug in Betracht gezogen — auch Palleske nicht —, in welcher Lage und Stimmung sich der achtundzwanzigjährige Dichter dort befand. Er kam, ein Werdender, der Anerkennung noch zu seiner eigenen Kräftigung und Vollendung Bedürfender, zu lauter fertigen Menschen, denen seine Werthschätzung ihrer Verdienste lange das nicht aufwog, was er von ihnen zu empfangen hoffte.

Er kam, neugierig aufgenommen, ein Fremder, ein junger Mann, ein Einzelner in eine altgeschlossene Gesellschaft, die, wo er auch erschien, in Gesammtheit über ihn zu Gericht saß. Und wenn dies schon an und für sich eine unbehagliche Lage ist, so ward sie für Schiller noch dadurch verschlimmert, daß er aus einem Kreise eng befreundeter, ihn schwärmerisch liebender, ja fast vergötternder Menschen, sich in eine Umgebung versetzt fand,

in welcher er hier Zweifeln und Vorurtheilen zu begegnen hatte, die man gegen ihn hegte, dort in jedem Augenblick der Theilnahme entsprechen, die Werthschätzung rechtfertigen mußte, welche man ihm zu bereiten sich herbeiließ. Dazu kam noch anderes. Goethe war in Italien, Karl August auf Reisen abwesend. Weimar erschien verödet, und auf den Rausch der Genieperiode schien ein Zustand abgespannter Nüchternheit gefolgt, der auf den begeisterten Dichter des Don Carlos sehr herabstimmend wirken mußte. Darum erscheint auch der Titel „im sichern Port", welchen Palleske dem achten Buche, das die Jahre von 1787 bis Anfang 1790 umfaßt, vorgesetzt hat, nichts weniger als glücklich gewählt. Denn vielleicht nie war und fühlte sich Schiller weniger in solcher Sicherheit mit seinem Lebensschiffe als gerade in dieser Zeit. Und wenn die Nation, wenn die Menschheit das zu frühe Scheiden dieses Genius ewig zu beklagen hat, so hat der Biograph doch zu wenig auf die Klippe hingewiesen, auf der sein Lebensschiff grade in dieser Zeit den ersten tödtlichen Leck bekam, hat er zu wenig die Verschuldung gegen den Genius hervorgehoben, von der weder Goethe noch Karl August in dieser Periode völlig freizusprechen sind, die für den Dichter der „Räuber" und des „Fiesko", „Kabale und Liebe" und „Don Carlos", für den Geschichtsschreiber der „Rebellion der Niederlande" nichts hatten, als eine unbesoldete außerordentliche Professur in Jena, d. h. die Erlaubniß mit einem Titel anständig zu verhungern oder sich um des täglichen Brodes willen todt zu arbeiten. Daß er zu dem letzteren gezwungen wurde, hat Palleske nicht verschwiegen, aber wessen Schuld war es, daß der heldenhaft ringende Mann unter der allzu schweren Last der Arbeit für die nackte Existenz im zweiten Jahre seines Jenaer Lebens (1791) zusammenbrach? Schiller

war ohne Besoldung angestellt worden. Er hatte mit innerem Widerstreben ein Amt angenommen, das seine Ausgaben steigerte, während es die Muße für seine Erwerbsarbeiten beträchtlich verringerte. Er hatte es angenommen, weil ihn — die Liebe drängte und weil die Sehnsucht nach Vereinigung mit der Erwählten seines Herzens in diesem Titel eine Aussicht auf Erfüllung erblickte. Aber das erste Gehalt, das ihm nach fast zwei Jahren auf Betrieb der Frau von Stein Weimar's musenbeschützender Fürst „mit niedergeschlagenen Augen“ bot, waren — zweihundert Thaler! Es ist irrig, daß Schiller, wie Eckermann erzählt, jemals tausend Thaler Jahresgehalt vom Herzog bekommen habe. Es blieb bei den zweihundert Thalern neun Jahre lang, bis 1799, obschon ihm der Herzog schon seit 1794 Gehaltserhöhung zugesichert hatte (Pall. II, 315)! Selbst als der letztere den Wunsch äußerte, Schiller auf längere Zeit in Weimar zu sehen, und dieser selbst eine solche Uebersiedelung dringend erwünschte, war Schiller gezwungen, ihn mit „unterthänigster Bitte“ an das Versprechen der Gehaltserhöhung als die dazu nothwendige Bedingung zu erinnern! Erst jetzt wird sein Gehalt von zwei auf vierhundert Thaler gestellt; und erst als der König von Preußen im Jahre 1803 Schiller'n ein Jahrgehalt von dreitausend Thalern bieten ließ, wenn er Berlin zum Wohnorte wählen wolle, — erst jetzt ward Herzog Karl August, durch Schiller's Benehmen diesem, nicht blos für jene Zeit wahrhaft glänzenden, Anerbieten gegenüber, veranlaßt, dem Dichter, statt der bisherigen 400, einen Gehalt von 800 Thalern zu geben, den derselbe kaum ein Jahr genießen sollte! Palleske ereifert sich (S. 155) über den mangelhaften Patriotismus derjenigen, welche es schmerzlich empfanden und empfinden, daß Schiller in seiner höchsten Noth, deren Schilderung man noch heute nicht

ohne Rührung lesen kann, Errettung aus dem Auslande kommen mußte. Aber man ist darum noch kein schlechter Patriot, wenn man, ähnlich wie Lessing bei Gelegenheit von Klopstock's dänischer Pension, zur Ehre des Vaterlandes gewünscht hätte, daß Karl August und Goethe, daß irgend ein deutscher Fürst, daß ein König von Preußen, der damals einem Kotzebue eine Präbende von 1600 Thalern verlieh, — dem todtkranken deutschen Dichter am Rande des Unterganges die hülfreiche Hand geboten haben möchte.

Schiller war übrigens in jedem Betrachte ein guter Haushalter; der große Idealist war zugleich ein sehr praktischer Mensch. Ueberhaupt liegt etwas Erhebendes darin, wenn man in dem Leben unserer großen Dichter, in dem Leben nicht nur Klopstock's, Lessing's, Wieland's und Herder's, sondern auch Schiller's und Goethe's es dargethan sieht, wie stark ihre Familienliebe, und wie sehr, namentlich auch in Schiller, die bürgerliche Tüchtigkeit und hausväterliche Rechtschaffenheit und Sorgsamkeit ausgeprägt waren. Schiller und Goethe waren bei vorherrschender Neigung zur Großmuth und Wohlthätigkeit gewissenhafte Haushalter und Rechner, und jene von der Leichtfertigkeit fragmentarischer Talente erfundene und von der Oberflächlichkeit nachgesprochene Lehre: daß das Genie nicht rechnen und kein guter Wirth sein könne, daß ein Dichter nothwendig auch ein unpraktischer Mensch sein müsse, erhält durch sie, und nicht blos durch sie, eine gründliche Widerlegung. Wenn es wahr ist, daß der Styl den Menschen verräth, so kann man fast eben so gut sagen: wer fähig ist, ein Kunstwerk rein und harmonisch zu organisiren, der müsse es auch verstehen, sein eigenes Leben zu ordnen und auszugestalten. In der That läßt sich dafür gerade aus dem Leben unserer großen Dichter fast durchgehend der Beweis entnehmen; und selbst von Lessing, dem man

mitunter den Vorwurf finanzieller Unordnung gemacht hat, weiß der Kundige, wie wenig dieser Vorwurf begründet ist.

Dazu hatte Schiller im Leben nicht minder wie in der Kunst den großen Zug, den selbst Goethe zu entbehren sich anklagt, daß er immer an seine Zwecke auch die rechten Mittel zu wenden den Muth besaß, und dann auch vor großen Wagnissen nicht zurückschreckte.

Sein ganzes Leben kann eigentlich dafür als Beweis dienen. Der Ruhe zu seinen Schöpfungen bedürfend, kauft er sich in Jena einen Garten, baut er sich in demselben ein Haus, kauft er sich später in Weimar an und weiß sich durch seine Arbeit seinen Besitz zu erwerben und zu sichern. Seine Gesundheit — sein einziges Kapital — zu stärken, unternimmt er mit der ganzen Familie kostspielige Reisen u. s. w. Und dabei fehlte ihm, was in unsern Tagen dem tüchtigen und begabten Schriftsteller die sichere Aussicht gewährt, sich unabhängig von der Gnade und Gunst der Großen selbständig zu erhalten, die Sicherung des geistigen Eigenthums und seiner materiellen Erträge. Wäre Schiller vor dem Nachdruck seiner Werke geschützt gewesen, hätte er Tantièmen von seinen dramatischen Werken gehabt, wäre das Leben so bewegt und erleichtert gewesen, wie die großen Erfindungen und der beförderte Verkehr es jetzt gemacht haben: keines Grafen Schimmelmann, keines Prinzen Augustenburg hätte der edelstolzeste der Dichter bedurft, ihn über ein Jahr der Krankheit fortzutragen, und selbst des kargen Gnadengehaltes von Weimar hätte er entrathen können, um dessen sehr langsame und spärliche Erhöhung anzuhalten seinem stolzen Herzen bitter genug gewesen ist. — Auch geistig steht es jetzt anders und besser. Man liebt es hier und da noch immer, von den offenen Herzen des damaligen Publikums und von der freudigen Anerkennung zu sprechen, mit denen Schiller und Goethe es ihrer

Zeit im Vergleich zu der unsrigen zu thun gehabt. Aber die Biographen dieser beiden Heroen haben es dargethan, wie wenig jene Behauptung begründet, wie sie eben so ungerecht gegen die Dichter als gegen unsere Zeit ist. Wenn man sieht, wie z. B. ein Herder von dem nach Weimar kommenden Schiller, der doch schon die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos gedichtet, nichts gelesen hatte*); ein Wieland ihn ungünstig beurtheilte; ein Gotter ihm entschieden feindselig gegenüber trat und seinen Don Karlos am Weimarischen Hofe durchfallen machte (Palleske II, S. 66—67); wenn man liest, wie noch viel später, zur Zeit von Schiller's vollendeter Reife, ein Herder und Knebel ihn nicht nur mit einem Kotzebue zu vergleichen wagen, sondern sich dabei in vieler Beziehung sogar oft von den Kotzebue'schen Produkten befriedigter fühlen mochten — so darf man sich wohl gestehen, daß eine solche Vergleichung und ein solcher Ausfall des Vergleichs jetzt überhaupt kaum noch möglich sein dürfte.

Man hat der Palleske'schen Biographie Schiller's vorgeworfen, daß sie Schiller „den Philosophen" ungenügend behandle, daß namentlich dem vierten Kapitel des achten Buchs erschöpfende Tiefe und lichtvolle Klarheit der Darstellung fehle. Dieser Vorwurf ist allerdings nicht unberechtigt. Dagegen darf es als Thatsache gelten, daß wir bis jetzt keine Biographie Schiller's des Menschen und Dichters dieser neuen Lebensbeschreibung an die Seite zu setzen haben. Hier bewährt unser Autor alle Eigenschaften, die für eine solche Aufgabe erfordert werden, in vollem Maße. Obenan steht hier der Fleiß der Forschung, der keine Mühe scheut, siche des vorhandenen, aber zum Theil versteckten, erst von ihm aufgefundenen oder doch zuerst benutzten Materials in möglichster Vollständigkeit zu bemächtigen, und die Schärfe

*) Vgl. „Weimar und Jena", Th. I, S. 203. 2. Ausg.

und Genauigkeit des kritischen Blicks, der das Falsche von dem Wahren, die Spreu von dem Weizen zu scheiden weiß. Daran reiht sich der feine psychologische Takt, der in das Innerste der Leidenschaft, in die Geheimnisse des menschlichen Herzens und Gemüths eindringt und seine Pulsschläge nachfühlt; die Kunst der Kombination, welche das scheinbar weit auseinanderliegende in seinem inneren Zusammenhange von Ursache und Wirkung erfaßt und verknüpft; die sympathische Mitleidenschaft, die sich mit dichterischer Fähigkeit in die Verhältnisse und Stimmungen des Helden versetzt, ohne sich selbst darin zu verlieren und jenes Maß von Kälte und Besonnenheit darüber einzubüßen, welches zur künstlerischen Reproduktion durch die Darstellung erfordert wird; die genaue Kenntniß und das fühlende Verständniß der Zeit, um die es sich handelt, und ihrer sozialen und litterarischen Kulturverhältnisse; und endlich die Fähigkeit beredter Darstellung der gewonnenen Resultate, in einer Form, welche durch geschickte Gruppirung, richtige Beleuchtung und entsprechende Farbengebung ein Ganzes hervorbringt, in welchem die historische Wahrheit nicht nur nicht beeinträchtigt, sondern wirksamer gemacht und gehoben wird durch die bewußte Kunst des Biographen.

Ueber die Quellenforschung des Verfassers kann schon die Vorrede zu diesem zweiter Bande Aufschluß geben, seine historische Kritik wird man an vielen Stellen desselben bethätigt sehen, und wer zu den übrigen Eigenschaften Belege haben will, den dürfen wir getrost auf Abschnitte wie die „Schiller und Lotte (S. 75 bis 133), Schiller's Ehe (S. 133—150), Schiller und Goethe (S. 221—234), ja auf den größten Theil des ganzen Buches verweisen. Es wird nicht an solchen fehlen, welche dem Biographen — dessen Behandlung Schiller's ich kein Bedenken trage, in vieler Beziehung ebenso weit über die Lewes'sche Goethebio-

graphie zu setzen, als auf diesem Gebiete der Deutsche überhaupt dem Ausländer überlegen ist — Parteilichkeit für seinen Helden, namentlich in Bezug auf Goethe, Schuld geben und sagen werden, daß den Biographen sein Held überwältigt und in seinen Bann genommen habe. Solchen vermag ich nicht besser zu antworten, als indem ich diese Anzeige mit dem Bilde beschließe, welches einst der ältere Humboldt in einem Briefe an Körner von dem gereiften in der Vollkraft seines Wesens stehenden Schiller entwarf, ein Bild, das in seiner erhabenen Größe fast kaum noch den Menschen zeigt, „der wie ein fröhliches Kind genoß, wie ein Mann handelte und wie ein Held litt", sondern fast die überirdische Signatur des Dämonischen aufweist.

„Niemand" — so heißt es in diesem nach der lebendigen Natur gezeichneten Bilde — „Niemand kann weniger zerstreut, weniger unstät, mit mehr Liebe bei einem Gegenstande bis zur Erschöpfung verweilen, mehr frei von der abgebrochenen Heftigkeit sein, welche andere Nationen, da nur die Deutschen die eigentliche Leidenschaft kennen, Leidenschaften zu nennen pflegen, als eben Schiller. Darin lag seine unendliche, sich immer gleiche Liebenswürdigkeit, die, wenn sie mit der Größe zusammenschmolz, ihn, da kein Mensch sich immer gleich sein kann, im Gespräche manchmal so werden ließ, wie ich nie einen Anderen gesehen habe. Es ist unbegreiflich, wie unendlich kleiner immer alle Anderen, die man sonst noch so sehr liebt und ehrt, mir hierin gegen ihn vorkamen, wie beschäftigt mit ihrem Ich, wie beschränkt auf eine einzelne Sphäre, wie befangen auf irgend einer Seite, wie wenig begeistert für das augenblickliche Gespräch und dadurch unfruchtbar an neuem Stoff. Schiller hatte eine Superiorität, die, obgleich Niemand so billig und gerecht war als Er, obgleich vor keinem Richterstuhle Niemand so sehr sein volles Recht empfing,

doch eigentlich Alle, die eine Empfindlichkeit dieser Art haben, aufregen mußte. Er konnte Alle aufrichtig und allseitig beurtheilen; ihn eigentlich keiner ganz, weil er auf einer ungleich weniger niedrigen Bahn wandelte, weil man ihn aus jedem einzelnen Kreise hätte verdrängen können, und er noch immer im Durchschauen aller gleich groß geblieben wäre; weil sein gewöhnliches Leben vom Moment seines Erwachens bis zum Abend so war, daß er alles Gewöhnliche, womit sich doch auch die Besten viel und gern und angelegentlich beschäftigen, wie Staub unter sich ließ, und zwar nicht so, daß er irgend eine Beschäftigung, ein Vergnügen, wenn es sich darbot, abgewiesen hätte, sondern immer nur dadurch, daß er jedes anders behandelte."

Hier ist die Wahrheit und Wirklichkeit des erhabenen Worts, das ihm sein großer Freund nachsang:

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Möge Er uns alle, möge er seinem theuren deutschen Volke ewig darin als Muster und Vorbild voranleuchten. Und wie der große Sohn Süddeutschlands, aus dem süddeutschen Volksgeiste geboren, von dem brüderlichen Norddeutschland aufgenommen und großgenährt, jetzt dasteht als der Gegenstand der Liebe, der Bewunderung, der Verehrung beider großen — ach nur zu eigenem Verderben sich oft so feindlich grollenden Bruderstämme: so möge er für alle Zeit und vornehmlich für die unsere, das leuchtende Symbol sein und bleiben von der brüderlichen Einheit beider, zu seiner und zu Deutschlands Ehre!

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke)
Berlin, Marienstr. 10.

